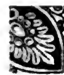

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08168191 2



HBC
Halfern




Scenen

aus den Kämpfen

der

Indianer Florida's

gegen die Weißen,

oder

der Letzte der Seminolen.

Nebst Rückblick auf die Zustände der Vereinigten Staaten

von

Albert von Halfern.

Zweite Ausgabe.

Dresden und Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1848.








Scenen

aus den Kämpfen

der

Indianer Florida's

gegen die Weißen,

oder

der Letzte der Seminolen.

Nebst Rückblick auf die Zustände der Vereinigten Staaten

von

Albert von Halfern.

„We are driven back," said an old warrior, „until we can retreat no farther — our hatchets are broken, our bows are snapped, our fires are nearly extinguished — a little longer and the white man will cease to persecute us, for we shall cease to exist!"

Wash. Irving's sketch-book.

Zweite Ausgabe.

Dresden und Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1848.



Vorwort.

Indem ich diese Scenen aus dem letzten Kriege in Florida der Oeffentlichkeit übergebe, fühle ich mich veranlaßt, zu bevorworten, daß dieselben keineswegs blos meiner Phantasie entsprossen, sondern ziemlich getreu so geschildert sind, wie sie sich mir auf dem Kriegsschauplatze darboten. Ohne besondere Sorgfalt auf die Ausschmückung gelegt zu haben, habe ich sie nach meiner Rückkunft in Deutschland beinah unverändert und in derselben Reihenfolge gelassen, wie ich sie in meinem an Ort und Stelle geführten Tagebuche aufgezeichnet fand, dabei nur dasjenige Geschichtliche einflechtend, welches mir zur Verständigung des Ganzen nöthig schien. Der Leser wird ersehen, wie ein kräftiges, obgleich rohes Volk sich bis zum letzten Hauche gegen die weißen Eindringlinge vertheidigte; ein Volk, das trotz seiner angeblichen Laster Charakterzüge entwickelte, die wohl der Aufzeichnung werth sind. Washington Irving hat in seiner trefflichen Schilderung dem indianischen Charakter Gerechtigkeit widerfahren lassen; jedoch hat er als Amerikaner seiner Regierung das Lob zu Theil werden lassen, daß diese bemüht sei, die Indianer gegen Ungerechtigkeiten von Seiten der weißen Co-

lonisten zu schützen und überhaupt die Zustände dieser Völker zu verbessern. Leider gebührt ihr dieses Lob nur in sehr geringem Maße; denn wenn auch Einiges gethan ist, um die Rothen vor den Schändlichkeiten, welche die Weißen an ihnen zu verüben pflegen, sicher zu stellen, so sind diese Vorschriften doch entweder selten befolgt worden, oder die Regierung scheint es mit der Ausführung derselben nicht ernstlich gemeint zu haben. Freilich fällt ein großer Theil der Schuld auf die Offiziere der Armee und auf die Beamten; indeß hätte man diesem Unwesen durch strenge Ahndung ein Ende machen können. So viel ist gewiß, daß die Regierung zu Washington wohl von den Mitteln wußte, deren man sich bedient hatte, um die Seminolen Florida's zur Abtretung ihres Landes zu bewegen. Mit einem Worte: die Vorschriften, welche die Regierung zu Gunsten der indianischen Stämme den Offizieren, die die Grenzwachen befehligen, ertheilt hat, werden täglich, besonders wenn sie mit der Gewinnsucht der Amerikaner in Conflict gerathen, überschritten.

Ich überlasse es nun dem Leser, seine eigenen Folgerungen aus den Scenen zu ziehen, und werde mich bemühen, ihm die einzelnen Bilder aus dem Kriege der Seminolen mit den Amerikanern der Wahrheit getreu vorzuführen.

Bremen, im Januar 1846.

Der Verfasser.

Erster Abschnitt.

An der Westküste Florida's, ungefähr dreihundert englische Meilen nordwärts vom Cap Sable, der südlichsten Spitze dieser Halbinsel, erstreckt sich ein Meeresarm tief in das flache Land, welcher den Namen Tampa- oder Hillsbury-Bay führt. Auf älteren Karten findet man die Benennung Espirito Santo dafür verzeichnet. Am Ende dieses Meerbusens, da, wo sich ein kleiner Strom in ihn ergießt, liegt Fort Brooks, gewöhnlich aber wie der Meerbusen „Tampa-Bay" genannt. Diese kleine Festung war im Jahre 1824 oder 1825 von den Amerikanern erbaut worden und ist seitdem, wegen ihrer günstigen Lage für Transportation von Gütern in das Binnenland, das Hauptdepot und Arsenal für die Armee von Florida geworden. Da der Busen so tief ist, daß selbst die größten Schiffe ihn benutzen können, so werden alle Truppen, die für den Krieg gegen die Indianer bestimmt sind, sowie alle Vorräthe von Provisionen und Amunition von den Seehäfen

der Vereinigten Staaten hierhin gesandt. Das Fort ist also der Sammelplatz der Truppen der Vereinigten Staaten, welche von hieraus einen fortwährenden Krieg gegen die Indianer führen, der schon zehn Jahre gedauert hat und jetzt kaum beendigt ist.

Ueber diesen Krieg, welcher mit der bekannten Hartnäckigkeit der feindlichen Indianer-Stämme geführt und mit schrecklicher Grausamkeit begleitet ist, muß ich Einiges als Erläuterung erwähnen.

Florida wurde im Jahre 1512 von Juan Ponce de Leon, welcher die zweite Expedition des Columbus mitgemacht hatte, entdeckt. Im folgenden Jahre wurde derselbe zum Gouverneur des Landes ernannt unter der Bedingung, daß er es colonisire. Er machte den Versuch dazu im Jahre 1521, wurde aber von den kriegerischen Indianer-Stämmen angegriffen und mit Verlust auf seine Schiffe zurückgetrieben; er selbst wurde verwundet und starb in Folge dieser Verwundung bald nachher auf der Insel Cuba. Sieben Jahre später brachte Pamphilo de Narvaez eine ähnliche Expedition zu Stande, aber auch dies Unternehmen scheiterte an der unüberwindlichen Tapferkeit der Eingeborenen. — Der dritte Versuch, Florida zu unterjochen, wurde von (Ferdinand?) de Soto, einem Gefährten des Pizarro, gemacht. Dieser erbot sich, das Land auf eigene Kosten zu colonisiren, in der Meinung, dort ungeheuere Massen Goldes zu finden. Karl V. ertheilte ihm die Erlaubniß dazu. Hernando de Soto segelte im Jahre 1539 nach Florida ab, fand aber bei seiner Ankunft

im Lande der Blumen größere Schwierigkeiten, als er erwartet. Theils die Unzugänglichkeit des Landes, theils auch die Tapferkeit und Ausdauer der hier hausenden Indianer-Stämme, der Seminolen, welche in den Sümpfen und dicken Gebüschen, die nur ihren Bewohnern (diesen Stämmen) zugänglich waren, allen Bemühungen des Eroberers hohnlachten, vereitelten auch dieses Unternehmen. Ein anderer Versuch wurde nun gemacht und zwar durch den Missionair Louis Caucella, welcher die Indianer auf dem Wege der Güte und Bekehrung bezwingen wollte. Die Rothen wollten aber von Bekehrung nichts wissen und erschlugen den Spanier gleich nach seiner Ankunft.

Von besserem Erfolg war jedoch die letzte Expedition der Spanier gegen Florida, durch Melendey, dem es gelang, ein Fort und eine Stadt zu gründen, welche er St. Augustine nannte. Einige andere kleine Städte wurden später noch erbaut, wie z. B. Pensacola und Apalachicola; aber dabei blieb es; in den Besitz des Binnenlandes gelangten die Spanier nie.

Im Jahre 1812 machte General Jackson mit einem Heere von einigen tausend Volontairen einen Einfall in Florida, um Spanien wegen mehrer Einfälle, welche sich die hier wohnenden Colonisten in das Gebiet der Vereinigten Staaten erlaubt hatten, zu züchtigen, und bemächtigte sich der Stadt St. Augustine. — Die Amerikaner hatten schon lange gewünscht, in den Besitz dieses Landes zu gelangen,

weil dasselbe eine Menge Lebenseichen (live oak), ein zum Schiffbau sehr vorzügliches Holz, besitzt. Man pflog Unterhandlungen dieserhalb mit Spanien, und im Jahre 1819 wurde es denn käuflich (für die Summe von 5 Millionen Dollars) durch die Regierung der Vereinigten Staaten erworben. Es war zu diesem Zeitpunkte von ungefähr 6 bis 7 Tausend Indianern (die genaue Anzahl ließ sich nie ermitteln) aus verschiedenen Stämmen, hauptsächlich aber von Seminolen, bewohnt.

Spanien wurde natürlicher Weise bezahlt. — Aber die Indianer, die ursprünglichen Einwohner und deshalb rechtmäßigen Besitzer des Landes, waren auch sie käuflich? Waren auch sie mit dem Verkaufe ihres Landes einverstanden? Man fragte sie nicht! die wichtigsten und einflußreichsten ihrer Häuptlinge wurden betrunken gemacht, dann ihre Einwilligung zur Abtretung des schönen Landes gegen einige öde Steppen in Arkansas erlangt! Kaum war der Verrath ihrer eigenen Oberhäupter unter den verschiedenen Stämmen bekannt, als ein allgemeiner Unwille die ganze Bevölkerung ergriff, der noch durch eine Gewaltthat, von einem Sclavenbesitzer des benachbarten Staates Georgia an ihrem Häuptlinge Occola verübt, vergrößert wurde.

Die Indianer weigerten sich, einen Traktat zu erfüllen, zu dessen Einwilligung man sie auf solche Weise gezwungen hatte. Sie weigerten sich, und mit Recht, ihre Jagdreviere zu verlassen, um ihr Leben, fern von den Gräbern ihrer Väter, zu be-

schließen. Der Indianer verkauft nicht das Land seiner Väter. Aber wenn er betrunken ist, und zwar durch das Feuerwasser der bleichen Gesichter, so ist er zu Allem fähig. Als nun die Amerikaner auf Abtretung des Territoriums drangen, widersetzten sich die hier wohnenden Stämme, und es entspann sich der Krieg. — Gleichviel, raisonniren die Amerikaner, selbst die Gebildetern, diese rohen Völker werden civilisirt, und vor Allem, Christen, für sich allein schon eine genügende Entschädigung für den Verlust ihres Landes. Wenn also die Herren Amerikaner die Civilisation mit allen ihren Uebeln und das Christenthum als genügende Entschädigung für den Verlust von beinah 2500 □Meilen Land betrachten, so kann ich nicht umhin, die Frage zu stellen, ob nicht der Verkäufer den Werth seiner Waaren zu bestimmen hat! Hier ist es aber die Versammlung der Repräsentanten eines mächtigen Staates, die diesen Raub für Recht erklärt hat. Daß dieselbe nicht in dem Geiste ihrer Vorfahren, der ersten Ansiedler Pennsylvaniens, gehandelt, ist anschaulich. Aber kommt her, ihr Weißen, und betrachtet die Folgen eures Civilisations-Systems. Richtet eure Blicke auf den kleinen Hafen dorten. Es liegt da ein Dampfschiff, welches gestern von New-Orleans ankam, um ungefähr 200 Indianer, welche von den Truppen gefangen worden sind, nach dem entfernten Westen, Arkansas, zu transportiren. Am Ufer versammelt, warten sie auf das Zurückkommen des Bootes, welches schon einen Theil derselben an's Dampfschiff gebracht hat. Ei-

nige sitzen da in ruhiger Ergebung (schmerzlich anzuschauen), andere in dumpfer Gleichgültigkeit, und harren auf die Rückkehr des Fahrzeugs, welches sie auf immer ihrer Heimath entreißen soll. Betrachtet den Häuptling dorten, seht, wie er mit blankem Messer auf den Agenten, der vielleicht bei der schmählichen Erlangung ihrer Einwilligung zur Abtretung ihrer Jagdreviere gegenwärtig war, eindringt, doch es nützt ihm nichts. Von Soldaten umringt, ist er bald überwältigt und ohne Weiteres in das auf ihn wartende Boot geworfen. Dort sieht man Einen, der das ihm als Bestechung gegebene Geld wegwirft. Auch er war wahrscheinlicher Weise betrunken, als der Vertrag mit den Vereinigten Staaten abgeschlossen wurde. Jetzt aber, da er sein Vaterland verlassen muß, bereut er und verflucht auf ewig die bleichen Gesichter. Die meisten der hier versammelten Rothen aber sind betrunken, bestialisch betrunken.

Diese Bewohner der Wälder werden nun wie reißende Thiere zur Transportation nach Arkansas auf das Dampfschiff verpackt, welches sie bis New-Orleans führt. Hier angekommen, werden sie, ohne den Fuß an's Land zu setzen, auf ein anderes Boot geladen, welches sie bis zum Orte ihrer Bestimmung — dieser liegt 1800 englische Meilen von New-Orleans entfernt, da, wo sich der Grandfluß in den Arkansas ergießt — bringt. Hier fangen ihre Leiden erst an. Der freie Indianer ist nicht an Arbeit gewöhnt. In Florida nährte er sich von der Jagd und vom Fischfange;

aber Arkansas hat wenig Wild, und die Flüsse sind nicht so fischreich, als die Florida's. An ein warmes, beinah tropisches Klima gewöhnt, wo er keine Häuser, sondern nur Hütten, um sich vor Regen zu schützen, baut, empfindet er das wechselnde, ja zuweilen kalte Klima von Arkansas um so unangenehmer. Da nun der Fischfang und die Jagd nicht ergiebig sind und, das Land für Getreide urbar zu machen, seinem Charakter und seinen sonstigen Gewohnheiten zuwider ist, so macht er Jagd auf das Vieh seiner Nachbarn, der Cherokees und Choctaws. Diese Stämme besitzen ansehnliche Plantagen, sind halb civilisirt, zahlreich und kriegerisch. Wird nun der Florida-Indianer in seinem illegitimen Jagdmachen ertappt, so wird er unfehlbar niedergeschossen oder aufgeknüpft. Andere folgen dem allen Indianern so eigenthümlichen Hange zum Trunke, kaufen sich für das ihnen noch übrig gebliebene Entschädigungsgeld Whiskey und saufen sich zu Tode. Charakterlose und gewinnsüchtige Weiße verschlimmern dieß Uebel und verschaffen ihnen für Geld dieses so beliebte Getränk. Obgleich dieser Handel von der Regierung streng untersagt worden ist, so hat er dessenungeachtet doch statt. Diejenigen nun, die nicht auf diese Weise umkommen oder nicht von den dem Klima eigenthümlichen Krankheiten verschlungen werden, setzen ihre Existenz auf eine elende und kümmerliche Weise fort und verfluchen die Weißen. Alle in Florida gefangenen Indianer werden nach Arkansas geschickt. Da das Land hier größtentheils aus Prairieen

und offenen Wäldern besteht, so können sie den Weißen nicht mehr mit Erfolg bekriegen und müssen sich in ihr Schicksal fügen. Diese solchermaßen exportirten Stämme vermindern sich mit jedem Jahre. Der Indianer acclimatisirt sich nicht wie der Weiße, sondern kränkelt eine Zeit lang und stirbt endlich.

Wo bleibt nun der Segen der christlichen Religion, welchen man als Entschuldigung für solche Ungerechtigkeiten anführt? Diese wilden Völker würden, wenn sie nie mit den Weißen in Verkehr gekommen wären, jetzt glücklich sein; sie würden sich, wenn man sie nicht von ihrer Heimath entfernt hätte, von der Jagd und dem Fischfange nähren und von Sorgen und Leiden nicht einmal träumen. Wo die Weißen mit den Indianern in Berührung gekommen sind, haben sie diese unglücklich gemacht. Einige Stämme nur sind halb civilisirt worden, und wenige haben das Christenthum angenommen. Wäre dieß auch wirklich der Fall, würde ihr physisches und geistiges Wohl dadurch verbessert werden? Der civilisirte Zustand, ist er nicht mit mehr Uebeln verknüpft, als der rohe — wilder Völker?

Was das zukünftige Wohl ihrer Seele betrifft, darum mache man sich keine Sorgen. Ihr großer Geist wird sie nicht verlassen; er wird sie nach ihrem Tode in Jagdreviere führen, wo sie 2 bis 3 Hirsche jeden Tag erlegen können und ihr Vorrath an Pulver und Blei nie zur Neige gehen wird. Man lasse sie bei diesem Glauben, sie sind glücklich dabei, man achte ihn, wie wir den unsrigen geachtet wissen wol-

len. „Ist euer Gott auch mächtiger, als unser großer Geist," drückte sich einer ihrer Häuptlinge aus, da er euch große Büchsen gegeben hat, womit ihr 20 Kugeln auf einmal schießen könnt (Kanonen waren gemeint), so ist der unserige doch gütiger, denn er hat die Frauen der Indianer treu, bescheiden und folgsam geschaffen und nicht frech, wie die der Weißen, die sich ohne Scheu in die Versammlungen von Männern eindrängen." Dieß war gesagt in Bezug auf die Gemahlin eines gewissen amerikanischen Agenten, die, um ihre Neugierde zu befriedigen, einer Unterredung der Häuptlinge mit ihrem Gemahl beiwohnte. Die Unterdrückung und Anihilation der Indianer datirt, wie bekannt, von der Entdeckung Amerika's. Damals waren es bigotte Spanier, die, das Crucifix in der einen, und das Schwert in der anderen Hand, diese Völker aufrieben; jetzt ist es das Expansiv-System moderner Republikaner, der Yankees, die zwar mit etwas mehr Schonung zu Werke gehen, dessenungeachtet aber die Indianer immer weiter nach Westen zurückdrängen, über die Rocky-Mountains hinaus, in das stille Meer! „Der letzte Indianer wird seinen Pfeil in das Herz des letzten Büffels begraben, oder das gänzliche Absterben der indianischen Völkerstämme wird contemporär mit der Vertilgung der Büffels sein," berechnet man.

Fort Brooks oder Tampa-Bay war im Anfange des Krieges sehr wenig zum Aufenthalt für Truppen geeignet. Der größte Theil derselben war im

Innern des Landes, um die noch nicht unterjochten Stämme gefangen zu nehmen und sie auf die besagte Weise nach Arkansas zu transportiren. Es war im Monat August und die Hitze beinah unerträglich. Da aber auch das Wasser in Folge dieser Hitze sehr schlecht geworden war, so mußte etwas geschehen, um diesem Uebelstand abzuhelfen. Eine Menge Vieh (ungefähr 400 bis 500 Stück), theils für das Militair im Innern des Landes, theils aber auch für die Besatzung von Tampa-Bay bestimmt, mußte, da das Wasser einer kleinen Quelle, welches noch trinkbar war, aber kaum für die Menschen hinreichte, um dieser Wassernoth abzuhelfen, anderweitig untergebracht werden. Die ganze Heerde, sowie alles überflüssige Zugvieh ꝛc., wurde daher mit einer Eskorte von 20 Mann als Bewachung an einem kleinen Flusse, ungefähr 4 Meilen von Tampa-Bay entfernt, gelagert.

Das Lager war nicht nur für die Tränkung des Viehes ganz geeignet, sondern auch in jeder andern Beziehung angenehm, ja romantisch. Beide Ufer des kleinen Flusses waren mit einer so dicken Holzung eingefaßt, daß man sich nur mit der Axt einen Weg hindurch bahnen konnte. Diese dichten Gehölze (Hammocks, wie man sie nennt) sind Florida eigenthümlich. Von 3 bis 4, ja 20 bis 30 Meilen im Umfange, findet man sie auf allen Theilen dieser Halbinsel, wie die Oasen in den Wüsten Afrika's, in den unabsehbaren Fichtenwäldern zerstreut.

Am Rande einer solchen Hammock war das Lager aufgeschlagen. Der Fluß bildete, nachdem er das Dickicht verlassen hatte, ein kleines Bassin, woraus das Vieh getränkt wurde. Das Lager war an einer Seite von diesem Bassin und im Rücken von der Hammock begränzt; die Front war auf den offenen Fichtenwald gerichtet.

Zweiter Abschnitt.

Es war ein schwüler Tag. Die Sonne, welche in diesem südlichen Theile Florida's eine beinah tropische Höhe erreicht, hatte Laub und Gras verwelkt. Das Vieh, welches jeden Morgen durch die dafür bestimmten Hirten in die Wälder zur Weide getrieben wurde, konnte nur noch im Schatten der Hammock Nahrung finden. Aber in der leinenen Wohnung des Lieutenants, welcher das Commando über die Eskorte führte und dessen Zelt durch ein Dachwerk von Laub vor der brennenden Sonne geschützt war, saß eine heitere Gesellschaft, die — Wärme durch Wärme zu vertreiben — sich mit einer Bowle kalten Whiskey-Punsches zu regaliren schien. Mehre Offiziere von Tampa-Bay hatten sich eingefunden, um unser Lager in Augenschein zu nehmen, und schienen mit der Bewirthung ihres Collegen wohl zufrieden zu sein. Kurz man trank, rauchte Cigarren und plauderte trotz der ungeheuren Hitze.

„Obgleich Euer Lager sehr bequem ist," hob Oberst

Harney an, „so gefällt mir die Lage desselben doch nicht. Ihr hättet dasselbe etwa 700 bis 800 Schritt von der Hammock aufschlagen sollen. Jetzt gereicht Euch die Hammock nicht zum Schutz, sondern, unmittelbar in Eurem Rücken, kann sie den feindlichen Indianern, falls diese einen Angriff gegen das Lager prämeditiren, als Hinterhalt dienen. Vom dicken Gebüsch beschützt, könnten sie ungestraft ihr tödtliches Blei unter Euch schleudern, ohne daß Ihr im Geringsten im Stande wäret, es mit Erfolg zu erwiedern. Die Schildwachen, obgleich eine nah an der Hammock postirt ist, können nur eine kleine Strecke in dieselbe hineinsehen, und deshalb würde es den Indianern nur eine leichte Aufgabe sein, sich ihnen zu nähern und sie zu überrumpeln, ja, vielleicht ohne Gebrauch von der Büchse zu machen, den Mann, ehe er im Stande wäre, Alarm zu schlagen, mit dem Messer zu tödten. Solche Fälle sind sehr häufig im Kriege mit den Wilden, bei welchen List und Schlauheit die Stelle des Muthes vertritt."

Aber der Lieutenant und Commandeur dieses kleinen Lagers, an den der wohlgemeinte Rath eines alten Kriegers gerichtet war, hatte erst vor Kurzem die Militair-Schule verlassen, war noch jung, ohne Erfahrung und selbstgenügsam.

„Ich glaube nicht, daß etwas von den Indianern zu besorgen ist," versetzte er, „die Stämme, die sich in dieser Gegend früher umhertrieben, sind ja schon längst gefangen worden. Die Uebrigen sind so sehr geschwächt, daß sie es nicht wagen würden,

sich innerhalb 50 Meilen von Tampa-Bay blicken zu lassen."

„Erblicken werdet Ihr die Indianer gewiß nicht," fiel hier Mr. Davis ein, „ob Ihr aber nicht ihre Büchsen krachen hören werdet, ist noch zweifelhaft. Ich kenne sie. Wenn sie uns in einer so zum Ueberfall einladenden Lage finden, wässert ihnen der Mund, wie dem Gourmand beim Erblicken einer delikaten Pastete; obgleich sie nur 2 Ladungen Pulver und Blei haben, so würden sie doch eine solche Gelegenheit gewiß benutzen; sie würden sicher einen Schuß auf die verhaßten Weißen wagen."

Der alte Davis war Beamter der Regierung und zwar in der Eigenschaft als Commissary of Subsistence, d. h. er hatte die Aufsicht über die Magazine und lieferte die Provisionen für die Truppen. Schon mehre Jahre in Florida, hatte er sich ganz mit dem Charakter der Indianer bekannt gemacht. Bei den Unterhandlungen der indianischen Häuptlinge mit den Agenten der Vereinigten Staaten war er oft anwesend gewesen und hatte sich dadurch eine ziemliche Fertigkeit in ihrer Sprache erworben. Er war ein Hinterwäldler (back-woodsman), im Staate Kentucky geboren und in dem Gebrauch der Büchse so geübt, daß er es verschmähte, ein Eichhörnchen, welches er von der höchsten Eiche heruntergebracht hatte, aufzuheben, wenn es an einer andern Stelle, als am Kopfe getroffen war. Ihn führten keine Geschäfte hieher, sondern seiner Vorliebe für das Freie und für die Wälder verdank-

ten wir seine Gegenwart in unserem Lager, wo er sich ganz heimisch gemacht hatte. Schon lange mit ihm befreundet, theilten wir unser Zelt mit ihm, und er war mir, indem er wegen seiner beständigen guten Laune und Heiterkeit einen guten Gesellschafter machte, sehr willkommen.

„Dieses Lager," hob der Oberst wieder an, „hat in seiner Position große Aehnlichkeit mit Camp Izard, wo ungefähr 1500 Mann von den Indianern so eingeschlossen wurden, daß sie weder vorwärts noch rückwärts konnten. Da waren sie wie in einer Falle gefangen, von allen Zufuhren abgeschnitten, und hätte sie nicht General S.... aus dieser Klemme erlöst, so wäre die Aufreibung des ganzen Detachements die Folge dieser Unklugheit gewesen. Man hätte damals die Indianer nicht im Besitz der Hammock lassen müssen; wäre dieselbe gleich besetzt worden, so hätte eine solche Katastrophe nicht eintreten können."

„Entschuldigt meine Freiheit, Oberst," unterbrach ihn Capitain Buchanan, der erst seit einigen Tagen aus den Staaten hier angekommen war, um an dem bevorstehenden Feldzuge Theil zu nehmen, „seid Ihr derjenige, dessen mirakulöse Gefangennehmung durch die Indianer und nachherige Flucht von denselben so viel Aufsehen gemacht und zu so vielen wunderbaren Erzählungen Veranlassung gegeben hat? Seid Ihr wirklich der, durch dessen abenteuerliche Rettung das damalige Ereigniß, die Niedermetze-

lung aller weißen Colonisten, den Namen „Harney's Massacre“ erhielt?

„Ja wohl,“ versetzte trocken der Oberst, „ich bin derselbe.“

Mehre Offiziere, die den Obersten noch nicht persönlich kannten, erstaunten, sich so unverhofft in der Nähe eines Mannes zu sehen, dessen Erlebnisse und Thaten in Florida mit so vielen an's Mährchenhafte grenzenden Zuthaten ausgeschmückt waren und welcher durch seinen Aufenthalt in den Wohnungen der feindlichen Indianer, sowie durch seine Grausamkeit gegen dieselben, wenn er ihrer habhaft wurde, den Zeitungsschreibern erwünschten Stoff geliefert hatte, ihre Colonnen auszufüllen.

„Die verschiedenartigen Berichte über diese Begebenheit,“ fuhr der Capitain fort, „sind so widersprechend, daß ich mir eine Erläuterung von Euch darüber ausbitten möchte. Einigen Nachrichten zufolge sagt man, daß Ihr aus Eurem Zelte, als der Angriff stattfand, entwichen, nach Andern aber wirklich gefangen worden wäret, und dabei soll man Euch sogar die Kopfhaut abgestreift haben. Es wurde unter Anderem auch behauptet, daß Ihr diese, Eure eigene Schädelhaut, als eine Perrücke trüget.“

„Das Widersprechende dieser Erzählungen kann ich nur dadurch erklären,“ antwortete der Oberst, „daß der erstere Theil, das Entkommen aus dem Zelte, meinen Bruder, den Generalarzt der Florida-Armee, betrifft; denn er entwich auf diese Weise. Ich dagegen wurde gefangen genommen und meine Schä-

delhaut wirklich abgelöst.“ Dieß sagend, löste der Oberst eine kleine Feder an seinem Kopfe, nahm seine Perrücke ab und zeigte zu unserm Entsetzen seinen kahlen Kopf. Ich sage Entsetzen, denn entsetzend war der Anblick. Die Kopfhaut war wirklich abgelöst worden und zwar ungefähr einen Zoll oberhalb der Schläfe, so daß der untere Theil des Haarwuchses noch vollständig und unversehrt geblieben. Die Perrücke, welche, wie er behauptete, von der Schädelhaut durch einen geschickten Gerber angefertigt worden war, paßte ganz genau auf die mit einer dünnen Haut wieder überwachsene Stelle des Kopfes. Da aber diese Haut noch neu und an mehren Theilen sogar noch blutig war, so erregte der Anblick ein höchst unangenehmes, wenn nicht grauenhaftes Gefühl.

Nun wurde er mit Bitten bestürmt. Jeder wollte jetzt die Gelegenheit benutzen, den genauen Hergang der Sache zu erfahren. „Erzählt, erzählt!“ hieß es auf allen Seiten. Aber der Oberst war kein Freund vom Erzählen, eine Rothhaut aufzuknüpfen, hätte ihm weit mehr Spaß gemacht. — Zuletzt aber gab er den vielen Bitten doch nach.

„Bin zwar kein Freund von vielem Schwatzen, da ich Euch aber“ — begann er, den jungen Lieutenant anredend — „Dank für Euren guten Whiskey-Punsch schuldig bin, so muß ich mich schon bequemen, Euch den Vorfall zu erzählen. Bei Puntarosa knüpfte ich sieben Indianer dreimal auf. Ihr staunt, denkt, ein Mensch kann nur einmal gehangen

werden, sollt jedoch hören, welche Bewandtniß es mit diesem dreimaligen Hängen hatte. Die sieben Indianer überraschte ich mit meinen Leuten unweit Puntarosa. Sie waren Seminolen, und da sie kein Gepäck, keine Weiber und Kinder mit sich führten, so schloß ich, daß auch der Stamm, zu dem sie gehörten, nicht weit entfernt sein müsse und diese sieben nur in einer Jagd-Excursion begriffen seien. Ich bot Alles auf, sie zu bewegen, mir den Aufenthaltsort ihres Stammes anzudeuten, doch Whiskey, Geld, Alles war vergebens. Die Rothhäute blieben verstockt. Da nahm ich zur Folter meine Zuflucht. Jedem ließ ich einen Strick um den Hals knüpfen. Das Ende desselben wurde über einen Ast geworfen und dann ließ ich die Hunde einen nach dem andern heraufziehen, eine Weile zappeln und dann wieder herunter nehmen. Nach diesem Experiment fragte ich dieselben, ob sie bekennen wollten. Aber nein. Ich wartete ungefähr eine halbe Stunde, damit sie sich erholen konnten, und dann wiederholte ich die Execution. Dießmal ließ ich sie länger zappeln; zwei waren todt, als die Stricke nachgelassen wurden, und einer der fünf bekannte. Ich ließ vier durch eine Eskorte nach Puntarosa bringen und begab mich mit dem Verräther, der mir nun als Wegweiser diente, auf den Weg, den ganzen Stamm aufzufinden. Aber der Rothe hatte gelogen. Unverrichteter Sache mußte ich wieder nach Puntarosa zurückkehren. Hier angekommen, wiederholte ich zum dritten Male das Experiment. Einen ließ ich her-

unter nehmen. Halb erwürgt schrie er: „Harvey-Hammock.“ Das war wahrscheinlich und stimmte mit meinen Vermuthungen und Nachrichten überein. Ich ließ den Verräther wieder bei den Uebrigen aufknüpfen und machte mich nach Harvey-Hammock auf den Weg. Daß ich dort den größten Fang gethan habe, desgleichen seit dem Beginn des Krieges noch nicht gemacht worden ist, werdet Ihr Alle wohl wissen. Die sieben Indianer hingen dort bis in den verflossenen Monat, als Capitain Kaire Puntarosa während seines Streifzuges besuchte und dieselben begraben ließ; denn ihre Religion verbietet den Rothhäuten, einen auf solche Weise Getödteten anzutasten, vielweniger ist es ihnen erlaubt, ihm die üblichen Ceremonieen des Begräbnisses angedeihen zu lassen.“

„Einige Monate nach diesem Ereigniß kam eine Art Frieden zu Stande. Den Indianern wurde ganz Süd-Florida abgetreten und Harvey-Hammock, wo später Fort Harvey erbaut worden ist, wurde der nordwestlichste Punkt der Grenzlinie. Wer auf einen Vertrag mit diesem rothen Gesindel Häuser baut, ist übel daran. Ein unternehmender Kaufmann aber schien den Indianern mehr Vertrauen zu schenken. Er erbat sich die Erlaubniß, Handel mit den Rothen treiben zu dürfen, was ihm genehmigt wurde, sandte eine ungeheure Menge Waaren nach Fort Harvey und eröffnete dort eine Factorei. Um dergleichen Unternehmungen zu protegiren, indem man glaubte, daß dieß der einzige Weg

sei, die Indianer zu civilisiren, wurde ich mit zwei Compagnieen meiner Dragoner (denn ich war damals noch Major) dort stationirt. Alles ging eine Zeit lang gut. Die Indianer verschiedener Stämme kamen jeden Tag in die Factorei, brachten Wildpret, Felle, Fische und erhielten Pulver und Blei dafür oder was sie sonst brauchten. Auch die ihnen vorgeschriebenen Grenzen beobachteten sie treulich. Jeder glaubte, daß ein permanenter Friede die Folge dieses Vertrages sein würde. Aber man täuschte sich. Wenn ich zuweilen, eine Cigarre rauchend, vor meinem Zelte saß, beguckten mich die Indianer mit einer gewissen Scheu, die aber mit dem Gelüst nach Rache vermischt war. „Das ist der Indian killer" (Indianer-Tödter), riefen sie ihren Frauen zu und gingen dann eilig ihres Weges. Ich war sehr wachsam, daß die Colonisten ihnen keinen Whiskey verkauften, denn sonst wäre es schon früher zu einem Ausbruche von Feindseligkeiten gekommen. Gegen mich besonders hatten die Seminolen Rache geschworen. Einer ihrer Propheten hatte sogar geweissagt, daß alle Indianer aus Florida vertrieben würden, wenn nicht mein Scalp (Schädelhaut) der heiligen Schlange im Cypressen-Sumpf als Sühnungsopfer für die sieben Indianer von Puntarosa dargebracht würde."

„Es war ungefähr eine Stunde vor Sonnen-Aufgang, als ich durch Schüsse und Jammer-Geschrei aus meinem Schlafe geweckt wurde. Ich stürzte hinaus und — fiel lebendig in die Hände

der Seminolen. Alles wurde niedergemetzelt. Die Wachen waren überrumpelt und, ohne Alarm schlagen zu können, niedergehauen worden. Vor jedes Zelt hatten sich 5 bis 6 Indianer gestellt und, sobald nun die Dragoner herausstürzten, um zu sehen, was es gäbe, wurden sie von diesen entweder mit der Streitart erschlagen oder niedergeschossen. Ein Einziger nur entkam in dem Tumult, und dieser war mein Bruder. Als derselbe das Gekrach der Büchsen hörte, wollte auch er herausstürzen, erblickte aber zum Glück durch einige Löcher des Zeltes die erhobenen Tomahawks der Wilden. Ganz leise erhob er sich, schnitt mit seinem Jagdmesser ein Loch in den hinteren Theil seines Zeltes und entschlüpfte durch diesen Ausgang in den Wald. Vergebens harrten die Rothen auf sein Herauskommen vor dem Zelte; er aber irrte mehre Tage in den Wäldern umher und kam endlich halb verhungert in das Fort Centre, wo zufälliger Weise ein Detachement Seesoldaten stationirt war."

„Aber," unterbrach hier der Capitain den Obersten, „warum umzingelten die Indianer nicht das Zelt?"

„Es ist mir auch schon oft aufgefallen, warum sie nicht auf diesen Gedanken kamen."

„Sehr erklärlich," bemerkte Master Davis. „Obgleich es sonderbar klingt, so glauben die Creeks — denn zu diesem Stamme gehörten wahrscheinlich die Krieger, die vor dem Zelte Eures Bruders auf sein Herauskommen harrten — daß kein Mann, viel weniger ein Krieger, sich unterstehen dürfe, an einer

anderen Stelle seine Wohnung zu verlassen, als durch den gebräuchlichen Eingang zu derselben. Der böse Geist nur macht zufolge ihres Glaubens sein Erscheinen und Exit mittels solcher illegitimen Ein- und Ausgänge, wie z. B. Löcher im Dache oder in der Wand sind. Es ist gleichsam eine religiöse Vorschrift, die ihnen dieß verbietet. Da es ihnen also selbst nie einfällt, ihre Wohnung auf solche Weise, sogar wenn Gefahr von außen droht, zu verlassen, so waren sie weit entfernt, auf den Gedanken zu kommen, daß sich ein Krieger dieses Mittels bedienen würde, und brauchten deshalb nicht die Vorsicht, das Zelt Eures Bruders zu umzingeln."

Der Oberst fuhr fort:

„Als man mich dem Feuer nahe gebracht und als den Indian killer erkannt hatte, entstand ein allgemeines Jubelgeschrei. Es wurde ein Kriegsrath gehalten und von den Häuptlingen beschlossen, daß ich während des Tages gefoltert werden und am Abend erst den Todesstreich erhalten sollte. Aber die gräuliche Execution, mir die Schädelhaut abzuziehen, wurde, um mir größern Schmerz zu verursachen, gleich vollzogen. Die Bedeckung meines Schädels hing nur noch an einem schmalen Streifen Haut, und ich wurde in diesem Zustande mit Riemen, aus roher Ochsenhaut geschnitten, an eine Fichte gebunden. Meine Schmerzen waren, wie man sich denken kann, fürchterlich. Zwei Umstände aber kamen mir zu Hülfe. Der erste war der, daß sich im Lager des Kaufmanns ein bedeutender Vorrath von Whis-

key-Cognac und anderen spirituösen Getränken vorfand. Was bei solchen Gelegenheiten meistens unter den Rothhäuten der Fall ist, traf auch jetzt ein. In weniger als einer Stunde war Alles betrunken, und den Weibern wurde die Bewachung der Gefangenen überlassen. Die berauschten Indianer schliefen bereits fest, und die Weiber machten sich nun über den Rest des Whiskey her, der auch diese bald in einen ähnlichen Zustand versetzte."

„Die Gelegenheit, zu entkommen, war jetzt günstig; aber wie sollte ich meine Hände aus den Banden befreien? Ich riß und spannte die mir noch übrigen Kräfte an, sie zu brechen. Aber vergebens, meine Bemühungen blieben fruchtlos. Der Blutverlust, durch die gräuliche Operation entstanden, war bedeutend und erschlaffte meine Muskeln. Ich wünschte mir den Tod."

„Da erblickte ich eine Erscheinung, deren Gestalt noch jetzt so deutlich als in jener Schreckensstunde vor meiner Phantasie schwebt. Es war ein rettender Engel in der Form einer Indianerin."

„Einer Indianerin?" schrieen erstaunt mehre der Zuhörer.

„Eine Indianerin löste mir die Banden. Sie war die Einzige, welche nicht an den Bacchanalien Theil genommen hatte. Leisen Schrittes nahte sie sich mir."

„Es ist doch schöner, unseren Feinden zu verzeihen," sprach sie in gebrochenem Englisch und trennte die Riemen mit einem Messer. Dankend warf ich

mich ihr zu Füßen und stammelte etwas heraus, ich weiß nicht was; sie aber legte ihre Hand auf meinen Mund."

„Still, damit die Krieger nicht erwachen." Sie ergriff darauf meine Hand und zog mich nach dem Ufer des Flusses zu. Meine Glieder vermochten kaum, mich so weit zu tragen, so schwach war ich. Meine Retterin aber führte mich. Am Ufer des Flusses fanden wir ein Canoe. Es war das einzige Fahrzeug an diesem Orte und gehörte mir. Ich pflegte es häufig zu Spazierfahrten auf dem Flusse zu benutzen, aber wenig ahnte ich damals, daß es das Werkzeug meiner Rettung werden würde. Sie nahm das Ruder und stieß vom Ufer."

„Da die Wunden, welche durch die bedeutenden Schnitte in meinen Kopf verursacht waren, noch fortwährend bluteten, so ergriff mich jetzt eine solche Schwäche, daß ich ohnmächtig auf den Boden des Canoes hinsank. Von dem ferneren Hergange der Sache weiß ich nichts mehr, denn als ich erwachte, befand ich mich in der Kajüte des Dampfbootes „Cincinnati". Aber nach der Aussage des Capitains fand er mich auf einer Art Sandbank in der Mitte des Flusses. Die Indianerin mußte zu ihrem Stamm zurückkehren, damit, wenn die Krieger aus ihrem trunkenen Rausch erwachten, kein Verdacht auf sie fiele. Da sie wahrscheinlich wußte, daß wir zwischen Fort Harvey und Tampa-Bay eine regelmäßige Communication mittels Dampf- und Seegelboote unterhielten, so beschloß sie, mich auf diese Sandbank

zu tragen, wo mich jedes Fahrzeug, welches den Fluß herauf kam, bemerken mußte.“

„Aber die Indianerin, saht Ihr sie wieder?“ fragte Capitain Buchanan.

„Ja wohl,“ versetzte der Oberst. „Einige Monate nach diesem Ereigniß war sie in Begleitung eines der Seminolen-Häuptlinge, welcher Friedensunterhandlungen mit uns angeknüpft hatte, in Tampa-Bay. Diese Unterhandlungen kamen jedoch nicht zu Stande, denn dieselben waren noch nicht zu Ende, als die Rothhäute schon die Feindseligkeiten erneuerten. Während dieser Zeit fand ich oft Gelegenheit, meine Retterin zu sprechen und ihr zu danken. Sie ist die Tochter des verstorbenen Häuptlings Oceola und hatte ihren Vater in seine Gefangenschaft begleitet, um ihn zu trösten. Während dieser Zeit genoß sie einigen Unterricht, besonders aber wurde sie in der christlichen Religion belehrt. Daß diese Lehre Wurzel geschlagen und herrliche Früchte getragen, könnt Ihr aus ihrer Handlungsweise ersehen.“

„Ich versuchte sie zu überreden, in Tampa-Bay zu bleiben; sie glaubte aber, daß ihre Gegenwart unter den Indianern, wo sie beflissen war, die feindselige Stimmung derselben zu mildern, ihren Zwecken förderlicher sein würde. Zudem liebte sie ihre Nation, und besonders einen alten Pflegevater wollte sie nicht verlassen. Es war indessen mehr inniges Mitleid mit ihren unwissenden Landsleuten, welches sie bestimmte, diese nicht zu verlassen.“

„Sie ist eifrig bemüht, bei ihnen Gefühle für Religion zu erwecken. Als Tochter des ersten Häuptlings sichert sie ihr Rang vor Brutalitäten. Ob es ihr aber gelingen wird, den Rothhäuten andere Gesinnungen gegen uns beizubringen, bezweifle ich sehr. Seitdem sie Tampa-Bay verließ, habe ich sie nicht wieder gesehen."

Dritter Abschnitt.

Der Oberst hatte eben seine Erzählung beendigt und sich mit einem Glase Punsch erquickt, als unsere Aufmerksamkeit durch das plötzliche Erscheinen eines Reiters in Anspruch genommen wurde. Dieser Reiter, der von seinem Gaule herunter in unsere Mitte fiel, war Shay, ein Ire von Geburt und zwar vom westlichen Theile der Smaragd-Insel, wo die halbwilden Eingeborenen, wie die Sage geht, in einer Falle gefangen werden. Mit diesem Fangen hat es folgende Bewandtniß. In der Falle nämlich liegen Kartoffeln als Lockspeise, weil die Iren diese Speise nächst Whiskey leidenschaftlich lieben, und ist so construirt, daß sie ihre offne Hand ohne Mühe durch die angebrachte Oeffnung stecken können; fassen sie aber eine Kartoffel und schließen die Hand, so ist die Oeffnung zu enge, um dieselbe wieder durchzulassen. Die Lüsternheit nach Kartoffeln soll aber bei diesen Leuten so stark sein, daß sie sich lieber fangen und nach Amerika transportiren lassen, als daß sie

auf den Leckerbissen verzichten, um ihre Hand zu befreien. Ob Shay nun auch auf solche Weise gefangen worden war, kann ich nicht bestimmen.

Der Ire, der durch seine Inclination zum Sattelknopfe bewies, daß er in seiner Heimath selten ein Pferd zur Disposition gehabt habe, verursachte durch die Worte, welche er bei seiner Ankunft mit ängstlicher Miene und kläglicher Stimme ausstieß, ein allgemeines Gelächter. Diese waren:

„Ich habe einen Bären ..... einen Bären mit Hörnern angetroffen!"

Als sich unsere Lachlust etwas gelegt hatte, versuchte mein Freund Davis durch Fragen zu ermitteln, was er denn eigentlich gesehen, erhielt aber nur die Antwort, daß es ein Bär, und zwar einer mit großen Hörnern, gewesen sei.

Man lachte den Erschrockenen von Neuem aus und rieth ihm, sich zu Bett zu begeben. Davis indessen meinte, daß dem Geängstigten doch etwas Außerordentliches begegnet sein müsse und daß der Schrecken ihm nicht erlaubt habe, auszufinden, was es sei.

„Auf jeden Fall," sprach er, „kann es nicht schaden, wenn wir selbst zusehen. Vielleicht ist es ein Bär, und die sind um diese Jahreszeit sehr fett."

Mehren von uns begann es nun nach Bärentatzen zu lüsten. Wir ergriffen die Büchsen und machten uns, von Shay begleitet, der uns den Ort, wo er das Ungethüm gesehen haben wollte, andeuten mußte, auf den Weg. Hier angekommen (es

konnte ungefähr eine englische Meile vom Lager sein), entdeckten wir denn auch bald Spuren, die von einem ansehnlichen Bären herrührten, und die Einbildungskraft des erschrockenen Shay hatte wahrscheinlich die spitzen Ohren des ehrlichen Petz so vergrößert, daß sie bei ihm Hörner geworden waren. Petz war jedoch nicht zu finden. Der Schwarze mußte wohl unsere feindlichen Absichten auf seinen Pelz gemerkt haben und hatte sich in seinen Schlupfwinkel, die Hammock, zurückgezogen. Wir verfolgten seine Spur bis zu derselben; da aber das Durchdringen einer Hammock mit vielen Schwierigkeiten verknüpft ist, so verzichteten wir auf die fernere Jagd. Langsam und noch über die ausgestandene Angst des Shay lachend, richteten wir nun unsere Schritte dem Lager wieder zu.

„Ein seltsames Volk diese Iren," bemerkte der Oberst, eine Cigarre anbrennend, „nur leider etwas zu bigott, um in unserem Lande beliebt zu sein."

„Sind deshalb zu bedauern," entgegnete Davis, „in ihrer Heimath weltlich von England unterjocht, fesselt sie auch geistig das monopolisirende Rom. Stärker sind in dieser kleinen Insel die Ketten der Priesterherrschaft geschmiedet, als in irgend einem anderen Lande. Ihre politischen Führer machen keine Versuche, das Volk aufzuklären, sondern vermehren im Gegentheil die Bigotterie zur Förderung ihrer eigenen Zwecke. Die sogenannten Agitationen, welche von ihrem Lieblinge, dem O'Connell, erregt wurden, sind nicht durch größere Aufklärung des Volkes und

durch das Verlangen nach besserer Verwaltung in's Leben gerufen worden, sondern von den Priestern, die dem Volke in jedem Engländer einen Ketzer erblicken lassen, angezettelt. O'Connell huldigt diesem Princip. Er kämpft für Freiheit auf der einen Seite und stürzt das Volk auf der anderen in ärgere Knechtschaft."

„O'Connell würde jedoch schwerlich seinen Zweck, ein von England unabhängiges Parliament für Irland zu constituiren, erreichen, wenn er sich gegen den Strom des Volksglaubens stemmte und gegen die Herrschaft der Priester auflehnte. Es wäre dann um ihn geschehen. Er muß sich auf den Fanatismus des Volkes stützen, sonst verliert er seinen Einfluß auf dasselbe."

„Ein gewisser Grad von Aufklärung, und besonders in religiöser Hinsicht, muß vorhanden sein, ehe ein Volk Freiheit genießen kann. Irland ist gegenwärtig in Unwissenheit und Bigotterie versunken und würde, wenn unabhängig, gewiß eine Beute der Anarchie werden. — Der Sklaverei England's können sich diese doppelt Bedrückten wohl entziehen, nämlich durch Auswanderung, aber nicht der Herrschaft Roms. Die in der Jugend tief eingeprägten Begriffe behalten sie auch unter uns noch bei, und obschon sie als ein arbeitsames Volk der Cultivirung des Bodens nützlich sind, so gereichen sie doch als Bürger durch den Einfluß, den ihre Pfaffen auf sie ausüben, unseren freien Institutionen nur zum Schaden."

„Aber der Fanatismus mancher unserer neuen Sekten scheint mir jetzt eben so gefährlich zu werden, als die Bigotterie der Iren. Da sind z. B. unsere Mormonen, die sich mit gewaffneter Hand den obrigkeitlichen Behörden in Missouri widersetzt haben und die Farmen der Bewohner dieses Staates in Besitz nehmen wollten, weil ein verschmitzter und ehrgeiziger Kopf, ein zweiter Moses, Joe Smith, ihnen diese Ländereien als das verheißene Canaan zugesagt hatte."

„Solche Unordnungen können allerdings dem Staate gefährlich werden und sind den socialen Verhältnissen höchst nachtheilig. Dessenungeachtet ist diese Schwärmerei gewöhnlich nicht von langer Dauer. Haben die Fanatiker, wie die Milleriten z. B., einmal ausgetobt, so hört die Sache wegen der Verdrehtheit solcher Principien und der Absurdität ihrer Glaubensartikel von selbst schon wieder auf; Romanismus dagegen hat ein dauerhafteres Fundament, stärker sind seine Ketten und tiefer liegen seine Pläne; deshalb ist der Katholicismus gefährlicher für unsere Verfassung. Als Beispiel darf ich nur der Umtriebe, welche sich die römischen Priester in Philadelphia zu Schulden kommen ließen, erwähnen."

Wir waren jetzt nicht weit vom Lager und hatten schon die letzte Krümmung des Weges erreicht, als mein Gefährte Davis plötzlich stillstand und auf Etwas in der Mitte des Weges deutete. Ich richtete meine Blicke dahin und bemerkte Fußstapfen. Aber keine Fußstapfen eines mit Schuh oder Stiefel

versehenen, sondern Spuren eines nackten Fußes. Konnten das nicht Indianer-Spuren sein? Sorgfältig untersuchte man sie. Davis knieete nieder, um dieselben besser in Augenschein zu nehmen. Unsere Vermuthung bestätigte sich auch bei näherer Besichtigung. Die besonderen Kennzeichen, welche die Spuren der Indianer von denen eines Weißen oder Negers unterscheiden, ließen uns keinen Zweifel, daß die hier deutlich ausgeprägten Fußstapfen von Indianern herrührten; zudem schienen sie noch ganz frisch zu sein und mußten entweder heute oder in der verflossenen Nacht entstanden sein. Wir verfolgten die Spuren ungefähr 2 Meilen, um ausfindig zu machen, wohin sie führten, fanden aber zu unserem Mißvergnügen, daß sie in dem Bette unsers kleinen Flusses ein Ende nahmen. Bedenklich schüttelte Davis den Kopf, auch mir ward unheimlich zu Muthe, besonders wenn ich bedachte, daß wir unbewußt die vergangene Nacht in einer solch gefährlichen Nähe zugebracht hatten. Obgleich die Spur nur von einem Einzelnen herzurühren schien, so war es doch wahrscheinlich, ich möchte behaupten, gewiß, daß sich eine größere Anzahl, vielleicht ein ganzer Stamm Indianer in der Nähe befinde. Derjenige, dessen Spur wir am Wege bemerkt hatten, war vermuthlich nur von seinem Stamme abgesandt, um unser Lager zu recognosciren, hatte sich unvorsichtiger Weise auf den Weg begeben und sich dadurch verrathen. Wurde diese Vermuthung als die Ursache der Erscheinung eines Indianers in der

Nähe des Lagers angenommen, so konnte man mit Gewißheit voraussetzen, daß ein bedeutender Haufe irgendwo versteckt auf eine günstige Gelegenheit laure, unser Lager anzugreifen.

„Es könnte jedoch möglich sein," erwähnte der Oberst, „daß ein auf der Jagd begriffener Röthhäuter in der Nacht unversehens auf diesen Weg gerathen sei und beim Erblicken des Lagers sich wieder zurückgezogen habe."

„Das kann man wohl schwerlich vermuthen," versetzte Davis, „denn unsere nächtlichen Wachtfeuer sind auf zwei Meilen Entfernung in diesen offenen Fichtenwäldern zu erblicken und ist es deshalb nicht wahrscheinlich, daß sich ein Seminole einer möglichen Entdeckung ausgesetzt haben würde, wenn nicht irgend ein Zweck ihn bestimmt hätte, sich dem Lager zu nähern. Ein solcher mußte voraussetzen, daß unsere Pikete wenigstens eine halbe Meile vom Lager aufgestellt waren, wie es in Florida seit Jahren gebräuchlich ist, und er würde dann mit denselben in unangenehme Berührung gekommen sein."

Der Umstand war allerdings verdächtig. Indianer waren in der Nähe, das erhellte aus den Spuren. Aber wo, und was ihre Absicht sein konnte, war eine schwierig zu lösende Frage.

Vorsicht nur konnte uns vor ihren feindlichen Plänen sichern. Diese wurde jedoch nicht auf zweckmäßige Weise angewandt. Der junge Commandant, statt dem Rathe mehrer älterer Krieger zu folgen, die ganz mit der Art und Weise dieser Kriegführung

bekannt waren, verdoppelte zwar die Schildwachen, dem Lager aber eine andere Lage zu geben, fiel ihm nicht ein. Davis rieth, den offenen Fichtenwald als Lagerplatz zu wählen, und zwar in einer mäßigen Entfernung vom Wasser. Wir würden dann den Strahlen der Sonne wohl mehr ausgesetzt gewesen sein, hätten aber einen anderen Vortheil, von Musquitos befreit zu werden, dadurch erreicht, denn diese waren in der unmittelbaren Nähe des Wassers sehr zahlreich.

Der Oberst glaubte, es sei am beßten, das Lager ganz in die Hammock zu verlegen. Diese Lage wäre am sichersten gewesen. Wir würden dann unsere Schildwachen an den Rand derselben postirt haben, und kein Indianer hätte sich denselben unbemerkt nahen können, da wir von diesem Standpunkte eine unbeschränkte Aussicht in den Fichtenwald hatten. Hätten die Indianer dessenungeachtet einen Ueberfall gewagt, so würde uns das Laubwerk der Hammock hinreichenden Schutz dargeboten haben; da aber diese von Musquitos wimmelte, so war der Plan nicht anzuempfehlen, und der, den Davis vorgeschlagen hatte, schien mir der beßte zu sein.

Mehrerseits wurde dem Lieutenant gerathen, diese Veränderung vorzunehmen, und zwar gleich, ohne Zeit zu verlieren. Aber sonderbar genug, es geschah nicht.

Vierter Abschnitt.

Als die Gesellschaft im Lager wieder angekommen war, von ihrem freundlichen Wirthe Abschied genommen und im Begriff stand, nach Tampa-Bay, der Garnison der Offiziere, aufzubrechen, ereignete sich ein Vorfall, den ich nur mit Abneigung berichte. Da ich aber beabsichtige, ein treues und wahres Bild zu liefern, insofern mich ein mehrjähriger Aufenthalt in den Vereinigten Staaten mit den socialen Verhältnissen derselben bekannt gemacht hat, so steht es mir nicht zu, die Lichtseiten allein hervorzuheben, sondern auch die Schattenseiten müssen berührt werden.

Der Lieutenant bot den scheidenden Gästen ein Glas Punsch als Abschiedstrunk an, stellte die Gläser zurecht und wollte dieselben füllen, als er zu seinem Erstaunen fand, daß der große steinerne Krug, den er noch gestern mit Whiskey hatte füllen lassen, leer war. Ein Negersklave, der die Stelle eines Bedienten bei ihm vertrat, wurde vermißt. Man

ließ ihn suchen und fand ihn betrunken im Walde liegen. Ohne Zweifel war er der Dieb und gestand es auch ein.

Der junge Lieutenant war der Sohn eines Pflanzers in Nord-Carolina, hatte von Jugend auf Sklaven als Dienstboten um sich gehabt und behandelte diese Menschen mit der bekannten Strenge der Südländer. Er ließ den schuldigen Neger binden und reichte ihm mit eigener Hand zweihundert Hiebe mit einer Fuhrmannspeitsche.

Das Geschrei des Delinquenten rief mich aus meinem Zelt, und obgleich das Mitgefühl für diese armen Geschöpfe durch einen längeren Aufenthalt in den südlichen Staaten etwas abgestumpft wird, so erregte eine solche Execution doch immer mein lebhaftes Bedauern. Versöhnende Worte würden den Lieutenant nur noch mehr erbittert haben, was, wie ich aus Erfahrung wußte, in solchen Fällen meistens der Fall ist. Deshalb mußte man der Sache ihren Lauf und den Miniatur-Tyrannen austoben lassen.

Die Bewohner der Vereinigten Staaten genießen einer Verfassung, durch welche dieselben Rechte, deren der Reiche sich erfreut, auch dem Armen zu Theil werden. Diese Freiheit grenzt in mancher Beziehung an Zügellosigkeit. Aber auf der anderen Seite herrschen Unterdrückung und Sklaverei. Nicht allein wird der rothe Bewohner des Waldes von diesen Republikanern aus den ihm von Gott angewiesenen Jagdrevieren vertrieben, sondern auch der arme

Schwarze darf an den Rechten, die der Menschheit gebühren und deren Anerkennung sich seine jetzigen Tyrannen damals von England zu erzwingen wußten, nicht Theil nehmen. Er lebt in der Mitte aufgeklärter Bürger, einer nie übertroffenen Staatsverfassung (incomparable Union), wie sich die Bewohner der Vereinigten Staaten zu nennen belieben, in schmachvoller Knechtschaft. Der Sklavenmarkt zu New-Orleans charakterisirt die südlichen Staaten. Es bedarf nur eines Spazierganges nach der Esplanade-Straße, um Menschen öffentlich dem Meistbietenden verkaufen zu sehen. In dieser Straße findet man 10 bis 12 wohlgebaute Häuser, welche ausschließlich zur Aufbewahrung, Ausstellung und zum Verkaufe von Negern bestimmt sind. Die Eigenthümer dieser Waarenlager treiben ihr Geschäft commissionsweise. Ein hier zum Verkauf ausgestellter Neger-Sklave wird zu diesem Zwecke von seinem Herrn mit anständiger Kleidung versehen und dann dem Commissionair übergeben. Dieser bewahrt die Waare auf, beköstigt den Neger, bis er verkauft worden ist, und berechnet dann dem Eigenthümer seine Spesen und Provisions-Gebühren. Circa 150 bis 200 Sklaven findet man gewöhnlich in einem solchen Bazar vor, und zwar vom pechschwarzen Neger, in dessen Adern noch kein Blutstropfen der Weißen fließt, bis zum helleren Quadroonen, in dessen Gesichtsbildung und Farbe man kaum seinen afrikanischen Ursprung erkennen kann. Die Quadroonen sind ein schöner Schlag Menschen, schlank und wohl-

gebaut. Ihre Gesichtsfarbe ist beinahe weiß und nur ihr Haar zeigt einem Kenner, daß ihr Ursprung nicht rein europäisch ist. Bei den Weibern ist es rabenschwarz und ausnehmend lang; es bleibt demselben jedoch immer noch eine Spur von dem, den Negern eigenthümlichen Wollartigen. Diese Quadrooninnen werden von den reichen Plantagen-Besitzern und Kaufleuten in Louisiana häufig zu enormen Preisen erstanden, um als Maitressen gehalten zu werden. Ein Mittagessen, welchem ich auf einer bedeutenden Plantage beiwohnte, wo hinter dem Stuhl eines jeden Gastes zwei Mulattinnen oder Quadrooninnen zur Aufwartung standen, deren Haupt-Geschäft es war, ihnen mit Pfauenfedern die Musquitos und Fliegen abzuwedeln, erinnerte mich unwillkürlich an Lady Montague's Beschreibung eines türkischen Harems. Solche Creaturen, die man schon Weiße nennen kann, denn ein Unerfahrener würde sie gewiß dafür halten, und die, was die Symmetrie ihrer Gestalten betrifft, den Europäer gewiß übertreffen, auch in Schönheit unserem schönen Geschlechte durchaus nicht nachstehen, auf einem hölzernen Blocke zu sehen, um öffentlich dem Meistbietenden zugeschlagen zu werden, ist ein empörender Anblick. In diesen Gebäuden werden nun die gesundesten und schönsten Neger und Negerinnen ausgesucht und entweder in die Thür, an die Fenster, oder auch wohl auf das Trottoir zur Schau gestellt, damit die Vorübergehenden sehen können, daß hier ein Sklavenverkauf Statt finde. Bis elf Uhr werden gewöhnlich nur

Privat-Verkäufe abgeschlossen; nach dieser Stunde aber beginnt die Auction. In der Mitte eines großen Saals steht ein hölzerner Block, einem Metzgerblocke ähnlich, auf welchen man den zu verkaufenden Neger stellt, und der Verkauf nimmt seinen Anfang. Der Verkäufer hebt mit einer ungeheueren Zungengeläufigkeit (in drei Sprachen, französisch, englisch und spanisch) die guten Eigenschaften der Waare hervor, lobt die Treue, Güte, Nüchternheit u. s. w. des Negers, spricht von seinen Kenntnissen, wie z. B. im Feldbau, in der Kochkunst, oder in irgend einem Handwerk; er preiset seine beständige gute Laune und erwähnt zum Schluß die Symmetrie seiner Gestalt, die Muskelkraft seiner Arme und Beine und die Gelenkigkeit und Brauchbarkeit seines Körpers im Allgemeinen. Während dieser Lobrede ist aber der Neger auf dem Blocke nicht müßig, sondern wie ein Affe dazu abgerichtet, sucht er die Aussagen seines temporären Herrn, des Verkäufers, durch augenscheinliche Demonstrationen zu bestätigen. Während derselbe von der Symmetrie seiner Gestalt spricht, hebt sich der Schwarze auf die Fußspitzen; spricht der Verkäufer von der Kraft seiner Arme und Beine, so streckt er diese Glieder eins nach dem anderen aus und zeigt die Muskeln derselben; erwähnt der Mäkler seine Gelenkigkeit, so springt er wie besessen auf dem Blocke umher und macht Luftsprünge wie ein Seiltänzer. Selbst daß er guter Laune und fröhlich sei, sucht der Schwarze durch allerhand Grimassen, durch ein lautes Gelächter oder auch wohl durch

Anstimmung eines populären Liedchens (negro song) zu beweisen. Sollte er aber mürrisch oder halsstarrig werden, oder während des langweiligen Verkaufes seine Laune verlieren — was seinen vortheilhaften Verkauf benachtheiligen würde — so erwartet sein am Abend die Karbatsche des Mäklers dafür.

Nach diesen Präliminarien tritt eine kleine Pause ein. Jeder betrachtet den Neger, betastet, befühlt und untersucht ihn, um zu ermitteln, ob er auch Gebrechen habe, die seinem Kennerblicke vielleicht entgangen sein können. Manche sind so zartfühlend, daß sie ihre Hände durch das Betasten eines Negers nicht beschmuzen wollen, sondern berühren nur mit der Spitze ihres Stockes das Glied, welches sie besichtigen wollen; der Schwarze muß es dann zeigen. Ist der Neger während dieser seiner Körperschau unaufmerksam, so wird er auch wohl hie und da durch einen schmerzlichen Schlag von dem Mäkler wieder aufgemuntert. Was die Weiber (she-negroes) betrifft, so stehen auch deren Reize, aber in einem besonderen Zimmer, dem Kauflustigen zur Ansicht.

Wenn man den Neger nun zur Genüge besichtigt hat, wird geboten, und, wie bei jeder anderen Auction, gehört derselbe dem Meistbietenden.

In der sogenannten St. Louis exchange (St. Louis-Börse) finden Negerverkäufe durch den Sheriff Statt, und zwar in Rudeln von 20 bis 30. Dieses Gebäude ist unstreitig das schönste und größte in New-Orleans, wird aber zu den verschiedenartigsten Zwecken benutzt, wie z. B. des Morgens zum „Ne-

gerverkauf", Nachmittags zur „Börse", und Sonntag Abends zum „Hurenball".

Noch etwas über die Behandlung der Neger. Obgleich man über diesen Gegenstand so viel geschrieben hat, obgleich die Abolitions-Gesellschaft in Philadelphia gerast, obschon ein Capitain Marryat und Dickens sie im grellsten Lichte dargestellt, ja dabei das Land verleumdet haben, so hat man doch noch wenig gethan, die Lage der Sklaven, wenn man sie doch nun einmal haben will, zu verbessern. Ob ein Negersklave gut oder schlecht behandelt werde, hängt einzig und allein von der Menschlichkeit seines Besitzers ab. Die Amerikaner wollen zwar behaupten, daß ein Sklave oft in besseren Umständen sich befinde, als ein unbemittelter Bauer in den westlichen Staaten. Dieß ist jedoch nicht der Fall. Wenn der Farmer auch oft nur kaum sein tägliches Brot hat, so wird ihm doch dieses nicht mit Peitschenhieben verbittert. Der Farmer hat bei Fleiß und Industrie Aussicht, wohlhabend, ja reich zu werden; der Neger jedoch bleibt lebenslang, was er ist, und seine Nachkommen werden Sklaven sein wie er.

Man will behaupten, daß die Behandlung der Neger nicht so barbarisch sei, wie sie hie und da geschildert worden ist. Schreiber dieses war auch wohl der Meinung, mußte sich aber bald zu seinem Leidwesen eines Anderen überzeugen. Es bleibt eine Schande für diese in manchen Stücken so aufgeklärte Nation, daß so wenig Maßregeln getroffen sind, den Zustand und die Behandlung der Neger im Allge-

meinen zu verbessern, es bleibt eine Schmach, daß die wenigen Gesetze, um Neger vor Mißhandlungen durch ihre Herren zu schützen, mit so wenig Energie in Kraft gesetzt werden. In allen Sklaven-Staaten, und besonders in Louisiana, hört man noch immer den Peitschenknall auf den Rücken der Neger erschallen, noch immer erblickt man Neger beiderlei Geschlechts mit eisernen Halsbändern, Ketten und Kugeln, die ihnen von ihren Herren zur Strafe angelegt werden, umhergehen. Verstümmelungen dieser armen Geschöpfe werden auch noch, im Ausbruche des Zornes, verübt und gehen ungeahndet hin. Einen Sklaven, welcher schon einmal einen Versuch zur Entweichung gemacht hat, durch Brandmarken zu signalisiren, ist an der Tagesordnung. Annoncen, wie diese:

„Entwich am . . . . . . mein Negerjunge (negro-boy), Namens John (hier kommt das Signalement desselben), welcher an den Narben, die das Tragen eines eisernen Halsbandes zurückgelassen hat, kenntlich ist. Ein Jeder wird aufgefordert, mir denselben gegen Belohnung von 50 Sch. zurückzuführen.

. . . . N. N. . . . . . "

findet man zu Dutzenden in den Zeitungen der südlichen Staaten. Die Amerikaner, ich verstehe darunter die der angelsächsischen Race, behandeln ihre Sklaven im Allgemeinen weit besser als die Abkömmlinge der Franzosen und Spanier, die Besitzer der ungeheueren Plantagen in Louisiana. Ein Virginischer oder Kentucky-Pflanzer kann einem faulen

Sklaven keine ärgere Drohung machen, als ihm zu sagen, daß er ihn nach Louisiana verkaufen wolle. In den Staaten Virginia, Kentucky, Missouri u. s. w. erhalten die Neger hinlängliche Nahrung, weil jeder Tabackspflanzer auch Korn baut und Viehzucht treibt, die Neger sind deshalb hier nicht beschränkt und brauchen nur zu nehmen. In Louisiana dagegen, wo der Pflanzer jeden Fußbreit Landes zum Bau von Baumwolle und Zucker benutzt und wenig Viehzucht treibt, also seine Provisionen selbst einkaufen muß, mißt er solche seinen Sklaven sehr sparsam zu. Hielten sich die Neger nicht Hühner, einige Schweine und bauten sich Korn, so könnten sie von den ihnen gelieferten Lebensmitteln, Speck, Reis und Korn, gewiß nicht leben. Zur Cultivirung eines solchen Stückes Land dürfen sie aber nur ihre Mußestunden benutzen.

Auf einer Plantage in Louisiana von 100 Negern befinden sich gewöhnlich 2 Vögte. Diese ernennen 7 bis 8 sogenannte Treiber (drivers), wozu die tüchtigsten und treuesten Sklaven gewählt werden. Ein solcher Treiber rechnet es sich zur großen Ehre an, zu diesem Posten befördert zu werden, und übt ärgere Tyrannei gegen seine schwarzen Leidensgefährten aus, als selbst die weißen Vögte. Die Vögte (overseers) sind immer zu Pferde, wenn sie die Arbeiten der Neger beaufsichtigen, und mit langen Peitschen bewaffnet. Diese Karbatschen haben einen kurzen Stiel, in dessen Handgriff Blei enthalten ist, damit sich die Vögte im Nothfall einen Neger damit vom

Leibe halten können, sollte es einem einfallen, sich thätlich an dem Vogt zu vergreifen. Die Aufseher theilen wohl hie und da Hiebe aus; soll aber ein Neger exemplarisch bestraft werden, so wird er den schon genannten Treibern überliefert.

Am Red-River wurde ich unter Anderem Augenzeuge einer solchen Execution. Fünfundzwanzig Neger mit vier Treibern waren in einem Baumwollenfelde beschäftigt, den Boden um diese Pflanze locker zu machen, zerstörten aber dabei unvorsichtiger Weise mehre Stauden. Der Vogt war augenblicklich abwesend, und der Plantagen-Besitzer, welcher im Felde umherritt, bemerkte den Schaden. Wüthend rief er den Aufseher herbei und befahl ihm, jedem der Neger, da man die Thäter nicht ausfindig machen konnte, ein Dutzend Hiebe zu reichen, indem man dann gewiß den Schuldigen nicht fehlen konnte. Der Aufseher prügelte nun zuerst die vier Treiber, und diese vollzogen, nachdem sie ihren Antheil weghatten, dasselbe an den übrigen fünfundzwanzig.

Außerdem giebt es andere Strafen, die sogenannten „Stocks". Dieß sind breterne Gerüste, worin sich Löcher befinden, in welche der Hals, die Arme oder Füße des zu strafenden Negers hineingezwängt werden, so daß sich der Körper in einer höchst unbequemen, ja auf längere Zeit höchst schmerzhaften Position befinden muß. In solche Folterwerkzeuge werden sie nur des Nachts gesperrt, indem man ihre Dienste den Tag über nicht entbehren will. Wenn ein Neger in einer solchen Maschine über Nacht sich

befindet, läßt man gewöhnlich einen oder zwei zu seiner Bewachung, da man Beispiele kennt, daß der Bestrafte am nächsten Morgen todt darin vorgefunden wurde.

Man spricht von vorhandenen Gesetzen, welche Mißhandlungen der Neger verhüten sollen.

Der Neger hat kein Recht, weder als Bürger, noch als Mensch. Der Eigenthümer kann denselben auf jegliche Art bestrafen; er darf ihn einsperren, peitschen und brandmarken lassen. So lange er ihn nicht tödtet, kann das Gesetz den Besitzer nicht berühren, und selbst in solchen Fällen ist der Beweis schwer zu liefern. Der Eid eines Negers ist vor Gericht nicht gültig; erhebt er die Hand gegen einen Weißen, sei es sein Herr oder ein Fremder, so wird ihm diese nach den Gesetzen von Louisiana abgehauen. Da diese Buße aber den Neger zum Arbeiten untauglich macht, so ändert man sie meistens in eine andere Strafe ab. Bedient er sich aber einer tödtlichen Waffe gegen den Weißen, so wird er unfehlbar aufgeknüpft.

Der Neger darf sich auf dem Lande ohne Erlaubniß seines Herrn nicht aus dem Umkreise der Plantage entfernen. Wo soll er nun seine Klagen laut werden und welcher Richter würde ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen? —

Die Sklaverei durch ein Gesetz aufzuheben, ist in den südlichen Staaten eine Sache der Unmöglichkeit. Hier, wo die Gesetzgeber die Besitzer der Sklaven sind, wird man sie nie bewegen können, ein Gesetz zu geben, welches ihnen pecuniären Verlust verursacht,

denn ein Neger hat einen Werth von fünf- bis achthundert Dollars. Jeder Bürger der südlichen Staaten hat nach den Landesgesetzen ein unbestreitbares Recht, Neger-Sklaven als Eigenthum zu besitzen, ebenso wie Häuser, Land u. s. w., und der Staat ist verpflichtet, dieses Eigenthum zu beschützen. Dieß ist keine Sache der Bundes-Regierung, sondern das Privilegium der einzelnen Staaten und bleibt der Gesetzgebung eines jeden anheimgestellt. Sollte man in Washington über Sklaverei und Nicht-Sklaverei abstimmen, so würde man ohne Zweifel, zum wenigsten im Hause der Repräsentanten, eine Stimmenmehrheit dagegen zu Stande bringen; aber die südlichen Staaten würden einen solchen Schritt, und mit Recht, constitutionswidrig erklären, das Gesetz nicht anerkennen und zum Aeußersten schreiten; die Trennung der südlichen Staaten von den nördlichen, ja die Auflösung der Union, würde die Folge davon sein. Andere Vorschläge sind jedoch gemacht worden, denen man Aufmerksamkeit hätte schenken sollen, wie z. B. alle Neger, die nach einem gewissen Jahre geboren werden, ich will das Jahr 1850 annehmen, für frei zu erklären. Dieß würde einer künftigen Generation der Schwarzen nur zum Nutzen gereichen, aber dadurch den Pflanzern kein plötzlicher Verlust verursacht werden, und da seine Feldarbeiter ihm nicht auf einmal genommen würden, so könnte er die absterbenden Neger allmählig durch Taglöhner ersetzen, ohne genöthigt zu sein, das Land unbebaut liegen zu lassen, was bei einer plötzlichen Befreiung der Neger gewiß eintreten müßte.

Obschon man die Sklaverei mit Recht eine Herabwürdigung der Menschheit nennt, so kann man doch die Mittel und Wege, um der Sklaverei ein Ende zu machen, deren sich die sogenannte Abolitions-Gesellschaft, die ihren Ursprung in England und ihren Sitz in Philadelphia hat, bedient, dessenungeachtet nicht gutheißen. Flugschriften aufrührerischen Inhalts unter die Neger zu bringen, sie durch Emissäre und Agenten zur Insurrection zu reizen und dadurch Brand und Mord auf die Häupter der Weißen zu beschwören, sind schlimmere Mittel als das Uebel selbst. Dieser Unheil bringenden Vermittelung ist jedoch für die Zukunft gesteuert worden; denn als man vor einigen Jahren zwei dieser Agenten in New-Orleans mit Brochuren, welche sie einigen Negern aufzubringen im Begriff waren, in den Taschen, also in flagrante delicto ertappte, brachte man das Lynch-Gesetz bei denselben in Anwendung, d. h. man knüpfte sie ohne Richter und Advocaten am ersten beßten Pfahle auf. Ein Fremder muß überhaupt in den südlichen Staaten sehr achtsam in seinen Aeußerungen über Sklaverei sein. Ein unvorsichtiger Weise entschlüpftes Wort könnte ihm die Benennung eines Abolitionisten zuziehen, und nichts vermöchte dann ihn vor der Wuth des Pöbels zu schützen.

Am widersprechendsten ist jedoch die Einmischung der Engländer in diesen Gegenstand, und nur erheuchelt ist die Philanthropie, mit der sie sich brüsten; lächerlich sind die Thränen, die John Bull für die Sklaven Amerika's weint. Wollte England erst der

Sklaverei in seinen eigenen Fabrikörtern ein Ziel setzen, wollte es Irland eine vernünftige Freiheit genießen lassen, dann könne es jenseits des Oceans blicken und die Abschaffung der Sklaverei als ein der Menschheit im Allgemeinen gebührendes Recht verlangen. Es ist das Selbstinteresse Englands, die Abschaffung der Sklaverei in Amerika, und besonders in Louisiana, so viel wie möglich zu fördern und das Odium, welches dieser Institution anklebt, zu vergrößern. Die Sklaven-Besitzer Louisiana's, einmal ihrer Sklaven beraubt, könnten keinen Zucker und keine Baumwolle mehr bauen, und die englischen Colonieen würden dadurch gewinnen. — Die Engländer haben von jeher versucht, Zwietracht unter den Bewohnern der Vereinigten Staaten zu erregen, indem sie einen Theil derselben gegen die Sklaverei zu stimmen suchten, hoffend, daß diese Republik, welche ihrer Seemacht und ihren Armeen so erfolgreich getrotzt hat, sich durch Bürgerkrieg aufreiben werde, welche Vereinzelung der Kräfte ihnen einen mächtigen Rivalen vernichten würde. Es könnte sich dadurch auch eine günstige Gelegenheit für sie darbieten, wieder in den Besitz einiger dieser reichen Staaten zu kommen. Dieß und hauptsächlich die Eifersucht, in den Vereinigten Staaten seine Rivalen zu Land und zu Wasser zu erblicken, bewegen England, sein Möglichstes zur Unterdrückung der Sklaverei beizutragen, und kein Mitgefühl für die Schwarzen bestimmt es dazu, denn diese lobenswerthe Eigenschaft hätte es genug Gelegenheit in seinem eigenen Lande auszuüben.

Der Neger des Lieutenants, der ein geringes Vergehen mit einer solch grausamen Strafe büßen mußte, hatte mich durch sein Geschrei herbeigerufen, und da ich, wie schon gesagt, aus Erfahrung wußte, daß meine Einmischung doch ohne Erfolg sein würde, so konnte ich den Unglücklichen nur bedauern. Der Sklave war das Eigenthum des Lieutenants, und folglich hatte dieser ein Recht, ihn nach Willkür zu bestrafen. Das Blut floß in Strömen vom Rücken des Schwarzen, und noch immer schlug der Tyrann zu; Müdigkeit nöthigte ihn endlich, davon abzustehen. Der Anblick war empörend. Der Rücken des Negers war buchstäblich zerfleischt; denn die Fuhrmannspeitsche, deren der Lieutenant sich bedient hatte, war eigentlich für Maulesel bestimmt.

Das Jammergeschrei des Unglücklichen verhallte. Er verbiß seinen Schmerz; dagegen hatte eine unbeschreibliche Wuth sich seiner bemächtigt. Der Schaum stand ihm vor dem Munde, wie einem von Epilepsie Heimgesuchten. Er schwor Rache, und blutig führte er in der Folge seinen Vorsatz aus.

Fünfter Abschnitt.

Es verflossen mehre Tage, ohne daß etwas sich zutrug, was unsere Besorgniß vor feindlichen Unternehmungen der Indianer gegen uns, die durch die Entdeckung ihrer Fußstapfen am Wege entstanden war, hätte vermehren können, als ein Vorfall sich ereignete, welcher uns nun völlig von der Nähe eines zahlreichen Indianer-Stammes, mithin auch von drohender Gefahr überzeugte. Das Hornvieh, welches der üppigen Weiden und des guten Wassers halber hier gestallt war, trieb man jeden Morgen in die Wälder und Prairieen zur Weide. Am Tage, und besonders während der Hitze, wurde die Heerde nicht bewacht; selten zerstreute sie sich, nur von Zeit zu Zeit ritt einer der Hirten hinaus, um zu sehen, wo sie sich befände; am Abend aber wurde das Vieh hereingetrieben und bis zum nächsten Morgen in eine Art Einzäunung gesperrt, denn der Stallungen bedarf es in diesem warmen Klima nicht. Im Lager angekommen, wurde es immer gezählt, um zu ermitteln,

ob sich nicht etwa ein Ochs oder Rind von der Heerde entfernt und verirrt hätte. Sehr selten war dieß jedoch der Fall; denn in den unabsehbaren Wäldern, wo Wölfe, Bären und Panther hausen, ist ein einzelnes Thier zu furchtsam, die Heerde zu verlassen. Sogar das Pferd graset auf der Reise, selbst wenn es einige funfzig oder sechszig Meilen von menschlichen Wohnungen entfernt ist, ohne Lasso ruhig in der Nähe seines Herrn und trennt sich nie so weit von ihm, daß er es nicht ohne Mühe auffinden könnte, im Fall er seiner zur Weiterreise bedürfte. Fehlten auch zuweilen einige Stück, so wurden sie doch immer am nächsten Tage von den Hirten wieder aufgefunden und zurückgebracht.

Am Abend des dritten Tages seit der Entdeckung der Indianer-Spuren wartete ich, eben im Begriff, das Abendessen einzunehmen, noch auf den Hirten, der emsig beschäftigt war, die hereingetriebene Heerde zu zählen.

„Ist Alles in Ordnung?" fragte ich ihn, als ich glaubte, daß er mit dem Zählen fertig sei.

Er schüttelte den Kopf und versetzte, daß er nur 380 Stück ausfindig machen könne. Dreihundert neunundachtzig sollten da sein. — Ich zählte sie nach und fand, daß er sich nicht geirrt hatte; es fehlten uns demnach neun Stück. Der Lieutenant, dem die Sache mitgetheilt wurde, kam bestürzt herbeigeeilt; aber Rath konnte er nicht geben. — Das fehlende Vieh aufzusuchen, war es jetzt zu spät, und ängstlich bat er Davis und mich, in sein Zelt zu treten.

„Jacob," rief er seinem Neger zu, „bringe den Whiskey und die Gläser! Sind es Kühe, die fehlen?"

„Meistentheils Kühe," war die Antwort. — „Könnte es wohl möglich sein, daß ein fremder Ochs dieselben weggelockt hätte?" versetzte er.

Bei dieser Aeußerung konnte ich mich kaum eines Lächelns erwehren. Der Lieutenant war auf einer Plantage erzogen worden und wußte aus Erfahrung, daß die Kühe sehr oft von ihrer Heerde durch fremde Ochsen, welche vielleicht dem Nachbarpflanzer angehören, weggelockt werden. Da aber dieser Theil Florida's durchaus nicht bewohnt war, es folglich auch keine Heerden außer dieser gab, so war die Vermuthung, daß die Kühe einem fremden Stiere nachgelaufen sein sollten, höchst grundlos, ja lächerlich. —

„Und was, denkt Ihr, sei die Ursache?" fragte er Davis, nachdem ich ihn verneinend auf die eben geäußerte Vermuthung geantwortet hatte. — Statt aller Antwort stieß Davis die überflüssige Asche von seiner Cigarre.

„Aber wo bleibt der Neger?" hob der Offizier unruhig wieder an, als dieser noch nicht mit dem verlangten Whiskey erschienen war. „Jacob! Jacob!" Aber Jacob kam nicht. Man ließ ihn suchen; doch vergebens, er war nicht zu finden. Der Lieutenant befahl nun dem wachthabenden Unteroffizier, Patrouillen auszusenden, um ihn wieder herbeizubringen. Wäre man seiner habhaft geworden, so würde gewiß eine zweite Portion Hiebe sein Loos gewesen sein. Die Patrouillen kehrten jedoch zurück, ohne den Sklaven

zu bringen. Es war unerklärlich; wo konnte er sein?

Abermals warf nun der Lieutenant seine Blicke ängstlich auf Davis; um Rath mochte er ihn aber nicht fragen, denn er wußte, daß derselbe dann die Gelegenheit wahrnehmen würde, seine an dem Neger ausgeübte Grausamkeit zu rügen.

Davis hatte indessen eine frische Cigarre angezündet und blies nachdenkend den Rauch von sich.

„Ist der Whiskey-Krug vorhanden?“ fragte er. Der Lieutenant bejahte.

„So holt ihn hervor!“

Dem Lieutenant mochte diese Kürze wohl etwas unceremoniell erscheinen; „müßt sehr durstig sein,“ erwiderte er, den Krug zum Vorschein bringend.

„Durchaus nicht, will nur ermitteln, wo Euer Neger ist.“

Der Offizier guckte ihn groß an. „Glaubt doch nicht etwa den Neger in Spiritus präservirt zu finden?“

Der steinerne Krug war voll, das Siegel noch nicht gebrochen. Davis brach es und schenkte sich ein.

„Nun, könnt Ihr's etwa am Whiskey riechen, wo der Neger ist?“

„Herr Lieutenant,“ versetzte Davis trocken, „Euer Neger ist unter den Indianern.“

„Unter den Indianern?“ schrie der Offizier bestürzt, „unter den Wilden?“ Es war ein Donnerschlag für ihn, der Neger war 600 Dollars werth und, einmal unter den Rothen, für ihn unbedingt verloren;

dahin konnte kein Constable ihm nachgesandt werden. Annoncen mit Versprechung einer großen Belohnung wären ebenfalls fruchtlos gewesen.

„Allerdings unter den Indianern," fuhr Davis kalt fort. „Die Methoden, welche man auf den Baumwollen-Plantagen von Carolina und Louisiana anwendet, Neger zu behandeln, sind in Florida nicht anwendbar. Hier muß man Güte gebrauchen; denn die Gelegenheit, zu entweichen, ist gar zu günstig für sie. Von den Rothen, die sich aus dem Bißchen Unterschied in der Farbe nichts machen, ja den dunkleren Teint der Neger sogar schön finden, werden sie mit offenen Armen in ihren Wigwams aufgenommen. Ich muß Euch übrigens offen gestehen, daß ich Euch von Herzen den Verlust gönne, denn derjenige, der seine Untergebenen nicht mit Menschlichkeit behandelt, ist nicht werth, über Andere gestellt zu sein. Eure Mißhandlung des Negers war zu grob, selbst in dem Zuckerhause einer Louisiana-Plantage, wo man gewiß wenig Schonung für Sklaven kennt, würde man sie unmenschlich genannt haben."

Der Lieutenant schwieg und schien verlegen zu werden. Davis aber kostete den Whiskey, leerte dann das Glas und fuhr fort:

„Wäre der Krug leer gewesen, so würde ich vermuthet haben, daß der Neger in betrunkenem Zustande irgendwo im Walde liege. Da dieß jedoch nicht der Fall ist und derselbe nüchtern (denn spirituöse Getränke sind sonst nirgend im Lager zu haben) und folglich auch nach reifer Ueberlegung entwichen ist,

so kann ich mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß er sich zu den Rothen geschlagen hat. — Vielleicht wärmt er sich jetzt schon seine Schenkel an einem indianischen Feuer oder raucht mit Sam Jones oder irgend einem anderen Häuptling eine Friedenspfeife."

Der Offizier konnte den Verlust seines Negers kaum verschmerzen. Dazu kam nun noch der des Viehes, wofür er theilweise verantwortlich war. „Also zehn Stück," rief er schmerzlich aus. Man bemerkte ihm, daß nur neun von der Heerde vermißt würden.

„Der Neger macht das zehnte," erwiderte er gleichgültig. — Zwischen Vieh und Neger machte er keinen Unterschied. Der Kerl war vom Staate Nord-Carolina, wo es in öffentlichen Anzeigen heißt: „Hunde und Neger werden nicht zugelassen", und das in Blättern wie der Charleston-Mercury. Er ekelte mich an; seine Einfalt einerseits und der ihm angeborene Sklaven-Eigenthümer-Aristokratismus andererseits waren mir zuwider.

Am folgenden Morgen wurden schon in aller Frühe Pferde und Maulesel gesattelt. Fuhrleute, Hirten und eine Hälfte der Eskorte brachen wohlbewaffnet auf, das verlorene Vieh wieder aufzusuchen. Zehn Mann nur wurden zur Bewachung des Lagers zurückgelassen. Wir beschrieben einen vollständigen Zirkel in der Entfernung von ungefähr 2 Meilen um das Lager; aber nichts, nicht einmal eine Spur wurde gefunden. Der Lieutenant war an der Spitze des kleinen Heeres, bald auf seinen Neger schimpfend, bald die Indianer verwünschend. — Da man aber jetzt einsah, daß durch

das zwecklose Umherreiten nichts erzielt wurde, so vertheilten wir uns in 4 Haufen; aber auch dieß hatte keinen besseren Erfolg. Endlich, ungefähr zwei Stunden vor Sonnenuntergang, fiel es dem Lieutenant doch ein, daß Davis durch seine Erfahrung wohl besser als er selbst im Stande sei, eine Spur des verlorenen Viehes ausfindig zu machen. Schmeichelnd bat er ihn, den Zug zu leiten. Davis hatte schon manchen Streifzug gegen die Indianer mitgemacht, manchen Ueberfall von denselben erlebt und war manchem Stratagem mit List zuvorgekommen. Aber der junge Lieutenant war zu eitel, um sich Rath von ihm zu erbitten, dessen er doch so sehr bedurfte, denn die in der Militair-Schule zu West-Point erlernten Kenntnisse in der Taktik waren ihm von wenig Nutzen im Kampfe mit den Bewohnern des Waldes. Erst dann, als er einsah, daß man unverrichteter Sache zurückzukehren genöthigt sein würde, entschloß er sich dazu.

„Wäre das Vieh Euer," entgegnete ihm Davis mürrisch, „so würde ich mich nicht mit einem einzigen Schritte darum bemühen; aber es ist Uncle Sam's, und für den müssen wir uns schon bemühen, denn er wird doch von Anderen genug geprellt." — Er übernahm indessen die Leitung des Zuges und brachte uns zuvörderst an den Ort, wo die Heerde zuletzt geweidet zu haben schien. Hier stiegen wir ab, um auszuruhen; Davis aber begann das Terrain zu untersuchen, weil er glaubte, daß sich hier die fehlenden 9 Stück von der übrigen Heerde entfernt hätten.

Sollte es uns, sagte er, unter den vielen und mannigfachen Spuren gelingen, die Stelle zu ermitteln, wo diese Trennung stattgefunden hatte, so würde es uns leicht werden, die vermißten 9 Stück zu verfolgen. Es gelang endlich dem Scharfblick des Erfahrenen. Die Spur war zuerst sehr undeutlich und mit anderen durchkreuzt, als wir dieselbe aber etwas weiter verfolgten, wurde sie kenntlicher.

Wir gingen dieser Spur einige Meilen nach und fanden, daß sie in eine dichte Hammock führte. Es war die sogenannte „Horse-shoe-hammock", welche in den Kriegs-Annalen Florida's einen hohen Grad von Notorität erlangt hat. Sie beschreibt die Form eines Hufeisens, ihrer Benennung entsprechend. Da der Boden in derselben sehr feucht und schlammig ist, so kann auch der Weg nur in schlechter Beschaffenheit sein, so daß Zufuhren von Provisionen für's Binnenland nur langsam und mit vielen Schwierigkeiten hindurch geschafft werden können. Sehr oft bleiben die Wagen im Schlamme stecken, und Jeder muß dann Hand anlegen, das Fuhrwerk zu befreien. Es entsteht dadurch Unordnung, und solche Momente benutzen die Indianer dann, aus dem dicken Gebüsch auf die arbeitende Menge zu schießen. Ganze Compagnieen, die ihre Waffen für den Augenblick niedergelegt hatten, um den Fuhrleuten behülflich zu werden, sind auf diese Weise niedergemetzelt worden.

Ob wir in diese Hammock dringen sollten, war eine Frage, die wir zuvörderst einer reiflichen Berathung unterwarfen. Wenn die Indianer zahlreich

waren, so reichte unser kleines Corps nicht hin, ihnen das geraubte Vieh zu entreißen; im Gegentheil konnten sie uns in dem Gebüsch ohne Mühe umzingeln, und Einer nach dem Anderen wurde dann die Beute ihrer Kugeln. War es aber nur ein kleiner Haufe Indianer gewesen, der das Vieh fortgetrieben, so war es nicht wahrscheinlich, daß sich derselbe noch in solcher Nähe des Lagers aufhalten würde; gewiß hätten sie eher nicht geruht, als bis sie ihre Beute in Sicherheit gewußt.

Es war übrigens noch zweifelhaft, ob das Vieh wirklich durch Indianer weggetrieben worden war, oder ob das Abhandenkommen desselben irgend eine andere Ursache hatte. Bis hierhin hatten wir wohl die Spuren des Hornviehes verfolgt, aber keine der Indianer dazwischen bemerkt. Wäre das Vieh absichtlich fortgetrieben worden, so hätte man doch die Spuren der Treiber wahrnehmen müssen. Aus diesem Grunde kamen wir auf die Idee, daß die Thiere sich so weit von ihrer gewöhnlichen Weide entfernt hätten, um besseres Gras aufzusuchen.

Nach mannigfacher Besprechung wurde endlich beschlossen, bis an einen kleinen Bach, welcher der Länge nach die Hammock durchfloß, vorzudringen. Mit äußerster Vorsicht ritten wir hinein; die Hähne der Büchsen wurden gespannt. Die größte Stille herrschte. Selbst die Pferde schienen Gefahr zu ahnen und spitzten beim Knacken der Hähne die Ohren.

Wir erreichten indessen ohne Unterbrechung die Ufer des Baches, und da stellte sich's denn heraus, wie

und auf welche Weise das Vieh abhanden gekommen war. Wir fanden zu unserem Erstaunen zwischen den Spuren desselben Fußstapfen von Indianern, und unter diesen bemerkten wir auch deutlich den Abdruck eines mit Stiefel oder Schuh versehenen Fußes. Nach der ungeheueren Größe dieser Fußstapfen zu urtheilen, konnten sie von keinem Anderen als dem entlaufenen Neger Jacob herrühren, denn Niemand im Lager war in dieser Hinsicht so vortheilhaft von der Natur ausgestattet. Hierdurch wurde uns nun Alles klar. Der Neger mußte die fehlenden 9 Stück anfangs allein getrieben haben, welcher Umstand das Nichtvorhandensein von Indianer-Spuren bis hierher erklärte. Die Fußstapfen des Negers, die wir hie und da auch im Walde bemerkt hatten, waren uns weiter nicht aufgefallen; sie konnten ja vor mehren Tagen gemacht worden sein; zudem pflegte derselbe oft mit den Hirten auszugehen. Das Vorfinden derselben im Walde war also eine Erscheinung, die uns weiter nicht beunruhigte und uns auch nicht verdächtig erschien, bis wir dieselben, unter Fußstapfen von Indianern zerstreut, wieder erblickten. Wir untersuchten dieselben genau und fanden, daß sie zu gleicher Zeit mit denen der Rothen entstanden waren. Unser Schluß konnte also nicht falsch sein, alle Umstände bestätigten ihn. Der Neger hatte das Vieh bis hierher getrieben, um es den Indianern in die Hände zu spielen. Diese hatten auch nicht gefehlt, dasselbe in Empfang zu nehmen.

Diese Spuren nun weiter zu verfolgen, wäre nicht

nur während der Nacht sehr schwierig, sondern auch unausführbar gewesen. Die Indianer waren nach aller Wahrscheinlichkeit schon 50 bis 60 Meilen mit dem gestohlenen Vieh entfernt, vielleicht schon bei ihrem Stamme und, einen Stamm anzugreifen, dazu waren wir nicht zahlreich genug. Der Verlust mußte verschmerzt werden, und so kehrten wir denn um und erreichten bald, zwar wohlbehalten, aber unverrichteter Sache, das Lager.

Sechster Abschnitt.

Am selbigen Abend noch waren in einer dichten Hammock, über dreißig Meilen von Tampa-Bay entfernt, ungefähr vierzig Indianer versammelt. Der Ort, wo dieselben ungestört ihr temporäres Lager aufgeschlagen hatten, war der berüchtigte Teufels-Eingang (Devil's Entry). Der Platz war so versteckt und so dick mit Gebüsch umgeben, daß er nur einem Indianer, ohne Axt oder Beil, zugänglich war. Dicke und niedrige Lebenseichen (live oak), die hier ein hohes Alter und eine ausnehmende Fülle erreicht hatten, verbargen durch silbergraues, von ihren Zweigen herabhängendes Moos die kleinen Wachtfeuer der Rothen. Auf fünf oder sechs Schritt sah man zwar den Schimmer derselben durchblinken, auf weitere Entfernung aber waren sie unbemerkbar. Das Lager war vielleicht eine halbe Meile von dem nach Fort King führenden Wege entfernt; manche Compagnie hätte jedoch des Weges kommen können, ohne die Nachbarschaft von Indianern auch nur zu ahnen, denn

so verborgen und still war ihr Aufenthalt. Devil's Entry, der Eingang zur großen Calahootchie-Hammock, war während des Florida-Krieges das Grab mancher Courier-Reiter geworden, mancher Zug Wagen wurde hier von den Rothen geplündert, und es entsprach der Ort insofern vollkommen seinem Namen, als nur der Teufel, so hieß es, diesen Punkt unverletzt passiren könnte.

Aber auch kein Ort in ganz Florida war so zu einem Ueberfalle geeignet als dieser. Die knotigen und dickstämmigen Lebenseichen, welche hier, über einen Flächenraum von ungefähr 3 Quadrat-Meilen verbreitet, dicht zusammenstanden, konnten in ihrem dicken Moos viele Indianer verbergen.

Dieses Moos, welches den warmen Ländern Nord-Amerika's, wie Tejas, Louisiana und Florida, eigenthümlich ist und meistens nur an den Cypressen und Lebenseichen gefunden wird, hängt von den Aesten und Zweigen dieser Bäume bis auf die Erde herunter und zwar so dicht, daß der Baum mit einem dicken Schleier überhangen zu sein scheint. Im Sommer wird es von den Strahlen der Sonne gebleicht und erhält eine graue Farbe, und im Winter ist es bräunlich; nach einem Regen aber, wenn die Wassertropfen noch darin hängen und die Sonne darauf scheint, sieht es aus der Ferne silbergrau und glänzend aus.

Erwarten die Indianer nun einen Wagenzug oder beabsichtigen sie, ein Detachement zu überfallen, so wird einer dieser Bäume so gefällt, daß der Stamm quer über den Weg zu liegen kommt. Dieß bringt na-

türlich den Zug zum Stocken, bis das Hinderniß beseitigt ist. Die Rothen aber sitzen dann wie Panther, welche auf Beute lauern, in den Aesten der umstehenden Eichen, stecken die Mündungen ihrer Büchsen durch das Moos und schießen von diesen Schlupfwinkeln auf die überraschten Truppen.

Die hier versammelten Indianer beabsichtigten aber keinen Ueberfall auf irgend einen Wagenzug, der etwa dieses Weges ziehen möchte, denn seit Kurzem war ein anderer angelegt worden, der, obwohl er weiter war, wegen seiner Sicherheit jetzt immer eingeschlagen wurde.

Unter einer der beschriebenen Eichen saßen um ein kleines, aber hellbrennendes Feuer vier Krieger, wovon zwei Indianer und die Anderen Neger waren. Nach dem eigenthümlichen Kopfputze der Ersteren zu urtheilen, schienen sie Häuptlinge zu sein. Ihr Kopfhaar war bis auf ein kleines Büschel in der Mitte des Schädels weggeschoren. Dieses Büschel war zu einem Zopfe geflochten und eine schwarze Feder darin befestigt; es war die Auszeichnung eines Häuptlings, denn die übrigen Krieger tragen eine weiße. Nur im Kriege schmücken sie sich auf diese Weise, im Frieden lassen sie ihr Haar wachsen.

Einer der Häuptlinge war von schlanker Gestalt, mit scharfen Gesichtszügen, und trotz seines hohen Alters schien er noch die Kraft eines Dreißigjährigen zu besitzen. An seiner dunkeln Farbe erkannte man gleich, daß er keiner der von anderen Theilen Amerika's hierher gewanderten Indianer sei, sondern dem Urstamme

Florida's, dem Stamme der Seminolen, angehörte. Die Seminolen sind unstreitig die kriegerischsten der Urbewohner Nord-Amerika's. Nicht allein schlugen sie in früheren Zeiten die Eroberer Mexico's und Peru's mit Verlust zurück, sondern machten auch späteren, tüchtigen Generalen viel zu schaffen. Der Sieger von New-Orleans, General Jackson, mußte sich gefallen lassen, von ihnen besiegt zu werden, und der jetzige General en chef der nord-amerikanischen Truppen, Winfield Scott, sowie der veterane General Gaines, welche sich beide schon in früheren Kriegen Lorbeern erworben haben, konnten nicht umhin, zu gestehen, daß die Tapferkeit und Ausdauer ihrer Truppen gegen die listigen und kriegerischen Seminolen nichts ausrichten konnte. Beide wurden mißmuthig über die Erfolglosigkeit des Krieges und entsagten dem Commando.

„Sam Jones" war der Name dieses Häuptlings, eines der unternehmendsten Krieger Florida's, der sich nicht allein durch indianische List und Schlauheit, sondern auch durch einen den Weißen mehr eigenthümlichen persönlichen Muth ausgezeichnet hatte. Gleich im Anfange des Krieges war es ihm gelungen, ein ganzes Regiment, das vom Major Dade angeführt wurde, zu überfallen und niederzumetzeln. Bei dieser Gelegenheit entkamen von 400 Mann nur zwei, um den Vorfall zu erzählen. Man gab dem Blutbade später den Namen Dade's massacre. Auch in vielen anderen Gefechten und Streifzügen hatte sich Sam Jones rühmlichst ausgezeichnet.

Der andere Häuptling, sein Schwiegersohn, wurde wegen seiner auswärts gebogenen Beine „Bow-legs" genannt und war von weniger Bedeutung. Doch hatte auch sein Name eine gewisse Reputation schon erlangt, und auch seine Kugel die Brust mancher Weißen schon getroffen.

Der Dritte, ein Neger athletischer Gestalt, mit Namen Abraham und von Geburt ein Sklave, war in seiner Jugend seinem Herrn aus dem Staate Georgia entlaufen und von den Rothen freundlich aufgenommen worden. Im Kriege mit den Amerikanern hatte er Gelegenheit gefunden, Rache gegen seine früheren Unterdrücker, die Weißen, auszuüben und sich durch unerhörte Grausamkeiten gegen dieselben hervorzuthun.

Der andere Neger nahm an der Unterhaltung wenig oder gar keinen Theil, indessen hatte er seinen Sitz beim Feuer und war kein Anderer als der schon erwähnte Jacob, unsers Lieutenants Sklave. Seinem Herrn entsprungen, war er von Sam Jones willkommen geheißen worden und ertheilte dem hier versammelten Kriegsrathe die nöthige Auskunft über unser Lager.

Dann und wann wurde die Stille des verborgenen Indianer-Lagers durch ein dumpfes Gebrüll unterbrochen. Vergebens spähte man umher, um die Urheber desselben zu entdecken. Es waren die uns geraubten Thiere. Der Ort, wo sie nun aufbewahrt wurden, war aber so versteckt und mit Buschwerk umgeben, daß nur die dumpfen Töne, welche man zuweilen vernahm, von ihrem Dasein Kunde gaben. Große

Stücke Fleisch, die an hölzernen Bratspießen über einem Feuer hingen und denen die Frauen ihre Aufmerksamkeit widmeten, zeigten, daß die Zahl des geraubten Viehes bereits vermindert war.

Sam Jones hatte die geheiligte Kriegspfeife angezündet. Eine solche Pfeife, welche ein Viertelpfund Taback kaum füllt, wird nur bei besonderen Gelegenheiten gebraucht, diese sind: Berathungen und Beerdigung ihrer Freunde. Der Indianer setzt überhaupt viel Werth in reifliche Ueberlegung, und indem er die dem Kriegsgotte geheiligte Pfeife raucht, glaubt er den Geist desselben in seine Versammlungen herabzurufen. Bei solchen Berathungen über eine beabsichtigte Unternehmung, welche mit einer gewissen Feierlichkeit und einer merkwürdigen Ruhe abgehalten werden, geht die Pfeife von Hand zu Hand; Jeder thut einige Züge daraus, spricht in höchst kurzen Worten seine Meinung über den in Frage stehenden Gegenstand aus und reicht sie dann weiter.

„Wenn dem Krieger das Pulver und Blei mangelt," sprach Sam Jones, nachdem er mehre Züge aus der Pfeife gethan und sie seinem Nachbar Bowlegs gereicht hatte, „so kann er kein Wild erlegen und muß sich mit Fischen begnügen."

„Es ist wahr, daß unsere Krieger wenig Pulver und Blei in ihren Jagdtaschen haben, aber die Wohnungen der bleichen Gesichter sind damit angefüllt, durch einen Ueberfall auf ihr Lager könnten wir unseren Vorrath erneuern," erwiderte der Angeredete.

„Der kluge Krieger aber vergeudet nicht seine letzte

Kugel an einen mageren Hirsch, so daß die Weißen den Jäger wehrlos fangen können," versetzte der Häuptling Sam Jones.

„Nachdem der Indianer aber seine letzte Kugel in das verrätherische Herz eines Weißen geschossen hat," hob jetzt der Neger Abraham an, „so pflegt er sich neuen Vorrath von den bleichen Gesichtern zu verschaffen. Keiner unserer Krieger besitzt gegenwärtig über drei Schüsse. Die Gelegenheit, uns von dem überflüssigen Vorrathe der Weißen zu nehmen, ist günstig, und deshalb laßt uns nicht zaudern, die Verhaßten anzugreifen."

„Ueberdieß," fuhr er fort, „hat unser großer Prophet ja versichert, daß sie jetzt in unserer Gewalt wären. Durch ihn sprach der große Geist. Der Gott Micanopy's ist gerechter als der der Weißen. Als ein armer Neger bat ich ihn um Schutz gegen meine Tyrannen. Er erhörte mich und sprach zu seinem Verehrer Sam Jones: „Nimm den Schwarzen in deinen Wigwam auf, denn er haßt die Bleichen, und das ist mir angenehm." Unser Häuptling that, wie ihm der große Geist befohlen, und seit jener Zeit kennt jeder Krieger im Rathe der Weißen den Schlachtruf des schwarzen Abraham."

Dicke Rauchwolken blies er von den Lippen, durch welche seine funkelnden Augen zuweilen wie glühende Kohlen blinkten. Er ward heftig, denn, obgleich er schon lange unter den Indianern lebte, kam das Feurige seines Neger-Temperaments doch noch zuweilen zum Vorschein.

Sam Jones nahm jetzt die Pfeife und erwiderte: „Die Zunge des schwarzen Abraham hat Wahrheit gesprochen, aber sein Gedächtniß ist schwach. Es ist wahr, daß sein Schlachtruf von den Weißen gefürchtet wird, aber der schwarze Krieger vergißt, daß uns dieser Schlachtruf nicht vor den großen Büchsen (Kanonen) der Bleichen zu schützen vermag."

„Jener Fremdling," wandte Bowlegs ein, auf den Neger Jacob deutend, „sagt uns, daß sich im Lager der Weißen keine großen Büchsen befinden. Die bleichen Gesichter liegen dort in ihren Wigwams und trinken das betäubende Feuerwasser oder schlafen. Der Knall unserer Büchsen aber soll sie erwecken, und ihr Blut wird den Rost von unseren Tomahawks waschen. Dann wird der Rothe seine Jagdtaschen wieder anfüllen können."

„Glaubt mein Sohn denn," erwiderte hierauf der alte Häuptling, „daß die bleichen Gesichter nicht wüßten, daß ihr Pulver in den kleinen Wigwams (er meinte die Zelte) naß werden würde? Ihr Vorrath ist in der Wohnung des großen Häuptlings zu Tampa-Bay. Das wenige, was wir in den Jagdtaschen der erschlagenen Feinde vorfinden werden, reicht nicht für unseren ganzen Stamm hin."

Dieser Schluß war richtig, in unserem Lager war kein weiterer Vorrath von Pulver und Blei, außer den Patronen, welche die Dragoner mit sich führten. Bowlegs und auch Abraham schienen die Kraft dieses Arguments einzusehen und rauchten nachdenkend ihre Pfeife.

Ungefähr eine halbe Stunde mochte man auf diese Weise, ohne daß einer der Häuptlinge die Meditationen auch nur mit einer Sylbe gestört hatte, zugebracht haben, als Abraham, seine Brocken Englisch hervorsuchend, den Neger Jacob über die Stärke unsers Lagers und dergleichen mehr befragte. Die Häuptlinge konnten, da sie der Sprache nicht kundig waren, keinen Theil an dieser Besprechung nehmen, sondern gingen ihren eigenen Gedanken über den wahrscheinlichen Erfolg eines Angriffs auf unser Lager nach.

Dem Abraham war indessen eine Nachricht zu Ohren gekommen, die den hier versammelten Rath zu einem schnellen Entschluß brachte.

„Große Häuptlinge," schrie er mit rollenden Augen, „bereitet Euch, eine Botschaft zu hören, die mir mein schwarzer Bruder eben mitgetheilt hat. Der Indianer-Tödter ist in dem Lager der Weißen!"

„Ugh!" stöhnte Sam Jones, und Bow-legs antwortete ihm mit derselben Exclamation. Dieser Ton war jedoch das einzige Zeichen, welches die Ueberraschung, die ihnen diese Nachricht verursachte, bekundete. Beide fielen wieder in ein tiefes Nachdenken zurück.

Der Indianer hält es für unmännlich, seine Gemüthsbewegungen, die durch Schmerz oder Freude erregt worden sind, durch äußere Zeichen an den Tag zu legen. Deßhalb behalten seine Gesichtszüge immer den Ausdruck einer unerschütterlichen Festigkeit bei; nie prägen sich Schmerz oder Freude auf denselben

aus, nie entlocken Verwundungen oder andere körperliche Leiden seinen Augen eine Thräne.

Abraham hatte seine Fragen an den Neger ganz eingestellt, und tiefe Stille herrschte eine Zeit lang unter dem moosigen Schleier der Lebenseiche. Endlich machte sich Sam Jones Luft.

„Krieger!" sprach er, „lasset die Weiber und Kinder schwatzen. Sam Jones aber wird handeln. Der große Geist hat uns Gelegenheit gegeben, die sieben unbegrabenen Krieger von Puntarosa zu rächen, um ihn dadurch zu versöhnen. Nicht eher wird Sam Jones seinen Tomahawk gebrauchen, als bis er eine Kugel in das Herz jenes Feindes unserer Nation begraben hat." Er sprang auf und warf die Streitart mit der den Indianern so eigenthümlichen Geschicklichkeit in die Lebenseiche, so daß die Schneide über zwei Zoll in das Holz eindrang. Der Stiel derselben zitterte, und der alte Stamm dröhnte. Bowlegs und Abraham folgten seinem Beispiel.

Wenn die Rothen nach einer Berathung ein Unternehmen beschlossen haben, so werfen die Häuptlinge ihre Beile zum Zeichen der Einigkeit auf diese Weise in den Stamm eines Baumes. Gelingt das Unternehmen, so erlösen sie ihre Waffen; mißlingt es aber, so lassen sie dieselben stecken und verschaffen sich andere. Sollte ein Häuptling dem gefaßten Entschlusse nicht beistimmen, so giebt er seine Mißbilligung desselben dadurch zu erkennen, daß er seine Streitart nicht in den Stamm wirft. Er ist dann nicht verpflichtet, an dem Unternehmen Theil zu nehmen.

Ein Angriff auf unser Lager hatte dem Sam Jones sehr bedenklich geschienen. Sobald es aber hieß, der Feind seiner Nation, der Indianer-Tödter, — unter welcher Benennung sich der Leser noch wohl des Obersten Harney erinnern wird — sei in unserem Lager, kannte er keine Bedenklichkeiten mehr und war er der Erste, der sich verpflichtete, den Schlag zu thun. Alle drei waren jetzt einig, da es hieß, sich zu rächen und ihren Gott zu versöhnen.

Siebenter Abschnitt.

Die Wigwams bei Teufels-Eingang waren von den Kriegern verlassen worden, und nur die Frauen zurückgeblieben, damit die Männer nicht durch unnütze Bagage belästigt würden. Die drei Tomahawks staken noch in der alten Lebenseiche, ein sicheres Zeichen, daß die Abwesenheit der Krieger durch feindliche Absichten verursacht worden war.

Zela, eine junge Indianerin von vielleicht zwanzig Jahren, betrachtete, auf den Arm ihrer Freundin gestützt, das ominöse Zeichen mit Besorgniß. Wahrscheinlich war ein ihr Theurer unter dem in den Kampf gezogenen Haufen, für dessen Wohlfahrt sie besorgt war. Zela war eine alleinstehende Waise, und Vater oder Bruder konnte es also nicht sein, deren Abwesenheit sie beängstigte.

Zela's Liebe war unglücklich; ihr Herz schlug nicht für einen Krieger aus ihrem Stamme, sondern einem Fremdling, ja sogar dem erklärten Feinde ihrer Nation war es zugethan.

Die unter diesem Stamme sehr beliebte Zela war die Tochter des von den Indianern hoch verehrten Häuptlings Oceola, welcher im Andenken der rothen Bewohner Florida's eine ähnliche Stelle einnimmt, wie sie der Name Koszciusko noch jetzt unter den Polen behauptet. Da sein unglückliches Schicksal die erste Veranlassung des langwierigen Krieges war, so will ich in einigen Worten das Nöthige darüber mittheilen.

Oceola.

An den Ufern eines klaren Landsees lebte einige Jahre vor dem Ausbruch des Krieges der Seminolen-Häuptling Oceola. Nur mit Jagd und Fischfang sich beschäftigend, hatte er seinen Wigwam unter dem Schatten einer riesigen Lebenseiche, unmittelbar am Ufer des Sees, aufgeschlagen. Hier waren die Büchse und Angel seine einzigen Mittel zur Subsistenz. Selten besuchte er die Wohnungen der Weißen; nur wenn es ihm an Amunition gebrach, belud er seinen Rücken mit Hirsch-, Bären- und Pantherhäuten, brachte sie zur nächsten Colonie und tauschte Pulver und Blei dagegen ein.

Oceola hatte sich einen ziemlichen Grad europäischer Bildung zu eigen gemacht und, da er in seiner Stellung als Häuptling eines an die Colonieen der Weißen grenzenden Stammes häufig mit denselben in Verkehr zu kommen pflegte, um Zwistigkeiten zwischen ihnen und seinen wilden Landsleuten zu schlichten, sich da-

durch eine ziemliche Kenntniß der englischen und spanischen Sprache erworben. In seiner Jugend hatte er die Schulen in den Colonieen besucht und sogar Geschichte und Philosophie studirt. Anerbieten waren ihm gemacht worden, der wilden Lebensart seiner Nation zu entsagen und sich in St. Augustine und zwar unter angenehmen Verhältnissen zu domiciliren, weil man hoffte, daß das Beispiel eines Häuptlings günstig auf die übrigen Indianer einwirken würde. Oceola zog jedoch das Leben im Walde vor.

Er war glücklich an der Seite seiner Georgiana, der Gefährtin seines Lebens. Klar und heiter, wie der See, an dem sie wohnten, glitten ihre Tage dahin. Keine Nahrungssorgen verkümmerten ihre Existenz, kein Neid, keine Eifersucht verbitterte je ihr trauliches Mahl.

Georgiana war nicht rein indianischen Ursprungs. Sie stammte zwar von einer indianischen Mutter, ihr Vater aber war ein Spanier. — Dieser Umstand wurde später von den Weißen zur Erreichung ihrer schändlichen Zwecke benutzt und stürzte Oceola in's Unglück.

So lebte das Paar mehre Jahre an den Ufern des Sees in einem Haine von Magnolien, wilden Orangen und Lebenseichen. Jeden Tag besuchte der Häuptling die Wälder und Hammocks, um Nahrung für den kommenden Tag zu finden, — an Hirschen und türkischen Hühnern fehlte es nicht, und der See war fischreich. Bald aber sollte er diese idyllische

Lebensweise gegen das wüste Treiben des Krieges vertauschen.

Florida war unterdessen durch die Regierung der Vereinigten Staaten von Spanien angekauft worden. Ueber sechstausend Indianer hauseten aber noch in den unermeßlichen Wäldern der Halbinsel. Daß diese nicht mit den weißen Colonisten, die von den Vereinigten Staaten herbei strömten, in friedlichen Verhältnissen leben konnten, ist bei der Verschiedenheit der Lebensweise der Weißen und der der Indianer nicht zu verwundern. Mord und Todtschlag fielen daher häufig vor. Was aber diese Fehden hauptsächlich veranlaßte, war, daß die Indianer jeden entlaufenen Negersclaven freundlich in ihren Wigwams ein Asyl anboten und ihn gegen seinen Herrn beschützten. Den Pflanzern entstand dadurch natürlicher Weise ein bedeutender Verlust. Machten sie einen Versuch, den Sclaven mit bewaffneter Hand zurückzubringen, so wurden solche Unternehmungen von den Indianern mit Depredationen aller Art vergolten. Man klagte dieserhalb bei der Bundesregierung und bat sie um Schutz, und diese beschloß denn endlich, nachdem mehre Versuche, die Rothen an ein geregeltes Leben zu gewöhnen und sie zu bewegen, ihren Depredationen zu entsagen, fehlgeschlagen waren, sie ganz und gar aus Florida zu vertreiben und denselben das Land am Arkansas, westlich vom Grandfluß, als ihren zukünftigen Wohnort einzuräumen.

Welcher schmählichen Mittel man sich aber bediente, um die Indianer zu bewegen, ihre Heimath

abzutreten, habe ich schon früher erwähnt. Es waren Bestechung und Betrunkenmachen der Häuptlinge.

Tiefer Schmerz ergriff Oceola, als er von der Herabwürdigung seiner Brüder hörte, aber er allein konnte das Geschehene nicht ändern. Der Unwille über diese Handlungsweise der treubrüchigen Häuptlinge, die dem Gelde der Weißen sich zugänglich gezeigt hatten, ward so allgemein, daß die Krieger verschiedener Stämme ihre Häuptlinge nach ihrer Rückkehr von den Unterhandlungen ermordeten. Die Weigerung, den Vertrag zu erfüllen, wurde unverhohlen ausgesprochen, jedoch äußerten sich die feindseligen Gesinnungen der Rothen nur in einzelnen Depredationen, bis ein Ereigniß sonderbarer Art die Gährung zum schleunigen Ausbruch brachte.

Unter der Commission, welche die schon erwähnten Unterhandlungen mit den Indianern in Micanopy, dem Sitze des alten Häuptlings gleiches Namens, pflog, befand sich ein Pflanzer aus dem benachbarten Staate Georgia. Die Wohnung des Oceola mochte ungefähr eine Tagereise von Micanopy entfernt sein, und als nun dieser Pflanzer und Agent der Vereinigten Staaten nach beendigten Geschäften mit seinem Diener auf der Rückreise begriffen war, übernachtete er in der Wohnung des gastfreundlichen Häuptlings, welcher sein einfaches Lager und sein frugales Mahl mit den Beiden theilte. Aber diese Gastfreundschaft wurde schlecht belohnt. Die Reize der braunen Georgiana entflammten die Begierde des Pflanzers. Er wollte sie besitzen. Der Plan war

nicht unausführbar — es bedurfte nur seiner Aussage, daß sie eine Sclavin sei, die früher von seiner Pflanzung entlaufen und sich jetzt unter den Rothhäuten aufhalte. Ihr dunkler Teint giebt ihr das äußerliche Ansehen einer Quadroonin — vielleicht ist sie eine solche — oder wer kann das Gegentheil beweisen, dachte er. Daß die Indianer entlaufene Neger aufnehmen, ist allgemein bekannt, und jeder Friedensrichter wird meinen Worten ohne weitere Untersuchung Glauben schenken.

Er theilte seine Absicht, Georgiana gewaltsam aus der Wohnung des Häuptlings zu nehmen und sie dann unter dem Schutze der Gesetze als Sklavin zu behalten, dem Diener mit, welcher sich sehr bald bereden ließ, ihm gegen eine gute Belohnung behülflich zu werden.

Am folgenden Morgen bestiegen die Fremdlinge ihre Pferde, und da Oceola seiner Gewohnheit gemäß auch an diesem Tage eine Ausflucht in die Wälder machte, so begleitete er seine Gäste einige Meilen auf ihrem Wege, nahm dann von ihnen Abschied und suchte das Weite.

Kaum war die hohe Gestalt des Häuptlings zwischen den Fichten verschwunden, als die beiden Weißen ihre Pferde der Wohnung des Oceola wieder zuwendeten, um die jetzt schutzlos gelassene Georgiana zu entführen. — Ein Gewitter, welches drohend am Horizont schwebte, beschleunigte ihre Schritte.

In kurzen Worten gab der herzlose Sklaven-Eigenthümer der erstaunten Georgiana zu verstehen,

daß sie ihm folgen müsse. Da half kein Flehen und Jammern. Weinend warf sie sich, den Säugling an der Brust, dem Tyrannen zu Füßen, — aber vergebens flehte sie sein Mitleid an, er kannte es nicht.

Man brauchte Gewalt; das Kind wurde ihr entrissen. Aber so leicht konnte man ihrer nicht mächtig werden. Verzweifelt wehrte sich die Indianerin, und es entstand nun der unnatürliche Kampf zweier Männer mit einem wehrlosen Weibe, — während der Himmel seinen Unwillen darüber durch den fernen Donner des herannahenden Gewitters kund zu thun schien. Lange dauerte ihre Wehr, — zuletzt aber mußten die weiblichen Kräfte der überlegenen Gewalt weichen. Georgiana wurde gebunden und auf ein Pferd gehoben.

Oceola hatte indessen auf seiner Wanderung durch die Wälder das Herannahen des Gewitters bemerkt, und da er voraus sah, daß er bei einem solchen Wetter wenig Beute machen würde, so kehrte er zurück. Den See hatte er in dem kurzen Streifzuge umgangen, so daß er jetzt an dem anderen Ufer desselben, seinem Wigwam gegenüber, angelangt war. Hier befand sich ein kleines Canoe aus Baumrinde, welches er zur Ueberfahrt benutzte.

Das Gewitter hing bereits über dem See, und schon begann der Regen in Strömen zu fallen; Blitze durchzuckten die Dunkelheit, während er mit sicherer Hand das Fahrzeug durch die bewegten Wellen lenkte. Er mochte wohl auf die Mitte des Sees gelangt sein, als ein lautes Wehklagen zu seinen Ohren drang.

Sogleich erkannte er die Stimme seiner theueren Georgiana. Entsetzt richtete er seine Augen nach der bekannten Gegend seiner Wohnung, aber die Dunkelheit war zu dicht, er vernahm nur das Jammergeschrei. Seine Unruhe stieg auf's Höchste. Der See war stürmisch bewegt, und es bedurfte großer Vorsicht, das schwache Fahrzeug zu lenken. Vergebens strengte er seine Augen an, um etwas in der Gegend seiner Wohnung, von wo von Zeit zu Zeit der Hülferuf seiner Lebensgefährtin erschallte, zu gewahren, als plötzlich ein Blitz, welcher irgendwo in die Erde schlug, die Scene erleuchtete. Mit Entsetzen erblickte er Georgiana gebunden vor dem weißen Manne zu Pferde sitzend, welcher sich eilend mit seinem Raube entfernte, — dann ward Alles wieder in Dunkelheit gehüllt, und immer entfernter und schwächer wurde der Hülferuf seiner Theuern.

Eine unbeschreibliche Angst bemächtigte sich des Häuptlings, seine sonst sichere Hand zitterte, als er den leichten Kahn durch die Wogen zwang. Den See hatte er oft und bei allem Wetter befahren, — er kannte jeden Punkt, und jetzt, da es galt, sollte er des Schicksals Tücke erfahren und den Landungsplatz verfehlen.

Er rannte das gebrechliche Fahrzeug gegen einen Baumstamm, welcher vom Ufer herab in den See gestürzt war. Es kippte um, — mit rüstigen Armen theilte er jedoch, die Büchse zwischen die Zähne nehmend, die Wellen und gelangte auch bald an's Ufer,

aber sein Pulver und die Büchse waren durchnäßt und unbrauchbar geworden.

Halb verzweifelt betrat er seine öde Hütte, wo der Säugling, weinend am Boden liegend, die Hände nach ihm ausstreckte. Er hob das Kind auf und legte es auf ein Lager, — dann warf er die unnütze Waffe mit solcher Vehemenz nieder, daß der solide Lauf sich bog, und ergriff die schwere Streitart. Wie eine Löwin, die ihre Jungen verloren, sprang er fort, den Räubern ihre Beute abzujagen. Gellend erklang der Schlachtruf des Kriegers durch den Donner des Himmels, während die geschwungene Streitart beim Leuchten der Blitze blinkte. Dem Hirsche ähnlich, setzte er über Baumstämme, Gräben und Bäche weg, — fortwährend ertönte das wilde Kriegsgeschrei. Aber die Weißen hatten einen bedeutenden Vorsprung und waren mit guten Pferden versehen. Obschon dieser Vortheil auf einer größeren Strecke Weges sich gegen die Unermüdlichkeit eines Indianers wieder ausgeglichen hätte, so vereitelte doch der Umstand, daß die nächste Ansiedelung der Weißen nur zwölf englische Meilen entfernt war, die Bemühungen des beleidigten Häuptlings, die Frevler einzuholen.

Die Räuber erreichten auch unversehrt diese Colonie und erhielten vom dasigen Magistrat ein bewaffnetes Geleit bis zur Grenze Georgia's. Oceola wurde mit Verunglimpfung abgewiesen, als er bei diesem Magistrate Einrede gegen dessen Verfahren machte und die Aussage des weißen Pflanzers, seine Georgiana sei eine entlaufene Sklavin, widerlegte.

Er suchte seinen Wigwam wieder auf und schwor den Weißen glühende Rache. Georgiana aber kehrte nie in die Arme ihres Gemahls zurück. Sie, nunmehr die Sklavin des weißen Pflanzers, befreite ein baldiger Tod von der schmachvollen Knechtschaft.

Die Indianer Florida's waren wegen der Pflichtvergessenheit, ja Verrätherei, ihrer Häuptlinge erbittert; es bedurfte nur eines Funkens, um die Gemüther zu entflammen, und dieser Funke, die ruchlose That des weißen Pflanzers, hatte gezündet. Die Kunde des Gräuels verbreitete sich in kurzer Zeit über die ganze Halbinsel. In den Hammocks, in den Wigwams hörte man nur von Oceola und Georgiana. Die Häuptlinge der verschiedenen Stämme hatten sich in Micanopy, dem Sitz ihres veteranen Königs, versammelt, und achtzehn derselben verpflichteten sich hier zu einem unversöhnlichen Kriege gegen die bleichen Gesichter.

Aber Micanopy, der Hauptanführer der Rothen, war zu alt und schwach, um seinen Pflichten als Chef Genüge leisten zu können, und aus diesem Grunde schritt man zur Wahl eines anderen. Nicht die morsche Krücke der Legitimität, sondern Verdienst erringt unter diesen Naturvölkern die Herrscherkrone. Unter den in der Wohnung des genannten Chefs versammelten Candidaten zu dieser Würde war es Oceola, welcher es im Laufen, Schwimmen und Fechten allen Uebrigen zuvor that, und er wurde deßhalb einstimmig erwählt.

Zwei Wochen nach der von dem Georgia-Pflanzer

verübten Gewaltthat brannte die Fackel des Krieges in allen Theilen Florida's. Die weißen Colonisten wurden von den rachsüchtigen Indianern niedergemetzelt und ihre Pflanzungen zerstört. Von Cap Sable bis St. Augustine hörte man die Büchsen in den Wäldern krachen, sah man die Streitart schwingen. Alle die Schrecken, von welchen dieser allgemeine Aufstand begleitet war, zu schildern, würde fruchtlos sein, denn sie überboten alle Beschreibung. Weder Mütter, Kinder, noch Säuglinge wurden verschont, ja von den wüthenden Kriegern in die Flammen der brennenden Landhäuser geschleudert, während sie im Reigen um die Scheiterhaufen tanzten und den Schlachtruf erschallen ließen. Keine Gnade, keine Schonung kannten sie; man hatte ihnen keine zu Theil werden lassen. Nur die schwarzen Sklaven, welche sich in großer Menge auf den Pflanzungen vorfanden, wurden von dem allgemeinen Blutbade ausgeschlossen, und da sich dieselben nach ihrer Befreiung zu den Indianern schlugen, so erhielten diese dadurch eine bedeutende Verstärkung. Die befreiten Neger, welche eine solche Gelegenheit, Rache an ihren Herren auszuüben, wahrnahmen, vermehrten um Vieles die Gräuel des Krieges.

In seiner neuen Stellung wurde es nun das Bestreben Oceola's, Einigkeit unter den verschiedenen Stämmen einzuführen, deren Ermangelung denselben später, nach dem Tode dieses Häuptlings, den Untergang bereitete. Die Vereinigten Staaten sahen wohl ein, daß, im Fall Oceola das Project, die

verschiedenen Stämme zu einer gemeinsamen Verthei-
digung gegen die Weißen zu vereinigen, durchzuführen
vermochte, sie eine harte Nuß zu knacken bekommen wür-
den. Man beschloß deßhalb, die Unruhen auf dem
Wege der Unterhandlungen zu beschwichtigen, und lud
Oceola zu einer Conferenz ein, um einen Vertrag
mit ihm abzuschließen. Oceola kam, wollte aber von
nichts wissen, als von Räumung des Landes durch
die Weißen. Jedes Mittel wurde versucht, den In-
dianer zur Vernunft zu bringen, aber vergebens. Darauf
erklärte man ihn für einen Räuber und Kannibalen,
ja schlug ihn, alle Treue, alles Völkerrecht vergessend,
in Fesseln. „Die Indianer kennen kein Völkerrecht, und
deßhalb ist es auch nicht nöthig, solches im Verkehr
mit ihnen zu beobachten", hieß es bei dieser Gele-
genheit. Oceola blieb indessen nicht lange gefesselt,
er brach die Ketten, stürzte mit blankem Messer in
das Conferenz-Zimmer der Agenten und grub es
in Gegenwart von zwanzig Officieren und Beamten
der Vereinigten Staaten in das Herz des treubrü-
chigen Vermittlers. So schnell geschah die That,
daß keiner der Anwesenden ihn daran hindern konnte;
so schnell waren seine Bewegungen, daß er entfloh,
ehe man sich noch klar bewußt war, wer der Thä-
ter sei.

Der Agent schwamm in seinem Blute, denn
Oceola hatte das Herz getroffen. Es dünkte die An-
wesenden, die sprachlos sich einander anschauten, als
wenn ein böser Geist unter ihnen erschienen sei, der

dieses Unheil angestiftet. Endlich schrie einer der Officiere, dem das Hohngelächter des Indianers noch in den Ohren hallte: „Wache, Wache! ist Oceola noch in seinem Kerker?“ Denn obgleich Jeder ihn gesehen und gehört, so zweifelte man doch noch an der Möglichkeit der That. Sie war so plötzlich und so schnell vollbracht worden, daß ihnen das Ganze ein Bild der Phantasie zu sein schien.

„Oceola“ war lange ein Schreckenswort unter den amerikanischen Truppen. Leider aber wurde dieser Häuptling zu tollkühn durch den Erfolg, welcher die ersten sechs Monate des Krieges krönte. Er wurde in einem Treffen verwundet, gefangen und mußte seine Tage in einem Kerker im Innern des Staates Georgia beschließen.

Sam Jones hatte seine Tochter an Kindesstatt genommen, wodurch derselbe sein Ansehn unter den Indianern bedeutend vergrößerte, denn auf die Tochter hatten die Rothen die Anhänglichkeit und Liebe, welche sie für den Chef Oceola, ihren Vater, gehegt, verpflanzt. Zela war schön, d. h. nach indianischem Geschmacke. Von blendendweißem Teint konnte bei ihr wohl nicht die Rede sein; des Mittels aber, wodurch manche unserer Schönen das Roth auf die Wangen zu zaubern bemüht sind, bedurfte sie nicht. Ihre Stirn war nicht griechisch gewölbt, sondern etwas niedrig, und ihre Lippen waren ein wenig zu dick, um schön

genannt werden zu können, — aber das Ebenmaß ihrer Form überhaupt, die schwarzen, bis auf die Erde herabhängenden Haare, der kleine Fuß, so wie seine unmittelbare Nachbarschaft darüber, waren beneidenswerth.

Achter Abschnitt.

Sorgenvoll wandte sich ihr Blick von den drei Tomahawks auf ihre sie begleitende Freundin.

„Die Krieger sind wohl aufgebrochen, um den Weißen zu bekriegen?" fragte sie.

„Wie kannst du noch fragen, siehst du nicht jenes Zeichen?" erwiderte ihre Freundin, auf die Lebenseiche deutend. „Du weißt, was es bedeutet. Glaubst du, daß ein Krieger ruhig in seinem Wigwam liegen könnte, während der freche Weiße seine geheiligten Jagdreviere mit dem Pfluge durchfurcht? wenn fremde Priester, von Bajonetten unterstützt, ohne Scheu die heilige Stille unserer Gottesverehrung durch ein unsinniges Geplärr stören? wenn der große Häuptling der Staaten dem armen Indianer Geld schickt, welches für ihn unnütz ist? wenn er ihm Feuerwasser giebt, welches ihn rasend macht? wenn seine Brüder getödtet und unbegraben den Vögeln zur Speise gegeben werden? wenn der Indianer-Tödter...."

Beim Hören dieses Wortes würde Zela erblaßt,

ja vielleicht ohnmächtig geworden sein, wenn die Indianerinnen nicht eine stärkere Natur besäßen als unsere Schönen und das Erblassen wegen ihrer Gesichtsfarbe unmöglich wäre; aber daß eine starke Gemüthsbewegung bei ihr stattfand, war unverkennbar. Es war nicht Furcht. Der unter den Indianern so gefürchtete Name des Obersten Harney hatte für sie keine Schrecken. Die Freundin bemerkte ihre Unruhe und betrachtete sie mit bedenklichen und mitleidsvollen Blicken.

„Aber,“ erwiderte Zela gefaßt, „wenn unsere Krieger den Weißen besiegt und zum Gefangenen gemacht haben, nehmen sie seinen Scalp und opfern ihn dem großen Geiste; trifft hingegen dieses Unglück einen Indianer, so wird er von den Weißen beschenkt, mit Lebensmitteln versehen und erhält andere und größere Jagdreviere jenseits des großen Meers.“

„Dieses geschieht nicht aus Liebe zu uns, meine liebe Zela,“ versetzte die Freundin, „sondern weil diese Handlungsweise ihren Plänen förderlich ist, — thäten sie es nicht, so könnten sie keine Gefangene machen, alle unsere Krieger würden sich bis zum Tode vertheidigen; sie würden sich nicht, wie leider so oft geschehen ist, zu zwanzig und dreißig den Weißen ergeben, sondern, ihrem Stamme getreu, sterben.“

„Ihre Religion verbietet den Weißen,“ hob Zela wieder an, „Rache an ihren Feinden auszuüben.“

„Ein unnatürlicher Gebrauch, wie alles Andere bei ihnen,“ entgegnete die Freundin. „Rache ist ge-

recht, und jeder tapfere Krieger übt sie aus. Vergebung paßt wohl für uns Squaws (Weiber), aber nicht für Männer. Das Ganze der Religion der Weißen überhaupt besteht darin, etwas Unglaubliches und Unbegreifliches zu glauben. Von ihrem Verstande, der ihnen vom großen Geiste in größerem Maßstabe, als uns, verliehen worden ist und zwar zu dem einzigen Zweck, ihn anzuwenden (eben so wie die Augen den Zweck haben, zu sehen, und die Ohren den, zu hören), dürfen sie in dieser Angelegenheit keinen Gebrauch machen; sondern sie müssen glauben. Wer aber nicht glaubt, dem geben die Uebrigen Spitznamen, die, wie mir einer der weißen Capitaine, welcher mich während meiner Gefangenschaft in Tampa-Bay über diesen Gegenstand unterrichtete, gesagt hat, aus einer alten, längst verschollenen Sprache entnommen sind. Es kommt überhaupt bei den Weißen hauptsächlich nur darauf an, wie viel sie glauben; einige glauben mehr, andere weniger. — Viele erkennen sogar drei große Geister an, die aber doch nur einen ausmachen. — Wenn ich eine Weiße wäre, wofür mich der große Geist behüten wolle, so würde ich mir noch den fünften und sechsten dazu denken, fest daran glauben — und gewiß dafür belohnt werden, denn nur der Glaube, wie sie behaupten, macht selig."

Zela betrachtete die Freundin schweigend, aus ihren Blicken sprach tiefes Mitleid für ihre spottende Schwester. Bei ihr, die ebenfalls in Tampa-Bay gefangen gewesen war, hatte das Licht des Christenthums besser Wurzel geschlagen. Sie war durchdrungen von

der Wahrheit des Evangeliums, es fehlte nur noch an Belehrung.

„Es ist eine Wonne," sprach sie, „unsrem Feinde zu vergeben. Versuche es, meine Theure, auch das Unbegreifliche in der Religion der Weißen wird dir dann bald klar werden, doch der Glaube muß vorhanden sein."

„Dann wäre ja der Pfeil mit der Spitze nach hinten abgeschossen," antwortete die Freundin lachend. „Was ich glauben soll, muß ich zuvörderst begreifen." Dieses sagend wünschte sie Zela eine gute Ruhe und zog sich, ihr einfaches Lager suchend, hinter die Vorhänge der Lebenseiche zurück.

Zela's Aufmerksamkeit wurde jetzt durch ein Geräusch im Walde gefesselt, welchem bald ein schriller Ton folgte. Es war ein Signal und zwar für sie. Klopfenden Herzens nahte sie sich dem Busche. Sie hatte sich nicht getäuscht, es war der lang Ersehnte, ihre Welt, ihr Alles. Sie sank in seine Arme. Gespielen und Freundinnen, ihre Beschützer und Verwandten, ja sogar ihren heldenmüthigen Vater, Oceola, schien sie vergessen zu haben, denn sie umarmte den Feind ihrer Nation, den Obersten Harney.

Dem Obersten war Tampa-Bay zu eng geworden. Bereits acht Monate von seiner Geliebten entfernt, konnte er es nicht länger ertragen und mußte sie aufsuchen. Aber nicht allein hatte er sich auf den Weg begeben, zwei Indianer dienten ihm als Führer, denen der Aufenthalt Zela's bekannt war und welche sie von der bevorstehenden Ankunft des Obersten in Kenntniß

gesetzt hatten. Dem Zufall, daß der Stamm des Sam Jones unter der Leitung dieses Häuptlings Rache an ihm, dem Obersten, auszuüben begriffen war, verdankte er das ungestörte Wiedersehen seiner Zela.

Nachdem die erste Freude nach so langer Trennung sich etwas gemäßigt hatte, erzählte Zela dem Obersten von dem Entschlusse, der im Rathe der Indianer gefaßt worden war, und von der Ursache, welche dieselben so plötzlich bewogen hatte, das Lager anzugreifen.

Gierig verschlang der Oberst jedes Wort, keine Silbe ging ihm verloren; aber der Bericht warf einen Schatten über seine Gesichtszüge. Er kannte die Sorglosigkeit des jungen Lieutenants und wußte sehr wohl, daß den Indianern der Ueberfall unter diesen Umständen nicht mißlingen würde. Aber an rasches Handeln gewöhnt, war er jetzt schnell entschlossen.

„Sieh, meine Theure,“ sprach er, „entschließe dich, die Wigwams deiner Väter mit mir zu verlassen, entsage dem Aberglauben und dem Götzendienste und beweine den Verlust deiner Lieben an einem Busen, der nur für dich schlägt. Jetzt ist es noch Zeit — später vielleicht nicht mehr. Die Indianer werden, wenn ihnen auch diese Unternehmung gelingen sollte, mit erneuerter Energie verfolgt werden. Man wird sie in ihre alten Schlupfwinkel, die Everglades, zurückdrängen, — und wir werden dann auf ewig getrennt bleiben.“

Lange zögerte Zela, ihre Heimath und alle ihre

bisherigen Lieben zu verlassen. Die Gattin des Feindes ihrer Nation zu werden, war keine geringe Aufopferung für die Tochter des ersten Häuptlings von Florida, aber ihre Liebe überwältigte diese Rücksichten, und schweigend folgte sie nach kurzer Ueberredung dem Obersten.

Neunter Abschnitt.

Es war Mitternacht und im Lager der Weißen Alles schon zur Ruhe. In der Ferne hörte man das Geheul der Wölfe, die in ganzen Heerden einem Hirsche oder anderer Beute nachjagten. Diese ungeladenen Gäste pflegten häufig unser Lager zu besuchen, umschwärmten um Mitternacht die für das Vieh gemachte Einzäunung und waren, wenn sich einmal ein Kalb oder Rind aus derselben verirrte, gleich bereit, darüber herzufallen und es zu zerreißen.

Eben im Begriff, mich niederzulegen, bemerkte ich eine ungewöhnliche Bewegung unter der Heerde. Das Vieh, welches um diese Zeit zu ruhen pflegte, war meistens auf den Beinen und lief unstät innerhalb der Umzäunung umher. Auch die Pferde und Maulesel waren lebendig, sie schienen etwas zu wittern. Davis meinte, der Umstand, daß die Heerde am verflossenen Tage nicht zur Weide getrieben worden, sei die Ursache. Es war eine unheimliche Nacht. Der Schlaf wollte sich bei mir nicht einstellen. Oft, wenn ich in

die benachbarte Hammock schaute, glaubte ich die bemalten Gestalten der Indianer zu erblicken, — es war aber nur die Phantasie, die mir diese Bilder vorgaukelte. Wenn ich jedoch über den kühnen, ja verwegenen Schritt der Indianer, sich am hellen Tage in eine solche Nähe des Lagers zu wagen, wie aus ihren Spuren hervorging, nachdachte, so wurde es mir beinah zur Gewißheit, daß ein Ueberfall auf unser Lager ihr nächstes Unternehmen sein würde. Ich konnte nicht schlafen und knüpfte, eine Cigarre anbrennend, mit meinem Freunde Davis ein Gespräch an.

„Ihr bemerktet neulich, daß die verschiedenen Sekten in den Staaten den socialen Verhältnissen, folglich auch der Moralität und den Sitten, sehr nachtheilig wären; auf welche Sekten hat diese Bemerkung hauptsächlich Bezug?“ fragte ich ihn.

„Ihr wißt,“ begann er, „daß in den Vereinigten Staaten alle Confessionen und Sekten, welcher Art sie auch sein mögen, freie Religions-Ausübung haben. Dieß ist die Ursache, daß die Zahl derselben sehr bedeutend ist und daß jeder Pfaff, der einen Widerspruch in der Bibel entdeckt, dieses der Welt mittheilt, eine von den bestehenden Confessionen abweichende Lehre gründet und seine Anhänger nach seinem Namen nennt. Auf ähnliche Weise entstanden diese neuen Sekten, deren Abgeschmacktheit das Einzige ist, was man davon erwähnen kann.“

„John Miller, ein methodistischer Prediger, hatte viel in der Offenbarung Johannis gelesen und glaubte, daß unverständliche Worte auch einen tiefen Sinn

haben müßten und daß die in jener Schrift angewandten Bilder auf den Untergang der Welt deuteten. Er studirte fleißiger und glaubte endlich entdeckt zu haben, daß derselbe im Anfange dieses Jahres stattfinden würde. — Miller reiste jetzt im Lande umher und predigte auf allen Kanzeln, wenn er zugelassen, sonst aber unter freiem Himmel, so wie durch das Organ der Zeitschriften, den Untergang der Welt im Jahre 1842. Da er aber nicht gewöhnliche, sondern außerordentliche Rednertalente besaß, auch in wissenschaftlicher Beziehung ausgebildet war, erwarb er sich bald eine Menge Anhänger, besonders unter der ungebildeten Classe, welche, von seiner schönen Sprache hingerissen, die Unrichtigkeit der Theorie nicht zu beurtheilen im Stande waren. Die Zeitungsschreiber, die einsahen, daß seine Reden beliebt wurden, nahmen solche gern in ihre Columnen auf. Durch diese Umstände wurde die Sache populär, und in Kurzem hatte er über zwanzig Tausend Gläubige. — Als nun das verhängnißvolle Jahr 1842 herannahte, so entstand eine schreckliche Gemüthsbewegung unter diesen Bethörten. Hunderte, fest an den verkündigten Untergang der Welt glaubend, verpraßten ihre weltlichen Güter auf eine unerhörte Weise, in der Meinung, daß sie ihrer nicht lange mehr bedürfen würden. Andere schenkten sie den Armen, nur so viel zurückbehaltend, als ihnen nöthig schien, bis zum wichtigen Augenblicke zu subsistiren. Bei den Frauen besonders artete die religiöse Schwärmerei oft in solche Extreme aus, daß viele ihre Männer verließen, die sich nicht demselben Wahne hingeben wollten;

Andere erkrankten in Folge einer solchen Aufregung. Gemüthskranke aller Art füllten die Hospitäler."

„Endlich erschien denn das verhängnißvolle Jahr 1842, und — die Welt bleibt stehen. Miller läßt sich indessen durch den nicht stattgehabten Untergang keineswegs irre machen, sondern schreibt mit erstaunlichem sang froid diese Täuschung einem Fehler in seiner Berechnung zu, revidirte dieselbe und setzte die Krisis auf 1848 fest. Dieß machte den Propheten zwar lächerlich und wirkte wie ein kaltes Bad auf die Phantasie der Ueberspannten; dessenungeachtet aber finden sich doch noch Viele, die dem frechen Betrüger Glauben schenken. Von Seiten der Regierung konnte keine Einmischung stattfinden, obwohl es wünschenswerth gewesen wäre, den Schriftdeuter in einem Narrenhause aufgehoben zu wissen. Eine solche Einmischung wäre, wie schon bemerkt, nicht constitutionsmäßig gewesen, indem eine unbedingte Toleranz aller Religionen und aller Sekten der freien Verfassung Amerika's angemessen ist, und obschon solche in manchen Fällen nicht heilsam zu sein scheint, so bewirkt sie im Allgemeinen doch einen wohlthätigen Einfluß. Sie kann, da die guten Endzwecke, welche dadurch erreicht werden, bei Weitem die Nachtheile, die ein solches System hervorbringt, überwiegen, nur als wünschenswerth betrachtet werden."

„Zum wenigsten sollte doch dem Unfuge, ja dem öffentlichen Scandal, dessen man z. B. die Methodisten in den westlichen Staaten beschuldigt, gesteuert werden," versetzte ich. „Wenn dem Staate keine Einmischung

zusteht, so ist es doch Sache der Polizei, ähnlichen Excessen vorzubeugen.“

„Sehr wahr,“ fuhr Davis fort, „da es aber bei den Methodisten einem Jeden, in den der heilige Geist gefahren, erlaubt ist, vor der Versammlung zu reden, so wird es begreiflich, woher die Ursache solcher Unordnung kommt. Jede Einmischung in diese Angelegenheit von Seiten des Staats oder der Polizei würde als gegen die Rechte der freien Religionsausübung verstoßend verschrieen werden. — Wenn bei solchen Versammlungen (camp-meetings), die auf freiem Felde halbjährig abgehalten werden, der heilige Geist einmal die Laune faßt, in ein Weib zu fahren, was nicht selten der Fall sein soll, wird aller Anstand, alles weibliche Schamgefühl von diesen Begeisterten bei Seite gesetzt; im Ballanzug oder vollkommensten Negligee springen sie auf die Kanzel und theilen mit lauter Stimme ohne Scham und Zagen ihre Ergießungen den Umstehenden mit, wofür sie denn, trotz ihrer uncompleten Toilette, von den Männern, die auch von dem heiligen Geist inspirirt worden sind, umarmt, geherzt und geküßt werden. Daß Cupido der vorherrschende Geist bei diesen Divertissements ist, kann man sich denken. Solche unehrbare Sachen fallen zuweilen, ja so häufig vor, daß ich Euer Ohr nicht mit einer Recitation derselben beleidigen mag.“

„Bei den Baptisten entspringen ähnliche Mißbräuche aus ähnlichen Ursachen. Sie taufen, wie Euch bekannt ist, erst dann, wenn die betreffende Person ein überlegungsfähiges Alter erreicht hat. Die

dazu von den verschiedenen Gemeinden angestellten Pfarrer ziehen im Lande umher und taufen öffentlich in den Flüssen und Teichen die Erwachsenen beiderlei Geschlechts. Es erfordert meines Erachtens einen starken Glauben von Seiten des schönen Geschlechts, sich solch öffentlichen Taufen, wobei sie den unersättlichen Blicken eines bei solchen Gelegenheiten immer gaffenden Pöbels preisgegeben sind, zu unterwerfen. Aber der Glaube wirkt Wunder, denn Wunder kann man es gewiß nennen, wenn Frauen der besseren Classe aus religiösem Enthusiasmus, ihre natürlichen Gefühle ganz überwindend, sich solchen Ceremonieen unterziehen."

„Die Manie, Baptist zu werden, war so stark eingerissen, daß selbst der kalte Winter den Unternehmungen der Täufer auf Kosten der Tauflustigen kein Ende machte. Löcher wurden in das Eis gehauen und die Tauf-Candidaten, Kopf zuerst, hinein geduckt. Viele zogen sich dadurch gefährliche Erkältungen zu, und manche mußten ihre Unvorsichtigkeit durch ein langes Siechthum und einen frühen Tod büßen. Ein Beispiel, wovon ich selbst Augenzeuge gewesen, zeigt, mit wie wenig Schonung die Täufer ihre Opfer behandeln. Ein Jünger der Baptisten taufte eine Anzahl Männer und Weiber in einem kleinen Landsee in Illinois. Fußdickes Eis bedeckte das Wasser, und der Täufer stand vor einem großen Loch, emsig beschäftigt, Einen nach dem Anderen in das kalte Bad zu stürzen. Zwanzig bis dreißig mochte er auf diese Weise abgefertigt haben, als die Reihe

an eine schon bejahrte, sehr respektable Frau kam. Er tauchte dieselbe in das Wasser. Da sie sich aber an der Eisdecke fest hielt, so wurde der obere Theil ihres Körpers nicht benetzt. Der Täufer bemühte sich, dieß zu bewerkstelligen, was ihm denn auch bald gelang, und dabei hielt er die Widerspänstige beim Zopfe, damit sie nicht unter's Eis gerathe. Aber oh weh! sie trug falsches Haar, der Zopf löste sich, und die Besitzerin desselben verschwand unter'm Eise. Der Täufer machte noch einige Versuche, um sie zu retten, indem er niederkniete und die Unglückliche zu erhaschen suchte; aber vergebens, sie war verloren. Ganz kalt redete er nun, den Zopf noch in der Faust, die Versammelten an: „Unsere Schwester ist auf kürzerem Wege in's Himmelreich gegangen, als ich ihn zeigen kann, Friede sei mit ihr!" und setzte dann, ohne sich im Geringsten durch diese Katastrophe stören zu lassen, seine Taufe fort, indem er eine neben ihm stehende Negerin ergriff, um die üblichen Ceremonieen an ihr zu vollziehen."

„Mormonism ist eine ganz verschiedene Theorie," fuhr Davis fort, „sie führt ihre Anhänger gleichsam in's alte Heidenthum zurück. Diese Sekte verdankt ihre Entstehung einer politischen Spekulation, welche sich in dem Kopfe des Gründers jenes Aberglaubens entspann. Joe Smith, der Prophet der Mormonen, zeichnete sich schon in seiner frühesten Jugend durch religiöse Schwärmerei und Ehrgeiz aus. Kurz vor seinem Auftritte als Leiter einer fanatischen Horde theilte er einigen seiner Freunde mit, daß ihm ein

Engel, wahrscheinlich Gabriel, im Traume erschienen sei, der ihm den Willen Gottes kund gethan habe, der dahin gehe, daß er, Smith, zum Erlöser erwählt und daß es ihm vergönnt sei, den ferneren Willen des Höchsten aus einem Buche zu entnehmen, welches er im benachbarten Gebirge unter großen Steinmassen aufbewahrt finden werde. Joe Smith begab sich, von vielen Freunden begleitet, an den bezeichneten Ort und fand denn auch, zum großen Erstaunen der Anwesenden, das Buch; dieß war aber weder griechisch, noch chaldäisch oder hebräisch, sondern in gutem Englisch geschrieben — wahrscheinlich von ihm selbst verfaßt und dort verborgen. Er trat nach diesem Funde öffentlich auf und predigte, daß er, der Gesandte Gottes, erkoren sei, das Volk des Herrn in das gelobte Land zu führen, welches er als jenseits des Flusses Missisippi liegend bezeichnete. Hier sollte er dasselbe als gesalbter König und Prophet beherrschen. Trotz dieses Unsinns erwarb er Anhänger, Tausende strömten ihm zu, und da es eine der ersten Bedingungen war, daß diejenigen, welche sich der Gemeinde anschlossen, ihr Vermögen zum Wohle des Ganzen aufopfern mußten, so sah sich Joe Smith bald in dem Besitze hinreichender Mittel, um eine Auswanderung nach jenseits des Missisippi auszuführen. Er machte nun die Zurüstungen zu dieser großen Reise und begab sich bald nachher, von sechs Tausend seiner Anhänger begleitet, auf den Weg nach Missouri. Unterwegs gesellten sich täglich neue Anhänger zu seiner Fahne, gaben ihr Hab und Gut einem ehr-

geizigen Manne hin, der sich's im Uebrigen wohl sein ließ, einen Theil der ihm anvertrauten Summen verpraßte und den kleineren vielleicht für die allgemeine Sache verwandte. Im westlichen Theile des Staates Missouri ließ er sich mit seinem Volke nieder und herrschte hier unumschränkt. Er war König im wahren Sinne des Worts, in weltlicher und geistlicher Beziehung. Nicht allein nahm er das Vermögen der Bethörten, sondern er verfügte auch ganz nach Belieben über die Herzen der Weiber. Die Töchter dieser Leichtgläubigen mußten sogar seinen ruchlosen Begierden Folge leisten. Es bedurfte nur seiner Aussage, daß ihm der Herr im Traume erschienen sei und ihm diese oder jene zur Verherrlichung seines Namens bestimmt habe, um seine Anhänger zu vermögen, die Unglückliche nach seiner Wohnung zu schleppen, wo er einen förmlichen Harem unterhielt und überhaupt wie ein Sultan lebte. Ja so weit ging die Bethörung mancher Aeltern, daß sie es sich als eine große Ehre anrechneten, wenn ihren Töchtern ein solches Loos zu Theil wurde."

Die Erzählung des Davis wurde hier durch ein Geräusch, welches man in der Hammock vernahm, unterbrochen. Es war ein dumpfer Schall, ähnlich dem Falle eines gewichtigen Gegenstandes. Wir horchten, da aber Alles wieder still ward, so meinte mein Gefährte, es könne ein Hirsch sein, welcher wahrscheinlicher Weise, durch den Schimmer des Wachtfeuers angezogen, seine Neugierde habe befriedigen wollen

und beim Erblicken von Menschen schnell in das Gebüsch zurückgesprungen sei.

Noch unschlüssig, ob ich mich zur Ruhe begeben, oder den Anbruch des Morgens, der nicht fern sein konnte, erwarten sollte, hörte ich einen Schuß. Was ich lange gefürchtet, war in Erfüllung gegangen, die Indianer hatten angegriffen, und zwar in Massen. Wir stürzten in das Zelt und ergriffen unsere Büchsen und Jagdmesser. Schuß auf Schuß fiel jetzt, denn der erste war nur ein Signalschuß gewesen, rings um uns knallten die Büchsen.

„Nach der Einzäunung! nach der Einzäunung!“ schrie Davis den vom Schlafe erwachenden Reitern zu, und mit einem Sprunge war er selbst drinnen. Ich folgte ihm. Die Rothen, welche berechnet hatten, daß Alles im tiefen Schlafe versunken sein würde, und voraussahen, ein Jeder würde beim Hören dieses Schusses gleich aus seinem Zelte stürzen, zielten auf die Eingänge derselben, und mit so gutem Erfolge, daß sieben gleich beim ersten Angriffe erschossen wurden. Davis schrie fortwährend den überraschten Reitern zu, sich in die Einzäunung zu retten; man folgte blindlings seinem Rathe, und so gelang es den Uebrigen denn, sich hier zu versammeln, wo sie wenigstens einigermaßen Schutz vor dem tödtlichen Blei der Indianer fanden. Da die Rothen sahen, daß sie im Vortheil waren, heulten sie den Schlachtruf (war whoop). Dieser ist an und für sich schon ein monotones und widriges Gebrüll, erregt aber durch die Umstände, unter welchen er angestimmt wird, ein schauerliches Entsetzen. Die Krieger lassen denselben nur

dann erschallen, wenn sie in Ueberzahl einen Angriff gemacht und ihres Sieges gewiß sind. Nur das Gekrach der Büchsen unterbrach diese schrecklichen Töne, welche mehr dem Geheul wilder Thiere als menschlichen Tönen ähnlich sind. Es ist ein Geschrei, welches, wenn man es einmal gehört hat, sich tief in das Gedächtniß einprägt — man kann es nie vergessen.

Als die erste Ueberraschung vorüber war, erkannte ich die Geistesgegenwart des Davis, welcher durch Zurufen die disponible Macht in der Umzäunung concentrirt hatte. Hier dienten uns die Ochsen und Kühe als Hinterhalt, und wir begannen nun das Feuer der Indianer lebhaft zu erwiedern. Die Rothen waren theilweise noch im Gebüsch versteckt und feuerten jetzt auf's Gerathewohl unter die Heerde. Da aber der Platz, auf welchem unser Lager stand, offen war, so durften sie sich nicht dahin wagen, indem sie dann unseren Schüssen preisgegeben gewesen wären. Einige versuchten die Umzäunung niederzureißen, büßten aber ihre Kühnheit durch den Tod. Augenblicklich waren wir zwar hier gesichert; weil indessen die Rothen fortwährend auf das Vieh feuerten, so wurden mehre Stück erschossen, viele aber nur verwundet, die, dadurch wüthend gemacht, Alles niederstoßend in der Umzäunung umherliefen. Lange konnten wir es hier nicht aushalten, höchstens bis zum Anbruch des Morgens, denn die Indianer würden dann, in dem dicken Gebüsch der Hammock verborgen, im Stande gewesen sein, uns Einen nach dem Anderen zur Zielscheibe ihrer Büchsen zu nehmen, — unsere allmähliche Auf-

reibung war dann gewiß. Unsere Schüsse konnten im benachbarten Tampa-Bay nicht gehört werden, und da wir sonach nicht im Stande waren, die Besatzung von unserer Noth zu unterrichten, so war keine Hülfe von daher zu erwarten.

Davis war es auch jetzt wieder, der Rath wußte. Ein alter Schimmel, welcher seit mehren Jahren als Courierpferd gedient, jetzt aber zu diesem Zwecke nicht mehr tauglich war, wurde zum Lohne für seine früheren Dienste mit den anderen Pferden gehalten und gefüttert. In den letzten Wochen hatte sich das Thier merklich erholt, und da es trotz seines Alters noch ein guter Springer war, so pflegte es jeden Abend, nachdem Alles still geworden, über die Umzäunung zu setzen, um den Ochsen und Kühen das Korn wegzufressen. Zuweilen wurde der Dieb entdeckt und von den Hirten herausgetrieben, meistens aber fand man ihn am Morgen noch vor. Dieser Schimmel konnte, wenn das Glück uns günstig war, einen Boten nach Tampa-Bay tragen, um die dortige Besatzung von unserer Lage zu benachrichtigen. Der Schimmel wurde gesucht und — gefunden. Ich erbot mich, ihn zu reiten; freilich gehörte kein besonderer Heldenmuth dazu; denn obgleich der Ritt gefährlich war, indem man ohne Zweifel erwarten mußte, daß die Indianer auf den Boten feuern würden, so war doch der Aufenthalt in der Umzäunung nicht minder riskant, ja man sah für den Fall, daß beim Anbruch des Morgens keine Hülfe da gewesen wäre, einem gewissen Tode entgegen. Dem Umstande, daß kein Sattel und Zügel

vorhanden, — denn die Stallungen, worin dieses Geschirr aufbewahrt wurde, waren bereits im Besitz der Indianer — wurde durch eine alte Halfter, welche sich zufällig vorfand, abgeholfen. Dieselbe wurde am Kopfe des Pferdes befestigt, so daß man es zur Noth damit lenken konnte. Ich sprang auf den Rücken des alten Gauls. Von hinten erhielt er zur Anspornung einige Hiebe, und fort ging's auf's Gerathewohl in die Dunkelheit hinein. Mit einer Kraft, die einem vollblütigen Renner Ehre gemacht hätte, setzte das Thier über den Zaun. Kaum aber hörten die Indianer den Schall der Hufen, als eine volle Ladung mich begrüßte. Die Dunkelheit jedoch beschützte mich. Es war so finster, daß man einen Gegenstand kaum auf 2 oder 3 Schritt sehen konnte, und deßhalb mußten sich die Rothen damit begnügen, nur auf's Gerathewohl nach der Richtung zu feuern, von wo sie den Schall der Hufen vernahmen. Die Kugeln pfiffen, aber keine traf. In einer halben Minute war ich außer Schußweite, und ein lautes Hurrah von den in der Umzäunung Eingesperrten verkündete mir, daß sie um meine Rettung wußten. Später erfuhr ich, Davis habe sich bei dieser Gelegenheit auf den Boden gelegt und aus dem Unterschied in dem Schall der Hufen gefolgert, daß ich den Weg erreicht haben müsse, indem der Tritt des Pferdes auf dem Rasen des Waldes dumpf klang, auf dem gebahnten Wege aber härter und vernehmlicher wurde. Unversehrt kam ich nach einer halben Stunde in Tampa-Bay an und feuerte, um keinen Augenblick zu verlie-

ren, die Alarm-Kanone ab, welche, wie ich wußte, immer geladen auf dem freien Platze vor der hölzernen Wohnung des Generals stand. Alles war in einigen Minuten auf den Beinen und in Bewegung. Ich theilte dem commandirenden Offiziere in wenigen Worten die Ereignisse mit, und in einer Viertelstunde nach meiner Ankunft waren zwei Compagnieen in Bereitschaft, die Bedrängten aus ihrer gefährlichen Lage zu befreien.

Neunter Abschnitt.

Die Mormonen haben in der letzten Hälfte des verflossenen Jahres (1844) eine bedeutende Rolle gespielt, und es wäre gewiß zu einem blutigen Bürgerkriege zwischen denselben und den Bewohnern des Staates Illinois gekommen, wenn nicht Zwietracht unter ihnen geherrscht hätte. Da aber diese Begebenheiten in Europa auf eine sehr parteiische Weise geschildert worden sind, ja sogar einige der deutschen Zeitschriften diese Unruhen als einen Beweis der Unduldsamkeit der Amerikaner dargestellt haben, so fühle ich mich bewogen, dieß zu berichtigen, und setze deshalb die Erzählung von Davis fort. Die Mormonen wurden nicht ihres Glaubens halber verfolgt, sondern weil sie mit den Gesetzen des Landes in Collision geriethen und sich der Ausübung derselben mit den Waffen in der Faust widersetzten.

Der Mann Gottes, Joe Smith, trieb auf die schon von Davis beschriebene Weise sein Unwesen eine Zeit lang im Missouri. Da sich aber unter seiner

Gemeinde (dem Volke des Herrn) sehr viel Lumpengesindel befand, so kamen mehre Mitglieder derselben wegen begangenen Raubes, Diebstahls und Mordes mit den Behörden des Staates in unangenehme Berührung. Joe Smith beschützte diese Beschuldigten und leistete den Vollstreckern des Gesetzes Widerstand. Er soll mit eigener Hand mehre Constables bei dieser Gelegenheit getödtet und sogar einen Versuch auf das Leben des Gouverneurs gemacht haben. Den Behörden stand keine militairische Macht zu Gebote, um den Gesetzen Achtung zu erzwingen, und weil der Prophet schon durch seinen Lebenswandel allgemein verhaßt geworden war, so ergriffen die Bauern die Waffen und jagten die ihnen verhaßte Sekte zum Lande hinaus. Joe Smith flüchtete sich mit dem größten Theile seiner Anhänger über den Missisippi in den benachbarten Staat Illinois. Hier angekommen, erhielt er vom Gouverneur desselben die Erlaubniß, sich niederzulassen, mit der Bedingung, die öffentliche Ruhe nicht ferner zu stören. Jetzt flossen wieder neue Zufuhren von Geld in seine Kasse, auch machte er viele Proselyten, so daß es ihm gelang, eine Stadt zu gründen und einen Tempel zu erbauen. Dieser Stadt gab er den Namen Nuovoo, und von Reisenden, welche dieselbe besucht haben, wurde mir versichert, sie sei wohl gebaut und zähle an fünfzehn Tausend Einwohner. Joe Smith lebte hier in der alten Weise, nur mit erneuertem und vergrößertem Glanze. Capitain Marryat hat ihn besucht und erwähnt seiner in seinem Werke über die Ver-

einigten Staaten. Der Prophet schloß Verträge mit verschiedenen Indianer-Stämmen, die ihn im Fall einer neuen Fehde mit den Behörden unterstützen sollten; auch eine Zeitung wurde unter seiner Oberaufsicht herausgegeben, die seine Reden enthielt und sich hauptsächlich damit befaßte, den Mormonism vor der Welt zu vertheidigen. Er brachte sogar ein stehendes Heer, welches 10,000 Mann stark gewesen sein soll, auf die Beine und nannte es die Nuovoo Legion. Es entstand indessen Zwiespalt in seiner Residenz selbst, indem sich eine sogenannte Anti-Joe-Smith-Partei bildete. Besonders zog sich eine unbedeutende Zeitschrift, deren Redacteur den Propheten bei jeder Gelegenheit widerlegte, das Princip des Mormonism lächerlich machte und den persönlichen Lebenswandel des Gesalbten rügte, wozu dieser freilich viel Stoff geliefert hatte, den Haß des Joe Smith zu. Der große Prophet konnte dieß nicht länger dulden, bewaffnete sich mit einigen hundert seiner Anhänger und zerstörte die Presse des unglücklichen Zeitungsschreibers. Lange hatte er sich bemüht, dieses Organ der Gegenpartei zu widerlegen, es war ihm ein Dorn im Auge, und der Aerger, sein Ansehn auf solche Weise geschmälert zu sehen, bewog ihn, die Gesetze des Staates so auffällig zu verletzen. Als diese neue Schandthat, denn mit diesem Namen kann man jene Handlungsweise, einem Bürger in der Nacht das Haus anzuzünden und niederzureißen, gewiß bezeichnen, bekannt geworden, ergriff ein allgemeiner Unwille die Bewohner des Staates. Joe Smith sollte

zur Verantwortung gezogen werden; aber in der Mitte seiner Legion hohnlachte er allen Bemühungen, ihn zu verhaften. Da bot der Gouverneur (Ford) die Landwehr auf, es entstand ein förmlicher Kreuzzug gegen die Mormonen. Weil die Erbitterung von beiden Seiten sehr groß war, so würde gewiß Blut geflossen sein, wenn nicht Joe Smith von der schon erwähnten Gegenpartei ergriffen und den Behörden ausgeliefert worden wäre. Die Wuth gegen ihn war aber so heftig, daß man den Gesetzen zuvorkam und ihn meuchelmörderischer Weise im Gefängniß tödtete. Nach einigen Nachrichten soll diese That von seinen eigenen Leuten verübt worden sein, nach anderen jedoch soll er bei einem Versuche zur Flucht um's Leben gekommen sein. Jeden Falls ist es Schade, daß dadurch dem Galgen eine passende Zierde entging.

Ueberhaupt findet man in den Vereinigten Staaten im Allgemeinen wenig wahre Frömmigkeit. In den größeren Städten herrscht totale Indifferenz, in den kleineren und auf dem Lande Skepticismus und Schwärmerei. Die öffentlichen Blätter werden gewöhnlich von den verschiedenen Sekten dazu gewählt, ihre Grundsätze zu vertheidigen, und da solche Artikel von den Predigern der verschiedenen Nominationen verfaßt sind und man in der Hitze der Disputationen sehr oft zu persönlichen Angriffen schreitet, so ist die Achtung, welche den Bekleidern solcher Aemter zukommt, ganz verschwunden. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß ein Seelenhirt die schändlichsten Imputationen auf das Haupt seines Gegners häuft, welche auch nicht selten

gegründet sind. Das Ende vom Liede ist dann, daß der eine oder andere sich aus dem Staube machen muß. Ein solch Geächteter schreit sich als ein Martyr aus, ergreift seinen Wanderstab und zieht, die schrecklichsten Anathemen gegen seine Gegner ausstoßend, von dannen, um sich eine andere Stelle zu suchen. Deßhalb kann Mancher sich rühmen, fünf bis sechs verschiedene Predigerämter in einem Zeitraume von zwei bis drei Jahren bekleidet zu haben. Die Nonplusultras sind aber die sogenannten travelling preachers oder reisenden Prediger. Diese wandern in den westlichen Staaten umher und predigen überall, wo sie zugelassen werden. Sie haben meistens mehre Branchen des Nährstandes schon durchgemacht und sind nicht selten von Schenkwirthen, Schustern, Schneidern u. s. w. zu dem Berufe eines Verbreiters des Evangeliums übergegangen. Daß die Reden solcher Auserwählten oft sehr pikant werden, kann man sich denken. Wenn man sie fragt, wie es gekommen, daß sie Prediger geworden seien, so behaupten sie Alle, daß sie einen besonderen Beruf zu diesem Amte verspürt haben; in der That ist es aber meistens entweder Faulheit oder auch wohl gar Trunkenheit, welche sie dazu bewogen hat.

Doch will ich jetzt dieselben schwärmen, und die Anführer der verschiedenen Sekten sich Grobheiten sagen lassen und wieder zu meiner Erzählung zurückkehren.

Die Büchsen wurden geladen, und der Zug setzte sich in Bewegung. Grabesstille herrschte in den Reihen; denn man bezweckte nicht allein die Be-

freiung der Belagerten, sondern man hoffte auch die Belagerer zu überraschen und ihnen eine empfindliche Niederlage beizubringen. Ja so sanguinisch waren bei dieser Gelegenheit die Erwartungen, daß man den berüchtigten Häuptling, Sam Jones, schon in Fesseln wähnte. Um alles Geräusch zu vermeiden, ließ ich meinen Schimmel, welcher mich so brav getragen, zurück und folgte dem Trupp zu Fuß. Nachdem wir ungefähr eine Meile zurückgelegt hatten, konnte man, da der Wald offener wurde, deutlich das Gekrach der Büchsen hören. Es waren jedoch nur einzelne Schüsse, woraus wir entnahmen, daß die Indianer beabsichtigten, den Anbruch des Morgens für den allgemeinen Angriff abzuwarten. Wir vermochten sogar die Schüsse, die von den Indianern abgefeuert wurden, von denen der Belagerten zu unterscheiden, indem die langen Büchsen der Rothen kleine Kugeln schießen und einen harten und hellen Knall bewirken, die kurzen Stutzen der Dragoner aber größere Kugeln führen und deßhalb einen dumpferen Schall verursachen, welcher dem einer Muskete ähnlich ist. Keine Silbe hörte man, selbst das beinah unvermeidliche Rasseln der Waffen wurde so viel wie möglich gedämpft. Auf diese Weise nahten wir uns dem Lager ungefähr auf eine halbe englische Meile. Da es aber unser Hauptzweck war, die angreifenden Indianer zu überfallen, so umgingen wir die Hammock, worin die Rothen verborgen waren, und kamen, ohne bemerkt zu werden, auf der anderen Seite derselben an. Wenn es uns jetzt gelungen wäre, einige hundert Schritte in diese einzudringen, ohne von den Rothen

bemerkt zu werden, so wäre eine Gefangennehmung derselben wohl möglich gewesen. Jedenfalls würde sie dieser Angriff im Rücken genöthigt haben, sich auf den freien Platz, auf welchem das Lager stand, zurückzuziehen, wo sie, den Büchsenschüssen der beiden Detachements ausgesetzt, einen bedeutenden Verlust erlitten hätten. Wir rückten näher und näher und glaubten schon die Zurufe der in der Umzäunung Belagerten zu hören, als ganz in unserer Nähe ein Musketenschuß fiel. Ein schallendes Geschrei von Seiten der Indianer verkündete uns, daß wir verrathen wären. Einem der Soldaten war durch Zufall die Muskete losgegangen, wodurch der Feind von unserem Plan in Kenntniß gesetzt ward. An einen Ueberfall war jetzt nicht mehr zu denken, die Bajonette wurden gefällt, und im Sturmschritt ging's so gut wie möglich durch die Hammock. Aber Sam Jones hielt es für rathsam, unsere Charge nicht zu empfangen, und zog sich mit den Seinigen zurück; wir erreichten, ohne einen Schuß zu thun, das Lager und befreiten die hart Bedrängten aus ihrer kritischen Lage in der Einzäunung.

Die Strahlen der Sonne begannen jetzt den dicken Morgennebel der Urwälder zu durchdringen und beleuchteten das Lager. Die Dragoner hatten ihr temporäres Gefängniß verlassen und suchten die Leichname ihrer beim ersten Angriffe gefallenen Kameraden auf. Auch der des jungen Lieutenants wurde vorgefunden; aber keine Kugel der Indianer hatte ihn getroffen. Ein langes Messer stach in seiner Brust und zwischen seinen Zähnen dieselbe lange Fuhrmannspeitsche, womit

er seinen Neger gepeinigt hatte. Auch das Messer wurde als ein dem Neger Jacob angehöriges erkannt. Der Sklave hatte sich gerächt.

Einer der Offiziere kniete nieder, um dem Leichnam eine anständige Position zu geben, und stieß dabei die schrecklichsten Verwünschungen gegen den entlaufenen Sklaven seines erblichenen Waffenbruders aus.

„Ereifert Euch nicht, Herr Capitain," schrie ihm Davis zu, „er hat nur gethan, was Ihr und ich in einem ähnlichen Falle thun würden."

„Abolitionist, Ihr rechtfertigt den Mord, wofür der Thäter, wenn wir ihn erwischen, verbrannt werden soll?"

„Vollkommen," versetzte Davis ruhig, „und zwar mit demselben, ja vielleicht mit mehr Recht, als ich die Unternehmungen unsers Washington billige, denn solche Unterdrückung, wie diese Menschenrace von uns erduldet hat, erlaubten sich unsere damaligen Tyrannen, die Engländer, nicht."

„Haben wir nicht nach unseren Staatsgesetzen ein Recht, Negersklaven zu halten?" versetzte der Capitain.

„Dasselbe Recht hatten die Engländer vor dem Befreiungskriege, indem sie uns als Colonie mit Abgaben bedrückten. Aber unsere Advokaten in Boston bestritten dieses Recht, und das Volk erkannte es nicht an. Dasselbe Recht hatten die entnervten Bourbonen, bis ein anderes Recht gegen die Legitimität auf die Wagschale gelegt wurde, das der Natur, das der Völker. Dieser Grundsatz nun, der damals mit solcher Begeisterung von uns verfochten wurde, den unsere Vorfahren mit so viel Energie behauptet

und erfolgreich durchgeführt haben, wird jetzt von einem Drittheil unserer Bürger mit Füßen getreten."

„Ich bin weit entfernt, die Gerechtigkeit dieses Princips zu bezweifeln, bestreite aber, daß es auf diesen Fall im Geringsten in Anwendung zu bringen ist. Es war kein Gefühl der Rache, welches Bruder Jonathan bewog, das Joch seines Stiefvaters, John Bull's, abzuschütteln — es war das Verlangen nach Freiheit, welches unseren Vorfahren gebot, den Heeren der Usurpatoren zu trotzen. Es war die innige Liebe zur Gerechtigkeit, die von jeher die anglo-amerikanische Race auszeichnete und den Völkern Europa's als ein für sie vielleicht unerreichbares Ideal am westlichen Horizonte vorstrahlte, die sie dazu bestimmte."

„Zeigt ihnen nur nicht unsere Plantagenbesitzer des Südens, unsere Sklaven-Eigenthümer als Musterbilder — im Uebrigen möchte Eure Behauptung vielleicht richtig sein. Diese angeborene Gerechtigkeitsliebe und Achtung vor den Gesetzen ist uns eigenthümlich und hat unsere rein demokratische Verfassung ohne solche Stützen, wie Armeen, Polizei und dergleichen, aufrecht erhalten. Kein Volk hat es je vermocht, sich ohne Zwistigkeiten und Bürgerkriege selbst zu regieren. Vor unserem Beispiel müssen selbst die Republiken des Alterthums in den Hintergrund treten. In England herrscht die Aristokratie, in der Schweiz mehr oder weniger Anarchie. Frankreich hat einen Versuch gemacht und ist dabei unter die Traufe, in die Hände eines Napoleon's gerathen. Nur wir haben die Probe bestanden. Bei uns hat weder der Pöbel eine unge-

bührliche Uebermacht, noch können die Reichen einen überwiegenden Einfluß geltend machen. — Wenn wir aber auf diese Gerechtigkeitsliebe mit Recht stolz sind, wenn alle unsere verschiedenen Parteien das Recht, daß Majorität Gesetz ist, anerkennen und sich demselben unterwerfen — denn dieser Tugend verdankt unsere Republik ihre Existenz, diesem Princip allein verdankt sie ihr jetziges Gedeihen — warum sollen wir denn nicht auch diese Theilnahme an den Gesetzen auf unsere schwarze Bevölkerung ausdehnen? Warum wollen wir immer noch englischen, französischen und deutschen unparteiischen Schriftstellern, die das Gute und Schöne unserer Institutionen anerkannt haben, Grund lassen, ihren Notizen über unser Land ein „Aber" beizufügen? Ich spreche natürlicher Weise weder von einer Trollope, noch von einem Marryat und Dickens, welche zwei letztere unsere Staaten per Dampfschiff und Eisenbahn durchflogen und dann, mit Unparteilichkeit sich brüstend, wobei aber der John-Bullism aus ihren Rocktaschen hervorguckt, es wagten, eine getreue Schilderung der Staaten geben zu wollen, bei welcher Gelegenheit der vergötterte Boz (Dickens) wohl eine Laus, die zufälliger Weise in dem Tafeltuche auf einem Dampfer entdeckt wird, sieht, aber von dem Princip der Freiheit, der allgemeinen Duldung und Gleichheit vor dem Gesetze, welches unser Land charakterisirt, nichts sagen will, der die Frechheit eines Schusters als Folge unseres Systems darstellt. Solche Federhelden, die, indem sie unser Land verunglimpften, den neidischen Aristokraten Englands dadurch etwas

liefern wollten, was ihr Zwerchfell erschüttert und ihnen Stoff darbietet, über die Yankees sich lustig zu machen, meine ich nicht. In der Geschichte der Völker, worin auch unser besterntes Banner seinen Platz, und zwar einen glänzenden, einnehmen wird, bleibt die Sklaverei des Südens ein Schandfleck."

„Ihr schweift ab, Master Davis. Nach Eueren Aeußerungen rechtfertigt Ihr diese Gräuelthat des Negers, — in demselben Maßstabe müßtet Ihr dann jeden anderen Mord, aus Rache verübt, gutheißen."

„Wenn diese Vergeltung die Rache eines Volkes, einer ganzen Menschenrace wird und nicht Wiedervergeltung eines Individuums ist, so rechtfertige ich sie."

„Ei, ei, eines ganzen Volkes? demnach würdet Ihr auch wohl den Mord des guten Königs Ludwig des Sechszehnten, der durch seine Humanität und Herzensgüte bekannt war, billigen?"

„Obgleich ein himmelweiter Unterschied hier obwaltet, so würde ich doch — wenn ich gleich die Motive einzelner dabei Betheiligter verwerfe — das Schicksal hier gerecht nennen. In Ludwig dem Sechszehnten rächte sich nicht ein einzelnes Individuum an einem anderen, sondern die unterdrückte Menschheit nahm Rache an ihrem Zwingherrn. Ludwig der Sechszehnte, obgleich persönlich unschuldig, fiel als Vertreter derselben. — Gäbet Ihr mir z. B. eine Ohrfeige, so würde ich Euch ohne Zweifel mit derselben Waare bedienen. Solltet Ihr aber Uebermacht gegen mich brauchen, oder wohl gar mich unmenschlich behandeln, so würde ich mir durchaus kein Gewissen

daraus machen, Euch eine Kugel durch den Kopf zu jagen, und weit entfernt, Reue zu empfinden, rechnete ich es mir zur Ehre, der menschlichen Gesellschaft diesen Dienst erwiesen zu haben, indem ich ein die socilaen Verhältnisse verletzendes Mitglied aus derselben entfernte."

„Wenn Ihr die Rechte der Neger mit solchem Enthusiasmus wahrnehmt, ja in der Verfechtung derselben so weit geht, daß Ihr sogar einen Mord billigt, so würdet Ihr Euch ganz vortrefflich zu einem Agenten der Abolitions-Gesellschaft qualificiren."

„Bitte sehr, mich mit diesem Epithet verschonen zu wollen, Herr Capitain; denn obgleich ich die That des Negers nicht verdamme und als Juror denselben nach meinem Gewissen nicht des Mordes schuldig erklären könnte, sondern dieß nur Selbstvertheidigung nennen würde, so glaube ich doch nicht, daß es nns zusteht, dieselben zu reizen und zur Empörung anzutreiben."

„Aber seht Ihr denn nicht ein, daß Ihr durch Verbreitung solcher Grundsätze — vielleicht unabsichtlich — eine Empörung der Schwarzen hervorruft?"

„Soll man deßhalb die Wahrheit verschweigen? Schafft Eure Sklaven ab, das ist das beßte Mittel, Euch vor Empörung zu schützen."

„Ich sehe aber nicht ein," versetzte der Capitain Buchanan, welcher, wie der Leser wohl schon aus seiner Anhänglichkeit für das Sklaven-System entnommen haben wird, ebenfalls ein Südländer war — „daß sich die Neger in ihrem jetzigen Zustande der Sklaverei, mit manchen unserer unbemittelten Land-

leute verglichen, bedeutend im Vortheile befinden. Sie haben keine Nahrungssorgen, wir kleiden sie, wir geben ihnen zu essen . . . ."

„Die gewöhnliche Entschuldigung. Ihr kleidet sie, damit ihre schwarzen Bälge nicht Euer Schamgefühl verletzen; Ihr gebt ihnen Nahrung, damit sie nicht verhungern; Ihr baut ihnen Hospitäler, wo sie, wenn sie krank werden, mediciniſche Hülfe und Pflege erhalten, damit sie Euch nicht absterben. Dies Alles müßt Ihr für sie thun, Euer eigenes Interesse erheischt es. — Sperrtet Ihr sie in goldene Käfige ein und füttertet sie mit Ambrosia, so wäre das doch kein Grund, sie ihrer Freiheit zu berauben. — Aber, „wie viele Packen Baumwolle, wie viele Fässer Zucker und Taback können wir mit 50 oder 100 Neger liefern," heißt es unter Euch. Da liegt der Hase im Pfeffer. Und nun bezahlt Ihr Zeitungsschreiber und Autoren, um dieses System mit sophistischen Argumenten zu vertheidigen. Sagtet Ihr frei heraus: „wir erkennen das Princip als ungerecht, wollen es aber dessenungeachtet beibehalten", so könnte man Euch zum wenigsten für Aufrichtigkeit Credit geben. Aber Egoismus . . ."

„Ja, Egoismus," unterbrach ihn hier der Major Belknap, welcher das Hülfscorps commandirte und sich zu den zwei Disputanten gesellt hatte, „Egoismus ist jetzt die Bande, welche unsere Union noch zusammenhält."

„In wie fern, Major?" fragte Davis.

„Ganz einfach," versetzte dieser, „ich behaupte mein Recht, du behauptest dein Recht, er behauptet sein

Recht, wir behaupten unsere Rechte — seht, da haben wir gleich eine Republik. Fragt einen Fabrikanten des Nordens, warum er nicht zu Gunsten der Demokratie stimme, und er wird euch sagen (d. h. wenn er aufrichtig ist): „Die Demokraten wollen unsere Fabriken nicht beschützen, dieß paßt also nicht zu meinem Kram, und ich calculire deßhalb, einem Whig meine Stimme zu geben, welcher für ein hohes Schutzzollsystem ist. Fragt einen Sklavenbesitzer des Südens, und er wird Euch antworten: „die Demokraten haben in der Baltimore-Convention erklärt, die Sklaverei zu unterstützen, muß ihnen deßhalb meine Stimme geben. Fragt einen Spekulanten in Ländereien, der wird sagen: „ich besitze 2000 Morgen Land in Texas; die Demokraten wollen den Anschluß dieses Landes an die Union, das wird dem neuen Staate auf die Beine helfen, die Ländereien steigen dann natürlicher Weise im Preise, was mir dienlich ist, und deßhalb muß ich schon für die Demokraten stimmen." Ist das nicht reiner Egoismus? Keiner von diesen Interessirten fragt im Geringsten danach, ob das System, für welches er stimmt, dem Lande im Allgemeinen auch vortheilhaft ist — nein, er nimmt nur auf sein eigenes Interesse Rücksicht."

„Traut Ihr aber auch unseren politischen Anführern keine edleren Motive zu?"

„Durchaus nicht; fragt einen Clay, warum er sich nicht zu den Natives schlage. Wenn Ihr sein Vertrauter wäret, würde er Euch gestehen, daß ein solcher Uebergang sehr unklug wäre, indem die Partei der

Natives nicht zahlreich und populair genug ist, um ihm bei der nächsten Wahl nützlich zu werden. Fragt irgend einen demokratischen Repräsentanten, warum er nicht für ein hohes Schutzzollsystem kämpfe, und er wird Euch bescheiden, daß seine Constituenten dagegen seien — keiner aber wird von seiner Ueberzeugung, vom Wohle des Staates reden. Nach Popularität haschen sie. Patriotismus findet Ihr jetzt nicht mehr."

„Ich nehme ihnen das nicht übel," versetzte der Capitain. „Es ist die Bestimmung der Repräsentanten, den Willen des Volkes zu erforschen und ihn dann im Congreß auszusprechen."

„Aber wenn diese Wünsche des Volkes nun nicht mit ihrer Ueberzeugung übereinstimmen?"

„Die individuelle Ueberzeugung der Mitglieder des Congresses braucht gar nicht berücksichtigt zu werden. Die Repräsentanten sind nur der Mund des Volkes, durch den dasselbe spricht, seinen Willen kund thut, und folglich regiert. Durch individuelle Meinungen wollen wir nicht beherrscht sein."

„Demnach wären unsere Senatoren und Repräsentanten bloße Werkzeuge in den Händen des Pöbels."

„Diener des Volks vielmehr, ja, das ist ihre Bestimmung."

„Glaubt Ihr denn aber, daß das Volk im Stande ist, zu ermitteln, was zu seinem Beßten dient, wie es in einer Versammlung von weisen Staatsmännern geschieht?"

„Allerdings! die Ideen der Politiker sind oft verschroben und nicht selten theoretische Monstrositäten,

die Stimme des Volkes ist aber immer die richtige und irrt sich nie.“

„Meine Herren,“ unterbrach sie jetzt Davis, „dieß ist keine passende Unterhaltung bei dem Leichnam unsers verschiedenen Freundes. Laßt uns den jungen Mann bedauern, der so früh als Opfer eines Systems fiel, welches das Selbstinteresse als leider bis jetzt noch erfolgreich gegen die Stimme der Menschlichkeit vertheidigt hat, und wünschen, daß der Zeitpunkt nicht mehr fern sein werde, wo alle Bewohner unseres glücklichen Landes an den humanen Institutionen desselben Theil nehmen dürfen.“

Major Belknap, der Senior-Offizier, traf jetzt Anstalten zur Bestattung der Leichen, und nachdem dieselben auf eine zwar einfache, aber so würdevolle Weise, als es die Umstände zuließen, der Mutter Erde übergeben waren, dachte man an Verfolgung der Indianer. Sam Jones hatte sich zurückgezogen; denn wenn es auch den Rothen nicht an Unternehmungsgeist mangelt, so besteht ihre Strategie doch hauptsächlich nur in Ueberfällen und Rückzügen. Diese Art Kriegsführung ist ihnen eigenthümlich, und sie entwickeln dabei viel Geschicklichkeit und außerordentlichen Scharfsinn.

Einige der Dragoner behaupteten, daß durch ihre Schüsse mehre Indianer entweder schwer verwundet oder wohl gar getödtet worden seien, indem sie kurz vor der Ankunft des Hülfscorps in der Dämmerung Etliche beschäftigt gesehen haben wollten, drei Krieger bei Seite und in Sicherheit zu bringen. Wäre dieß wirklich der Fall gewesen, so würde der Rückzug des

Sam Jones durch die Verwundeten bedeutend erschwert worden sein, denn die Indianer lassen weder ihre Verwundeten, noch ihre Todten auf dem Schlachtfelde.

Unter solchen Umständen war es vielleicht möglich, sie in den offenen Fichtenwäldern einzuholen, ehe sie ihre natürliche Feste, die große Calavotchie-Hammock, erreicht hatten. — Wir eilten ihnen also nach, und nicht gering war unser Erstaunen, als wir wahrnahmen, daß sie, nach ihrer Spur zu urtheilen, den Rückzug auf dem nach der großen Hammock führenden Wege angetreten hatten. Es war ein ungewöhnlicher Umstand, denn ein Indianer-Haufe schlägt, wenn er verfolgt wird, nie einen gebahnten Weg ein, weil hier seine Spur zu kenntlich, mithin die Verfolgung von Seiten des Feindes erleichtert ist. Da man aber, nach den Aeußerungen der Dragoner zu urtheilen, vermuthen durfte, daß sie Verwundete mit sich führten, und ihnen folglich der Transport derselben auf einem gebahnten Wege leichter sein mußte, so konnte man mit Grund schließen, daß dieser Umstand es war, der sie bewogen hatte, die offene Straße zu wählen. Zur Anfertigung von Tragbahren hatten sie wohl keine Zeit gehabt, und mußten daher die Verwundeten abwechselnd auf ihren Schultern tragen, wodurch denn ihre Flucht nur sehr langsam von Statten gehen konnte. Es waren demnach alle Aussichten vorhanden, sie einzuholen, welche, nachdem wir ungefähr fünf oder sechs englische Meilen zurückgelegt hatten, durch die Entdeckung frischer Blutspuren bestätigt wurden.

An dieser Stelle des Weges waren die Fußstapfen

der Rothen über ungefähr eine Quadrat-Ruthe ohne Ordnung verbreitet. Wahrscheinlich hatten sie hier einen kurzen Halt gemacht. Am Rande des Weges wurde der Abdruck eines menschlichen Körpers bemerkt, welcher, nach der Beschaffenheit des Abdruckes in dem Erdreich zu urtheilen, auf dem Rücken gelegen hatte. Man war geneigt, zu schließen, daß einer der Krieger hier ausgeruht habe, bei näherer Besichtigung aber gewahrte man Blut. Da der mit Sand vermischte Boden das meiste davon eingesogen hatte, ein bedeutendes Quantum aber noch auf der Oberfläche desselben sichtbar war, so mußte der Blutverlust dieses Verwundeten bedeutend gewesen sein. Davis versicherte, daß er hier seinen Geist aufgegeben habe. Die Stelle, wo die Blutspuren bemerkt wurden, war die Gegend der rechten Schulter. Hatte die Kugel von vorn getroffen, so mußte sie die Brust des Verwundeten durchdrungen und bei der rechten Schulter ihren Ausweg genommen haben, folglich tödtlich gewesen sein. Aber die Kugel konnte auch von hinten getroffen und dann vielleicht nur gestreift haben. Dieß konnte man indessen nicht wohl annehmen, da bei der schnellen Vertreibung der Indianer aus der Hammock nicht ein einziger Schuß abgefeuert worden war. Es war deßhalb am wahrscheinlichsten, daß dieser Verwundete bei dem Versuche, über die Einzäunung zu klettern, tödtlich getroffen worden sei. Der Hinterwäldler von Kentucky (Davis), in dieser Art Kriegführung bewandert, deutete nun noch auf zwei andere

Abdrücke menschlicher Körper, woran aber keine Blutspuren bemerkbar waren. Da diese Abdrücke so beschaffen waren, daß die oberen Theile der Körper, besonders die Köpfe, in einer Vertiefung gelegen haben mußten und eine solche Lage für einen Lebenden sehr unbequem ist, so folgerte er, daß sie bereits als Leichen hierher gekommen seien. Die Richtigkeit dieser Folgerungen war anschaulich. Die Rothen hatten hier eine Weile ausgeruht und während dieser kurzen Rast die zwei Todten, welche sie mit sich führten, niedergelegt. Dasselbe hatten sie mit dem schwer oder tödtlich Verwundeten gethan, aber nicht in der Mitte des Weges, sondern am Rande desselben, wo der Kopf eine erhöhte Lage auf Rasen hatte. Durch die Bewegung, so wie durch die Veränderung der Position seines Körpers, von einer sitzenden in eine liegende Stellung, war eine neue starke Blutung der gefährlichen Wunde erfolgt und der Verwundete höchst wahrscheinlich in Folge derselben hier verschieden.

Mit diesen drei Lasten mußte es den Indianern sehr schwierig werden, sich rasch zu bewegen, und da unser Corps gewiß keine langsamen Fortschritte machte, so konnten uns jetzt die Rothen nicht fern mehr sein. Mit erfrischtem Muthe ging's also weiter. Die Hitze war drückend, und der sandige Weg machte das Marschiren äußerst mühsam. Der hohe Fichtenwald lichtete sich in dem Maßstabe, als der Boden sandiger und steriler wurde. Das Leben schien hier abgestorben zu sein. Monoton und doch großartig ist der Anblick dieser ungeheueren Fichtenwälder. Nur hier und da wird das

Einförmige derselben durch die Hammocks unterbrochen. Da der Wald gewöhnlich in der Nähe von zwei bis drei Meilen derselben offener wird, so gewährt der Anblick einer solchen ein imponirendes Bild. Wer je auf dem Ocean die verschiedenen Figuren, die durch die Abendwolken nach einem heiteren Tage gebildet werden, beobachtet hat, kann sich einen Begriff davon machen. Die runden, mit moosigem Schleier überhangenen Kuppen der Lebenseichen, die weit sich ausbreitenden Aeste der riesigen Sykomoren, die schlanken Eschen verschiedener Arten, die Pappeln, Magnolien, Cypressen und Cedern gewähren von der Ferne einen wunderbaren und grotesken Anblick. Bei Annäherung verschwindet zwar das Feenartige dieser Gestalten, jedoch bieten die verschiedenen Nuancen des Laubes, vom hellen, beinah gelben Blatte der jungen Pappel bis zum tiefen Grün der stolzen Magnolia, eine liebliche Abwechselung dar. Das Untergebüsch ist so dick und mannigfach, daß man auf einem Morgen funfzig verschiedene Staudengattungen vorgefunden hat, ausschließlich der größeren Bäume, der Kräuter und Gräser. Nur mit großer Mühe kann man sich einen Weg hindurch bahnen, und nicht selten wird man von den Dornen und den sogenannten wilden Reben, deren Berührung schädlich ist, so wie auch von den hier hausenden Musquitos so mitgenommen, daß man mit Freuden das Tageslicht der offenen Fichtenwälder wieder begrüßt. Dieß wäre schon erträglich, wenn nicht auch Schlangen mehrer Arten, von der großen Klapperschlange bis zur giftigen Adder, diese kellerar-

tigen Gewölbe der Natur bewohnten. Zuweilen geschieht es auch, daß ein Panther heulend beim Erblicken des Menschen entflieht, oder ein Bär, den Eindringer grimmig anbrummend, sich langsam in seinen Schlupfwinkel zurückzieht.

Einer solchen Hammock nahten wir uns jetzt und genossen von der Anhöhe, worüber der Weg führte, den Anblick der Natur in ihrer erhabensten, in ihrer primitiven Größe. Vor uns erstreckte sich der Fichtenwald, welcher aber jetzt so licht geworden war, daß er die Aussicht auf die Calavotchie-Hammock nicht hinderte. Diese sah man nun in der Entfernung von ungefähr drei englischen Meilen wie ein schwarzes Band in einem Halbzirkel am Horizont sich erstrecken. Die riesigen und über die gewöhnliche Holzung emporragenden Bäume bildeten die seltsamsten Figuren. Die Aeste der Sykomore verschmähten die vulgäre Nachbarschaft der kleineren Bäume und streckten ihre langen Arme gen Himmel. Der Horizont schien auf diesem dunkeln Lande zu ruhen, und da die Luft etwas bewölkt war, so glaubte man, daß die niedrigen Wolken die Gipfel dieser Riesenbäume berührten.

Gern hätte ich länger hier verweilen mögen, um mein Auge an dem herrlichen Anblick zu weiden, aber eine Erscheinung anderer Art nahm jetzt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch und spornte unsere Leute zu größerer Eile an.

Elfter Abschnitt.

Eine schwarze Rauchwolke, welche in der windstillen Atmosphäre himmelan strebte und entweder aus der Hammock oder der Nähe derselben zu kommen schien, brachte uns auf die Muthmaßung, daß dort die Indianer gelagert sein müßten. So setzten wir denn, ohne auszuruhen, die Verfolgung fort. Die Fußstapfen der Rothen waren so deutlich, daß es uns weder Mühe, noch Aufenthalt verursachte, sie in den Augen zu halten. Doch bald verließen sie den Weg und waren auf dem Rasen des Waldes, nach der Richtung des Rauches zu, wieder zu erkennen. Auch wir nahmen diese Richtung, und nicht lange hatten wir dieselbe eingeschlagen, als die Aussicht auf die Hammock weniger beschränkt wurde. Man konnte deutlich bemerken, daß die Rauchwolke weder in der Hammock, noch ganz in der Nähe derselben entstanden war, sondern eine halbe Meile, wenn nicht eine ganze, diesseits derselben emporstieg. Wir verdoppelten unsere Schritte, immer dicker wurde der Rauch, und schon

sahen wir die Flammen, die die schwarze Säule durchzuckten. Was konnte das Feuer bedeuten? Selbst der erfahrene Davis wußte dießmal keinen Aufschluß zu geben. Ein Waldbrand konnte es nicht sein, denn dazu war die Jahreszeit nicht weit genug vorgerückt, indem die Waldbrände nur dann, wenn das Gras trocken und verdörrt ist, statthaben. Daß sich die Indianer hier gelagert haben sollten, war ebenfalls nicht anzunehmen. Da, wo eine große Hammock ihnen zur Hand war, sich im offenen Fichtenwalde niederzulassen, wäre den Gebräuchen derselben durchaus zuwider gewesen. Doch bald sollten wir erfahren, was es bedeute. Wir hatten uns mittlerweile dem Feuer auf eine halbe Meile genähert. Das Terrain, auf welchem die schlanken Fichten sehr spärlich zerstreut standen, und durch ihre hohen Kronen die Aussicht gar nicht hemmten, war eben wie eine Tafel. Nicht gering war unser Erstaunen, als wir, durch diese Umstände begünstigt, die Indianer Hand in Hand einen Reigen um das Feuer tanzen sahen. Sie hatten ihren Kriegsgesang angestimmt. Melancholisch ertönte derselbe von der Ferne in die öde Stille des unermeßlichen Waldes. Dicker Rauch entquoll dem Scheiterhaufen. — Wenn neue Schichten Holz darauf geworfen wurden, schmiegte sich der Rauch an den Boden und verhüllte eine Zeit lang die tanzenden Gestalten der Rothen; bald aber machten sich die Flammen wieder Luft und ließen uns dieselben wieder in ihrem wilden Tanze erblicken. — Es wurde ein Kriegsrath gehalten. Keiner wußte aber den Zweck des Feuers zu

errathen. Es konnte möglich sein, daß die Rothen mit einem anderen Stamme zusammengetroffen waren und uns nun durch diese kampflustige Demonstration bewegen wollten, einen Angriff auf sie zu machen. In diesem Fall würden sie nach der (sich eine halbe Meile jenseits des Feuers erstreckenden) Hammock zu retirirt haben, wo uns dann in der Hitze der Verfolgung von der in dem Gebüsch versteckten Verstärkung eine mörderische Salve beigebracht werden konnte. Dieß war die einzige plausible Erklärung, welche wir uns von dieser neuen Strategie der Verfolgten machen konnten. Dessenungeachtet wurde beschlossen, vorzudringen, und den Truppen eingeschärft, sich unter keinerlei Umständen innerhalb Schußweite der Hammock zu wagen. Unsere Vermuthung bestätigte sich auch theilweise. Die Rothen ließen uns nicht auf Schußweite nahen, sondern zogen sich ganz gemach nach der Hammock. Nur einige feuerten ihre Büchsen ab, deren Kugeln uns aber nicht erreichten. Ohne sich zu vertheidigen, aber immer Sorgfalt tragend, uns nicht auf Schußweite nahe kommen zu lassen, ließen sich die Krieger des Sam Jones bis an die Hammock verfolgen. In dem dichten Gebüsche derselben angekommen, machten sie wohl Miene, uns die Mündungen ihrer Büchsen zuzukehren, da wir aber Ueberfall befürchteten und es ohnehin vergeblich gewesen wäre, sie in diesen ihren natürlichen Festen anzugreifen, so kehrten wir zum Feuer zurück.

Hier stellte sich denn heraus, was sie bewogen hatte, den Scheiterhaufen zu errichten. Der Holzstoß

brannte lichterloh, und auf demselben lagen drei menschliche Körper, welche die Flammen schon theilweise verzehrt hatten. Es waren die drei Krieger, die bei ihrem Angriff auf unser Lager tödtlich getroffen worden und deren blutige Spuren wir auf dem Wege bemerkt hatten. Bis hierhin hatte sie die Anhänglichkeit und Treue ihrer Kriegsgenossen geschleppt, und da sich diese durch uns hart gedrängt fühlten — denn es war anzunehmen, daß das geübte Auge dieser Waldbewohner unser Herannahen an dem Blinken der Waffen schon eher bemerkt hatte, als wir des Rauches ansichtig geworden, nahmen sie zu diesem Mittel ihre Zuflucht, um den Todten eine ehrenvolle Bestattung zu geben, zu gleicher Zeit auch zu verhindern, daß die Leichen entweiht würden, indem sie in unsere Hände fielen.

Die Indianer Florida's verbrennen ihre Todten nicht, wie dieß bei manchen uncultivirten Völkern der Fall ist, sondern übergeben dieselben der Erde und senken die Waffen und das sonstige Eigenthum der verstorbenen Krieger mit in die Gruft. Von diesem Gebrauche weichen sie nur im äußersten Nothfalle ab, doch hat man Beispiele davon. Im sogenannten Cypreßswamp z. B., wohin die Weißen einen Stamm genöthigt hatten, sich zu flüchten und wo der Boden so sumpfig war, daß die Leichen, wenn man sie versenkt hätte, ein Fraß für die hier hausenden Alligatoren geworden wären, sollen sie zu diesem Mittel ihre Zuflucht genommen haben.

Obgleich wir nun, wie man sich denken kann, im Fall die Indianer ein Loch gescharrt und die Todten

darin beigesetzt hätten, dieß Grab nicht gestört haben würden, so waren sie doch viel zu mißtrauisch, es darauf ankommen zu lassen. Wir ließen das Feuer ruhig brennen. Auch die Büchsen und Jagdmesser der erblichenen Krieger wurden mit ihren Eigenthümern von den Flammen verzehrt. Davis warf einige herabfallende Stücke Holz wieder auf den Haufen, indem er bemerkte, es sei ehrenvoll, diesem Beweise der Achtung der Rothen für die Gestorbenen unsere Anerkennung zu schenken, und ich konnte mich bei dieser Aeußerung des Gedankens nicht erwehren, daß diejenigen, welche den Indianern Treulosigkeit und Feigheit zur Last legen, den Charakter derselben nicht tief erforscht haben. Denn welches Beispiel kann ein besseres Bild von Treue geben, als das gegenwärtige? Selbst im Tode noch bleiben sie ihren Kampfbrüdern getreu und wollen ihre Leichname nicht von den profanen Händen der Weißen entweiht wissen. Mit offenbarer Aufopferung ihrer selbst hatten sie dieselben vom Kampfplatz in momentane Sicherheit gebracht und sie dann, in beständiger Gefahr schwebend, von uns gefangen zu werden, auf ihren Schultern bis hierher geschleppt. Diese Gefahr schien vielleicht für sie größer, als wir es uns denken konnten; denn hätten wir ihnen unmittelbar nach ihrer Vertreibung aus der Hammock nachgesetzt, so würden sie vielleicht alle gefangen genommen worden sein. Aber die Behauptung der Dragoner, die uns zur Verfolgung bewog, kam uns erst dann zu Ohren, als wir schon eine Zeit lang über das Ob und Wie delibrirt und gezögert hatten, wäh-

rend welcher Zeit die Rothen einen bedeutenden Vorsprung bekamen.

Daß diese Unentschlossenheit unserer Seits sie begünstigen würde, konnten sie jedoch nicht berechnet haben, vielmehr mußten sie sich auf nichts Anderes als eine unverzügliche Verfolgung gefaßt machen. Trotz der Gefahr ließen sie dennoch ihre Verwundeten und Todten nicht zurück und gelangten bis hierher. Da erblickten sie aber das Blinken unserer Waffen auf der Anhöhe; in einer halben Stunde konnten wir sie erreicht und angegriffen haben. Deßhalb zündeten sie denn in größter Eile das Feuer an, um ihre unglücklichen Gefährten auf diese Weise vor Entweihung zu schützen.

Wirklich ist es zu verwundern, daß man durchaus nicht aufhört, ihnen jene schönen Eigenschaften streitig zu machen. Was zu dieser Behauptung Veranlassung gegeben hat, ist ihr defensives Kriegssystem. Da sie sich nur durch ein solches System, welches in Rückzügen und Hinterhaltlegen besteht, gegen ihre zahlreicheren Feinde, die Weißen, die ihnen überdieß durch Taktik im offenen Kampfe überlegen sind, schützen können, so kann man dieß keineswegs Feigheit, sondern nur die schlaue Benutzung ihrer Vortheile nennen.

Die amerikanischen Blätter wimmelten während des Florida-Krieges oft von Erzählungen von Treulosigkeiten und meuchelmörderischen Unternehmungen der Indianer. Ich nehme nun die Gelegenheit wahr, ihnen ein Beispiel aus ihrem eigenen Kriege mit England vorzuhalten.

Ein amerikanischer Anführer hatte sich in einem

sumpfartigen Walde versteckt und hohnlachte hier den Bemühungen des John Bull. Die Amerikaner kannten die Wege und Stege des Waldes, und vergebens war die hartnäckige Tapferkeit der hier unbekannten Engländer; jedesmal wurden sie mit Verlust zurückgewiesen. Da schickte der englische Anführer dem Amerikaner eine Herausforderung, worin er sich erbot, sich auf einer offenen Ebene mit ihm zu messen. Der Amerikaner antwortete ihm: „Ihr Engländer seid herüber gekommen, um uns in unserem eigenen Lande anzugreifen, und müßt mit uns deßhalb da fechten, wo ihr uns findet."

Dasselbe Beispiel kann auf die Florida-Indianer angewandt werden, ohne daß diesen deßhalb Feigheit zur Last gelegt werden dürfte.

Getreu haben die Indianer vom Anfange des Krieges an dieses System beobachtet. In jedem Jahre aber werden sie systematisch von den Weißen bei Anbruch des Winters in die unermeßlichen Cypressen-Sümpfe und Everglades des Südens zurückgedrängt, wo sie bisher allen Bemühungen, sie dahin zu folgen, getrotzt haben. Die Everglades sind ungeheuere Sümpfe von drei- bis vierhundert Meilen im Umfange, welche mit Schilf und einer eigenthümlichen weidenartigen Staude (man-growth genannt) bewachsen sind. Der große Cypressensumpf, der fünf oder sechs Monate im Jahre mit Wasser bedeckt ist und in welchem die Cypressen eine riesige Größe erreichen, bildet die Einfassung der Everglades. Letztere sind auf der südlichsten Spitze Florida's gelegen und stehen mit dem

Meere in Verbindung. In Boten versuchte man es, die Indianer in diesen Schlupfwinkeln anzugreifen; aber dieses Unternehmen scheiterte an der Unzugänglichkeit der mit Man-growth bewachsenen Sümpfe. Man wird fragen, wie es den Indianern möglich sei, in solchen Orten zu leben. Lebensmittel können sie natürlicher Weise nicht mit sich nehmen, und da in diesen Wüsteneien selbst das Wild rar ist, so sind sie oft gezwungen, mit dem Fleische von Alligatoren ihren Hunger zu stillen. Es giebt einzelne Flecke in diesen Sümpfen, wo man soliden Boden antrifft; solche wählen die Rothen und vermögen mit seltener Entbehrung einige Monate darauf zuzubringen. In ihren leichten, aus Baumrinde angefertigten Canoes gelangen sie dahin und tragen dieselben, wenn nöthig, auf ihren Schultern über die nicht befahrbaren Stellen des Sumpfes.

Nur Mangel an Ammunition zwingt sie, sich zu ergeben. Da es die Politik der amerikanischen Anführer ist, die Pflanzungen derselben, wo sie solche finden, zu zerstören, so trifft es oft ein, daß sie allein auf die Jagd als Mittel zur Subsistenz angewiesen sind. Diesen Mangel an Getreide und dergleichen ertragen sie. Fehlt ihnen aber das zur Erlangung von Wild nöthige Pulver und Blei, so bleibt ihnen kein anderer Ausweg. Ihre, ihnen jetzt nutzlose Büchse im Walde verbergend, nähern sie sich dann, grüne Zweige als Friedenszeichen emporhaltend, den von den Truppen bewohnten Blockhäusern und erklären dem Commandeur einer solchen Station ihre Bereitwilligkeit, nach Arkansas

auszuwandern. Diese Commandeure senden sie mit einer Eskorte nach Tampa-Bay, von wo sie, meistens per Dampf, nach Arkansas transportirt werden. Man behandelt sie jedoch während ihres Aufenthaltes in Tampa-Bay nicht als Gefangene, sondern sie genießen sehr viel Freiheit, und wenn man nicht gerade Ursache hat, zu glauben, daß sie zu entlaufen beabsichtigen, so werden sie nicht bewacht. Man giebt ihnen hinreichende Lebensmittel, Taback, neue Büchsen und zuweilen auch Ammunition, damit sie auch ihrer Lieblingsbeschäftigung, der Jagd, nachgehen können. Durch solche Güte versucht man, sich dieselben zu Freunden zu machen, um die noch feindlichen Stämme zu bewegen, sich ebenfalls der Großmuth der Amerikaner anzuvertrauen. Aber dieses System bewährt sich nicht. Der Zweck, den man dadurch zu erreichen hofft, wird selten erzielt und häufig, ja fast immer, verfehlt. Der Indianer haßt den Weißen, er betrachtet ihn als den Usurpator seines Landes. Diesen Haß saugt er mit der Muttermilch ein, und keine Wohlthat oder Güte von Seiten der Weißen kann ihn verwischen. Sie nehmen zwar, durch die Noth gedrungen, die Geschenke ihrer Todfeinde an, entlaufen aber bei der ersten Gelegenheit wieder. Es ist daher nichts Ungewöhnliches, daß sie dieselbe Büchse und Ammunition, welche ihnen von den Weißen heute geschenkt wurde, einige Tage später im Kampfe gegen dieselben gebrauchen. Solche Schonung und Milde gegen die gefangenen Indianer ist allen Offizieren in Florida von der Regierung zu Washington streng eingeschärft worden, und

wird im Allgemeinen, mit einzelnen Ausnahmen, auch wohl beobachtet; man scheint zu fühlen, daß dieser Krieg ein höchst ungerechter ist, und sucht deßhalb das Gehässige desselben so viel wie möglich durch diese und ähnliche Maßregeln zu mildern.

Wir kehrten nach Tampa-Bay zurück. Das Lager wurde abgebrochen. Man sah ein, daß es nicht rathsam sei, die Truppen den Ueberfällen der Indianer preiszugeben, und obgleich das Trinkwasser nur mit Aufwand von Kosten und Mühe in Wagen herbeigeschleppt werden konnte, so ergriff man doch diese Maßregel wegen der größeren Sicherheit.

In Tampa-Bay waren kurz vor unserer Ankunft daselbst zwei Personen eingetroffen. Diese waren der Oberst Harney mit seiner Indianer-Braut Zela, der Tochter des Häuptlings Oceola, deren Flucht wir schon früher erwähnt haben. Das Betragen des Obersten, welcher durch seinen Haß gegen die Indianer bekannt, ja sprüchwörtlich geworden war, schien jedem unerklärlich. Der Oberst war ein praktischer Kopf und nur im Stande, sich für das Materielle zu interessiren. Deßhalb schloß man, daß derselbe diese Bekanntschaft nur angeknüpft habe, um die Reize der kupferfarbigen Schönen zu nichts weniger als löblichen Zwecken zu gebrauchen. Solche Insinuationen aber entrüstet zurückweisend, erregte der Oberst durch die Versicherung, daß er die Tochter des Oceola zu ehelichen gesonnen sei, allgemeines Erstaunen. Der Indianer-Tödter hatte große Schwächen, doch war der Grundzug seines Charakters edel. Oft hatte er von der Treulo-

sigkeit der Indianer traurige Beispiele erlebt, Verträge hatten sie gebrochen, bei Nacht und Nebel seine Truppen überfallen und sich dann feig zurückgezogen; daher war er zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Charakter derselben höchst verwerflich sein müsse. Nie hatte er sich aber im Geiste in die Lage dieser unterdrückten Nation versetzt, nie die Handlungsweise der Rothen von der Seite, daß einem unterjochten Volke jedes Mittel, sich der Sklaverei zu entziehen, gerecht ist, betrachtet. Er hatte nie berücksichtigt, daß die Vereinigten Staaten kein Recht besaßen, die Bewohner dieses schönen Landes ihrer Heimath zu entreißen, um sie in das für sie öde Arkansas zu transportiren. Die Indianer hatten die Plantagen der Weißen überfallen, hatten die Männer erschossen und die Weiber, Kinder und Säuglinge auf verschiedene Arten zu Tode gefoltert, — das wußte er und konnten solche Gräuel nur Unwillen und Abscheu gegen die Urheber derselben bei ihm erregen.

Trotzdem hatte die That der Zela ihre vollkommene Würdigung bei ihm gewonnen, und da sein Herz keine Bedingungen oder vielmehr Halbheiten kannte, so gab er sich zuerst ganz der Bewunderung und dann der Liebe hin. Es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, daß von einem Anderen als Liebe bei ihnen nicht die Rede sein konnte. Es waren die Lehren des Christenthums, deren Hauptpunkte in ihrem Herzen während ihrer Gefangenschaft tiefe Wurzel geschlagen, die sie bewogen hatten, dem Obersten den Dienst der Liebe in Fort Harvey zu erzeigen. Demnach schon

Christin im Geiste, empfing sie auch bald die Weihe der Taufe, welcher Ceremonie in einigen Monaten die eheliche Verbindung mit dem Obersten nachfolgen sollte, eine Verbindung, die von Manchen im Voraus belächelt, von Manchen aber auch mit neidischen Augen betrachtet wurde. Unter diesen Letzteren befanden sich mehre weiße Schönen, die den Obersten, der, beiläufig gesagt, einen Gehalt von 3000 Dollar bezog, auch trotz seiner sonderbaren Perrücke gern genommen hätten. Der commandirende General der Florida-Armee hatte als Diplomatiker eine verschiedene Ansicht von derselben. Er meinte, daß eine Verbindung zwischen den Hauptpersonen der beiden streitenden Parteien, falls dieselbe wirklich zu Stande kommen sollte, einen gütlichen Vergleich zu Stande bringen und dem Kriege ein Ende machen würde.

Zwölfter Abschnitt.

Als Sam Jones wahrnahm, daß er nicht verfolgt wurde, kehrte er mit seinem Kriegerhäuflein in den offenen Wald zurück und schlug nach kurzem Bedenken die Richtung nach seinem Lager, unweit Teufels-Eingang, ein. Schweigend folgte der entmuthigte Haufe seinem Führer. Jeder der Tapferen hatte das Bewußtsein, daß er seine Pflicht gethan, aber der große Geist mußte sein Antlitz von ihnen abgewendet haben. Sonst wurden sie von ihren Frauen mit Jubelgeschrei empfangen. Sonst kehrten sie als Sieger, mit Beute und Trophäen beladen, zurück, jetzt aber war's anders. Nicht einmal ihre eigenen Todten konnten sie heimbringen, um denselben die üblichen Ceremonien des Begräbnisses, die ihnen gebührende letzte Ehre zu erzeigen. Schluchzend warfen ihnen die Frauen, die unter den Gefallenen einen Verwandten beweinten, ihre Pflichtvergessenheit vor, welche Vorwürfe die Krieger still ertrugen. Sam Jones streckte sich mißmuthig auf sein Lager. In ähnlichen Fällen, wenn

er unverrichteter Sache, ja mit Verlust heimgekehrt war, hatte ihn Zela getröstet. Er vermißte sie jetzt und rief ihren Namen mit lauter Stimme. Jammernd traten die Frauen statt Zela in seine Hütte und theilten ihm das plötzliche, unerklärliche Verschwinden derselben mit. Langsam erhob sich der Häuptling und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit dem Berichte der Unglücksbotin. Keine Frage von ihm unterbrach die Sprecherin. Ruhig, ohne auch nur eine einzige Muskel seines Gesichtes zu verziehen, hörte er ihre Erzählung bis zu Ende, dann winkte er den Frauen, sich zu entfernen; nur ein tiefes Ugh entquoll seiner Brust. Ein Wesen, welches er erzogen und schon seit Jahren als sein Kind betrachtet hatte, denn seine eigenen waren alle im Kampfe mit den Weißen gefallen, war ihm geraubt worden. Ein Herz, welchem er die volle Liebe eines Vaters geschenkt hatte, woran er mit beinah schwärmerischer Zuneigung gehangen, war ihm jetzt, vielleicht auf immer, genommen. Zela hatte ihn getröstet, wenn er von den unternehmenden Weißen mit Verlust in die unzugänglichen Sümpfe gedrängt, und ihn gepflegt, wenn er verwundet worden war.

Der Stoiker des Waldes sollte aber jetzt nur einen Theil des Schmerzenskelches leeren; daß Zela dem Feinde ihrer Nation, dem größten ihrer Unterdrücker, dem Indianer-Tödter gefolgt war, davon hatte er auch nicht die entfernteste Ahnung.

Er ergriff die Büchse und trat vor seine Hütte. Hier waren seine Krieger schon kampffertig versammelt. Auch sie hatten die Unglücksbotschaft bereits

vernommen, und obgleich sie ununterbrochen, ja, ohne das Geringste zu genießen, über sechszig Meilen zurückgelegt hatten, so kam ihnen doch das Verlangen nach Speise und Trank oder Ruhe nicht in den Sinn. Der Häuptling stellte sich an die Spitze eines Theiles der Mannschaft, sein Schwiegersohn, Bowlegs, führte den anderen, und der veterane Neger, Abraham, übernahm die Leitung des dritten Haufens, um noch denselben Abend die Spur der Vermißten aufzusuchen. So wurde die ganze Nacht mit Suchen zugebracht, aber vergebens. Ermüdet kehrten die verschiedenen Abtheilungen am nächsten Morgen unverrichteter Sache zurück; die des Sam Jones war die letzte. Man hatte keine Spur entdeckt, die auch nur den geringsten Aufschluß über das unerklärliche Verschwinden Zela's geben konnte. Zwar hatte man deutliche Pferdehufmarken auf dem benachbarten, nach Tampa-Bay führenden Wege gefunden; da man aber glaubte, daß diese von einem Courier-Reiter herrührten, so wurden keine weiteren Nachforschungen darüber angestellt. Hätten die Krieger die Richtung dieser Spuren nur verfolgt, so würden sie gewiß gefunden haben, daß dieselben in ihrem eigenen Lager endeten, und würden somit zum wenigsten den Aufschluß erhalten haben, daß während ihrer Abwesenheit ein Weißer in ihren Wigwams gewesen sei. Aber Sam Jones sollte dieß leider erst später erfahren. Diese Aufklärung würde jetzt vielleicht das eherne Herz des alten Kriegers gebrochen haben, es wäre aber für das Wohl seines Volkes, wie die Folge zeigen wird, besser gewesen.

Als nun Sam Jones mit seinem Schwiegersohne,

Bowlegs, und dem schwarzen Abraham wieder unter derselben Lebenseiche, wo wir sie schon früher belauscht haben, im Rathe versammelt war, that sich erst der Schmerz des Häuptlings durch Aeußerungen der Rache gegen den vermeintlichen Entführer kund. Es war kein Weißer, welchen der Chieftain in Verdacht hatte, sondern der Häuptling der Creeks, der mit ihm auf derselben Höhe kriegerischen Rufes stand. Alleck Tushcanobee, sein Rival, war es, den er dieser That beschuldigte. Seit der Gefangennehmung des verehrten Oceola hatten die Indianer Florida's kein gemeinsames Oberhaupt wieder erwählt. Die verschiedenen Stämme waren über der ganzen Halbinsel zerstreut, und der Krieg hatte seit dieser Zeit nur in Angriffen einzelner Stämme bestanden. Jeder Stamm war unabhängig und folgte seinem eigenen Häuptlinge, zu einer Vereinigung derselben aber und zu einem allgemeinen Angriffe auf die Weißen war es, seitdem der Geist Oceola's das Ganze nicht mehr beseelte, nicht gekommen. Sam Jones, der Anführer der Seminolen, und Alleck Tushcanobee, der Chief der Creeks, waren die Vorzüglichsten. Auf ihren Rath hörte man in den Versammlungen und befolgte ihn auch. Der Einfluß, den diese Häuptlinge auf die übrigen Stämme ausübten, war indessen nur ein moralischer, der in der Erfahrung, List und Tapferkeit dieser Krieger seinen Grund hatte. Aber leider trieben, zum Wohlgefallen der amerikanischen Offiziere, Eifersucht und Zwietracht nur zu oft ihr böses Spiel unter den verschiedenen Befehlshabern. Daher fand ein gemeinsames Zusammenwirken gegen ihre Unterdrücker nur

theilweise statt. Der Einfluß des Sam Jones wurde durch Zela, welche er an Kindesstatt angenommen hatte, bedeutend verstärkt, und hierdurch war es ihm gelungen, mehre Stämme unter seinen Befehl zu vereinigen. Dieß betrachtete Tushcanobee mit neidischen Blicken. Sam Jones wußte davon und war nun gleich bereit, die Entführung seiner Pflegetochter seinem Rivalen zur Last zu legen. Schon seit einiger Zeit mit dem Gedanken umgehend, ganz Florida unter seinen Befehl zu vereinigen, konnte der Umstand, daß sich die Tochter Oceola's, dessen Andenken jedem Krieger heilig war, unter seinem Schutze befand, diesem Plane förderlich sein. In dem Verdachte, daß Alleck Tushcanobee seine Absicht durch die Entführung der jungen Zela zu kreuzen gedachte, lag der Grund, welcher ihn auf die unglückselige Idee brachte, daß sein Rival, Alleck, der Schuldige sei.

Seine treuen Anhänger waren derselben Meinung und vermehrten dadurch den Racheburst des alten Kriegers. Doch wie er diesen befriedigen wollte, darüber schwieg er einstweilen.

Die Ufer des Landsees Ocochobee, dessen südliche Spitze mit dem großen Cypressensumpf in Verbindung steht, waren lange die Schlupfwinkel der Indianer gewesen. Die amerikanischen Offiziere hatten deßhalb angefangen, ihr Hauptaugenmerk dahin zu richten, indem sie mehre Blockhäuser daselbst erbauen ließen. Von den Ufern dieses Sees bis zum Meeresgestade machten die Truppen beständig Streifzüge, und auf den Gewässern desselben kreuzten bewaffnete Boote.

Diese Maßregeln hatten den Indianern, die sich hauptsächlich an der südlichen Seite des Sees befanden, den Verkehr mit dem übrigen Theile Florida's sehr erschwert, ja beinah unmöglich gemacht. Alleck Tushcanobee erkannte, wie wichtig es sei, die Weißen von diesen Punkten zu vertreiben, und hatte daher Alles aufgeboten, mehre Stämme zu einem entscheidenden Schlage zu bewegen, was ihm auch gelungen war. Sam Jones versprach durch die unter seinem Befehle stehenden Stämme mit jenen Plänen zu cooperiren, und es war somit Alles bereitet, den Weißen eine bedeutende Niederlage beizubringen. Das Pulver und Blei fehlte nur noch. Aber auch hierfür wurde gesorgt. Spanische Küstenfahrer von Cuba, welche fortwährend mit den Indianern in Verbindung gestanden und sie oft mit Munition versorgt hatten, wurden jeden Tag in einer der vielen Buchten erwartet und sollten ihnen das Nöthige zur Fortsetzung des Krieges auch jetzt wieder zuführen. Alleck Tushcanobee hatte zu diesem Zweck eine Anzahl seiner Krieger an einem dieser Eingänge stationirt, um die Zufuhren in Empfang zu nehmen, und es war zwischen ihm und Sam Jones die Abrede getroffen worden, daß er im Fall der Ankunft des Schiffes dem letzteren ein bedeutendes Quantum Pulver und Blei zusenden wolle. Auch der Plan, auf welche Weise sie die Bleichen angreifen wollten, war bestimmt. — Die Weißen beabsichtigten in diesem Jahre mit großer Macht bis an die Grenzen des Cypressensumpfes vorzudringen. Durch Spione sollten daher die Tagesmärsche dieses amerikanischen Heeres

bewacht werden, und nachdem dasselbe in einer mit dicker Waldung umgebenen Prairie, durch welche der Weg oder vielmehr die Spur es führen mußte, angekommen war, sollte Alleck Tushcanobee die Truppen von vorn angreifen und Sam Jones in die Flanken und den Rücken der feindlichen Armee fallen. So war es zwischen den beiden Häuptlingen vor einiger Zeit verabredet worden. Alleck Tushcanobee war jetzt ganz in der Nähe dieses Ortes gelagert und enthielt sich, um die Amerikaner einzuschläfern, aller feindlichen Demonstrationen. Er sollte dem Sam Jones zeitige Nachricht von dem Aufbruche der amerikanischen Armee ertheilen, damit sich dieser mit seinem Volke zum Kampfe einfinden könne.

Nach einigen Tagen traf auch wirklich ein Krieger des Alleck Tushcanobee, welcher ein Leitpferd mit Amunition beladen führte, im Lager desselben ein.

„Großer Häuptling," sprach der Bote, „wenn die Sonne sich dreimal in den Wäldern verborgen hat, erwartet dich Alleck, damit ihr gemeinsam die frechen Weißen zerstört."

„Sage dem jungen Häuptling," versetzte hierauf der Chief, „daß Sam Jones seine Feinde kenne, und daß er sich rächen werde. Wenn die Sonne dreimal sich gesenkt hat, wird Sam Jones mit seinen Kriegern am Platze sein."

Sam Jones sandte nun Boten an die, unter seinem Befehl stehenden Stämme, um selbe zu dem projectirten Hauptschlage in seinem Lager zu versammeln. Diese Stämme waren an verschiedenen Orten in der großen

Hammock gelagert, indem Mangel an Schießpulver sie gezwungen hatte, sich versteckt zu halten. Aber die abgesandten Krieger des großen Häuptlings kannten ihre Schlupfwinkel und wußten sie bald zu finden. Schon am nächsten Tage nach der Ankunft der Munition waren diese Stämme, ungefähr 300 Waffenfähige, im Lager ihres Häuptlings versammelt. Sam Jones vertheilte die so lange entbehrte Munition unter ihnen und machte sie dann mit seinem Entschlusse bekannt.

„Krieger!“ sprach er, „lange habe ich versucht, unsere Jagdreviere gegen die zudringlichen blassen Gesichter zu vertheidigen. Kein Krieger kann sagen, daß Sam Jones je beim Erblicken einer Muskete entflohen sei. Niemand kann ihm vorwerfen, daß ihn der Hunger je überwältigt und kleinmüthig gemacht habe. Aber der junge Häuptling Alleck Tushcanobee hat die blassen Gesichter in Treulosigkeit übertroffen. Wie eine Schlange ist er bei Nacht in meine Wigwams gekrochen und hat mir mein Kleinod, mein Alles, geraubt. Aber bei dem großen Geiste, der bisher unsere Jagdreviere bewacht hat, aber jetzt über die Falschheit einiger seiner Kinder erzürnt ist, gelobe ich Rache zu nehmen.“

Die versammelten Krieger staunten über die Worte des alten Häuptlings und verlangten Erklärung. Sam Jones fuhr fort:

„Als der theuere Häuptling Oceola von den Weißen gefangen und in Eisen geschlagen worden war, setzte ich sein angefangenes Werk fort. Die Zerstörung der Armee des weißen Anführers Dead war mein erstes

Unternehmen, und seitdem ist der Name des alten Sam Jones unter den blassen Gesichtern gefürchtet. Aber Alleck Tushcanobee wollte weder meinen Befehlen, noch meinen Rathschlägen folgen und begab sich mit vielen anderen Stämmen auf jene Seite des großen Sees Ocochobee. Die Weißen lachten über die Dummheit der Rothen, wie sie es nannten, und hatten seit dieser Zeit manchmal Gelegenheit, über wiederholte Niederlagen der Unsrigen sich zu freuen. — Die einzige Erinnerung an unseren geliebten Führer hatte sich Schutz suchend in meinen Wigwan begeben, und da alle Nachkommen des Sam Jones in der Vertheidigung ihrer geliebten Hammocks gefallen sind, so war mir Zela willkommen und betrachtete ich sie als Kind. — Unsere Propheten weissagten, daß sich dahin die Herrschaft über Florida neigen sollte, wo die Tochter Oceola's ihren Wohnort genommen habe. Daß ich demnach die beßten Ansprüche zu dieser Würde besitze, wird euch Allen wohl klar sein. Alleck Tushcanobee aber beneidete mich darum und hat jetzt verübt, was ein ewiger Schandfleck auf dem Namen eines Kriegers sein wird."

Er erzählte dann den Kriegern, wie er Zela geliebt habe, wie sie ihm unentbehrlich geworden sei, und ging darauf in die näheren Umstände der Entführung ein.

„Daß Alleck die That begangen," hob er wieder an, „ist keinem Zweifel unterworfen, denn welchem Krieger wäre es möglich geworden, das Lager des Sam Jones zu betreten, ohne eine Spur zurückzu-

lassen, die ich nicht entdeckt haben würde, ausgenommen den Alleck, aber auch kein Häuptling in ganz Florida wäre treulos genug, eine solche That auszuüben.

Die Krieger waren im höchsten Grade erbittert über Alleck's vermeintliche Schandthat und gelobten dem Sam Jones in seinen Plänen der Rache beizustehen.

„Aber ein Versuch zu ihrer Befreiung würde vergeblich sein, denn die Krieger des Alleck sind weit zahlreicher als wir," fuhr er fort. „In die Hände der Weißen dagegen werde ich ihn überliefern, — der Treulose ist nicht werth, den Boden Florida's länger zu betreten. Nachdem die Sonne sich zweimal in die Wälder verborgen hat, soll ein Angriff auf die Weißen unweit des Sees Ocochobee statthaben, Alleck soll sie von vorn angreifen und ich aus dem Hinterhalt über sie herfallen. Das war unsere Abrede. Ich werde dort, meinem Versprechen gemäß, eintreffen, aber nochmals gelobe ich es bei dem Geiste des Donners, daß Sam Jones nicht eher die Mündung seiner Büchse auf den Weißen richten wird, als bis er Alleck todt oder gefangen weiß."

Das Verlangen nach Rache hatte den veteranen Häuptling gegen alle anderen Rücksichten blind gemacht. Wohl konnte er durch ein solches Benehmen seinen Rachedurst an dem verhaßten Alleck sättigen; aber daß er dadurch zu gleicher Zeit seinem Urfeind, den Weißen, Vorschub leiste, daran dachte er nicht. Mehre alte Krieger mißbilligten den Plan; da aber

die meisten sich durch blinde Leidenschaft leiten ließen, — denn der Haß gegen Alleck war allgemein unter den Anhängern des Sam Jones — so wurde denselben kein Gehör geschenkt.

Diese Verblendung, o Häuptling, sollte das Schicksal deiner Stämme entscheiden. Hätte dein unersättlicher Hang nach Rache dich nicht irre geleitet, so wären deine Stämme gewiß noch jetzt die Herren der Hammocks und der Wälder; aber du warst den Schlangen deines Landes ähnlich, welchen bei jedem Biß das Gift in die Augen fließt, so daß sie erblinden.

Dreizehnter Abschnitt.

Die Schlacht bei Ocochobee.

In einer Prairie von ungefähr zwölf englischen Meilen im Umfange, welche von einer Seite durch den schon genannten See Ocochobee begrenzt, im Uebrigen aber von einer halbzirkelförmigen Hammock ganz eingeschlossen war, sah man am Morgen eines heiteren Tages die Musketen und Büchsen der amerikanischen Truppen in der Ferne blinken. — Die Abtheilung, welche aus dem 4ten, 5ten und 7ten Regiment der Infanterie, einigen hundert Reitern und einem Haufen Volontairen bestand, auch mehre kleine Stücke Geschütz mit sich führte, bewegte sich von dem Punkte, wo die Hammock den See berührte, nach dem Mittelpunkte derselben zu; aber nicht etwa auf einer gebahnten Straße, sondern auf einer sogenannten Trail, einer Spur, die durch Wagen, welche früher dieses Weges gekommen, gemacht worden war. Nur

spärlicher Graswuchs bedeckte die Ebene, und da die Hammock sehr dicht war und aus hohen Bäumen bestand, so gewährte das Ganze den Anblick eines mit einer Mauer umgebenen Hofraums. Es war noch sehr früh am Tage, die Truppen konnten daher nicht ermüdet sein; sie waren heiter und vergnügt, wenig ahnend, daß vor Abend noch viele aus ihrer Mitte kalte Leichen sein würden. Gesänge und Gelächter unterbrachen zuweilen die Stille der Ebene, wo sie die einzigen lebenden Wesen zu sein schienen und dadurch gewissermaßen der schweigsamen Natur eine lebhaftere Färbung gaben. Nur hie und da sah man mehre Hirsche, welche, durch eine solche ungewöhnliche Erscheinung erschreckt, mit Blitzesschnelle sich in die angrenzende Hammock flüchteten.

Der Weg oder Trail erstreckte sich vom Ufer des Sees durch die Ebene und traf ungefähr in dem Mittelpunkte des Halbzirkels, welchen die Hammock bildete, mit dieser zusammen. In derselben aber ward er so enge, daß sich ein beladener Wagen kaum durchwinden konnte. Ein kleines Hinderniß, das Fällen von zwei oder drei Bäumen, deren Stämme quer in den Weg gelegt wurden, konnte die Passage hemmen. Die Truppen-Abtheilung, welche im festen Vertrauen auf ihre Zahl und auf die allgemeine Entmuthigung der Indianer bauend, ohne die geringsten Sicherheitsmaßregeln, wie z. B. das Aussenden von Patrouilleurs, Flanqueurs u. s. w., weiter marschirte, hatte sich jetzt auf eine englische Meile der Hammock

genaht und machte hier einen kleinen Halt, um ihr Frühstück einzunehmen.

Aber in der Hammock, welcher sie sich näherten, regte es sich. Alleck Tushcanobee war mit ungefähr 500 Indianern hier eingetroffen, um einen entscheidenden Schlag auf die Weißen zu führen, und machte Vorbereitungen, die Truppen zuerst mit einer mörderischen Salve zu empfangen, dann aber durch ein wohlunterhaltenes Feuer ihren gänzlichen Untergang herbeizuführen. Es sollte ein dreifacher Angriff werden. Der eine Theil seiner Macht, ungefähr hundert Krieger stark, war in dem hohen Grase versteckt, welches ungefähr zwei Schritt vor der Hammock wuchs, als wenn es durch die üppige Vegetation darinnen herausgedrängt worden wäre. Wie Schlangen lagen ihre braunen Körper in dem schilfartigen Grase; keine Bewegung nahm man wahr, nur das Blinken ihrer dunkeln Augen, welche unstät nach dem Feinde umherspäheten, kündete an, daß noch Leben vorhanden war. Der zweite Theil, aus zweihundert Kriegern bestehend, war in den Aesten und Kronen der Bäume verborgen; eine Position, von wo aus die Inhaber die verderblichste Wirkung auf die Truppen hervorbringen konnten, die aber auch, wenn die Weißen wirklich die Hammock stürmten, für die Indianer am gefährlichsten wurde. Der dritte Haufe war in der Hammock hinter Bäumen, Wurzeln und Gesträuchen postirt; zu diesen sollten sich die im Grase vor der Hammock verborgenen Krieger nach dem ersten Feuer gesellen, indem, im Fall die Weißen die Hammock stürmten, dieser Platz nicht hinlängliche

Sicherheit darbieten konnte. Alleck Tushcanobee selbst hatte seinen Platz in der Krone einer Lebenseiche genommen, die unmittelbar am Eingange des Weges in die Hammock stand, um von diesem Punkte aus den Kampf übersehen zu können und den rechten Zeitpunkt zum Angriff zu wählen. — Von der Ebene aus konnte man selbst in einer kleinen Entfernung von zwei bis drei Schritten diese Vorkehrungen nicht bemerken, auch nicht das geringste Zeichen gab Kunde vom Dasein eines Feindes, denn so versteckt war der Hinterhalt.

Ungefähr eine Viertelmeile von dem Orte, wo die Krieger des Alleck verborgen waren, lag in einem kleinen Vorsprunge der Hammock Sam Jones mit den Seinigen. Von diesem Punkte aus wäre es ihm leicht gewesen, den Weißen in den Rücken zu fallen, und so war es zwischen ihm und Alleck auch verabredet. Seine Krieger saßen aber nicht in den Bäumen und Gesträuchen versteckt, sondern waren auf dem Rasen der Hammock gelagert; man bemerkte keine Vorbereitungen zum Kampfe unter ihnen. Ein Bote des Alleck kam an und bat den alten Häuptling, sich zu beeilen. „Sage deinem Anführer, daß Sam Jones seine Feinde kenne, und daß er sich rächen werde.“ — Diese Antwort erregte keinen Argwohn bei Alleck, er glaubte, daß der alte Anführer damit den gemeinsamen Feind, die Weißen, meine.

Nachdem die amerikanischen Truppen ungefähr eine halbe Stunde Rast genossen hatten, brachen sie auf und näherten sich der Hammock. Aber so zuver-

sichtlich waren die Anführer, daß sie es auch jetzt nicht für nöthig achteten, Patrouilleurs vorauszuschicken, um wenigstens auszuspähen, ob nicht etwa ein Feind in der Hammock sich befände. Theuer sollten sie für diese Nachlässigkeit büßen; denn kaum war man noch funfzig oder sechszig Schritt von derselben entfernt, also in der beßten Schußweite, als Alleck Tushcanobee durch einen Schuß das Zeichen zum Angriff gab. Nicht eine Salve, sondern ein Lauffeuer, von dem vor der Hammock wachsenden Grase ausgehend, folgte diesem Signal, und so schrecklich war die Wirkung, daß die Hälfte der Schüsse tödtete. Nah an funfzig stürzten nieder, und über zwanzig Mann wurden verwundet. Obgleich vom Oberst Foster, dem Commandeur dieser Abtheilung, sehr nachlässig gehandelt worden war, indem er versäumt hatte, Patrouilleurs vorauszuschicken, so fehlte es ihm doch keineswegs an Muth und Geistesgegenwart. Mit Blitzesschnelle war er vom Pferde an der Spitze der Infanterie und führte das fünfte Regiment selbst gegen die Angreifenden. Den übrigen Commandeuren rief er zu, mit ihren Abtheilungen an verschiedenen Orten die Hammock zu chargiren, und der Cavalerie, sich zurückzuziehen. Mit Sturmschritt und gefälltem Gewehre ging's gegen das todsprühende Gebüsch, und so rasch war die Charge, daß die im Grase verborgenen Krieger keine Zeit für eine zweite Salve hatten. Sie verließen diese Schlupfwinkel, um sie gegen andere in der Hammock zu vertauschen. Das fünfte Regiment war das erste, welches dieselbe betrat; aber theuer mußte es

diese Ehre büßen. Von vorn, von den Seiten und von oben wurde es attaquirt. Die ersten Schüsse der Indianer waren, wie dieß meistens der Fall ist, tödtlich, besonders diejenigen, welche von oben herab gefeuert wurden. Das vierte und das siebente Regiment traten mittlerweile auch in die Hammock, aber das fünfte hatte die ganze Wucht des ersten Angriffs aushalten müssen, und so übel wurde diesem Regimente mitgespielt, daß die Hälfte der Leute todt oder verwundet auf den sumpfigen Boden gestreckt worden war. Da der Kampf jetzt von beiden Seiten in der Hammock geführt wurde, so befanden sich die amerikanischen Truppen nicht mehr in solchem Nachtheile, als im Anfange des Gefechts, wo sie der tödtlichen Salve ohne Schutz von Bäumen und Gebüschen ausgesetzt waren. Die Vortheile derselben wurden jetzt von beiden Parteien benutzt. Durch die energische Charge der verschiedenen Regimenter ließen sich auch die Indianer etwas entmuthigen, und ihre Schüsse waren nicht mehr so unfehlbar; dazu kam noch, daß die Amerikaner ihre Musketen nicht mit Kugeln luden, sondern mit dickem Hirschposten, welcher sich ausbreitete, und auf diese Art gewiß jeder Schuß, wenn auch nur von ungefähr auf einen Busch abgefeuert, irgend einen darin verborgenen Indianer treffen mußte. — Die Charge der Weißen war so rasch von Statten gegangen, daß nur wenige von den in den Bäumen verborgenen Kriegern Zeit gehabt hatten, herunterzuklettern, um sich zurückzuziehen, und es wurde ihnen nun durch den Hirschschrot der Gegner übel mitgespielt.

Alleck Tuſhcanobee ſaß noch auf dem Baume, von wo er das Zeichen zum Angriff gegeben hatte. Aengſtlich ſchaute er ſich nach den Kriegern des Sam Jones um; dieſer aber lag ruhig, von den Seinen umgeben, und freute ſich des Vortheils, der ſich jetzt auf die Seite der Weißen hinneigte. Die Indianer fochten verzweifelt. Von ihrem ſonſtigen Kriegsſyſtem Gebrauch zu machen, dieß ſchienen ſie an dieſem Tage, an welchem das bedeutendſte Treffen ſeit dem Anfange des Krieges geliefert wurde, zu verſchmähen, ja es ſchien, als wenn ſie es den Weißen an Unerſchrockenheit zuvorthun wollten. Es waren ihrer aber nur vierhundert, die amerikaniſchen Truppen dagegen ihnen an Zahl bei weitem überlegen, und obgleich die Weißen im Anfange bedeutenden Verluſt erlitten hatten, ſo war das Uebergewicht doch noch keineswegs hergeſtellt. An dem Baume, auf welchem Alleck Tuſhcanobee mit einigen ſeiner beßten Krieger ſich befand, wurde der Kampf ſehr hartnäckig geführt. Die Indianer ſuchten dieſen Platz zu behaupten und ihrem Anführer zur Flucht behülflich zu ſein, aber der Bayonnett-Charge der Weißen konnten ſie nicht widerſtehen. Sie zogen ſich auch hier zurück, und nun richteten dreißig bis vierzig Soldaten die Mündungen ihrer mit Schrot geladenen Musketen auf die alte Lebenseiche. — Alleck hatte mit dem linken Arme einen der Aeſte umklammert, und mit dem anderen richtete er ſeine Büchſe auf die eindringenden Weißen. Da traf eine Ladung Schrot ſeine Hand, mit welcher er ſich hielt, er ſtürzte herunter und fiel in die Hände

der Weißen. Der Fall hatte ihn im Uebrigen nicht beschädigt, er raffte sich wieder auf, doch die Kolben der Weißen stießen ihn nieder. Gebunden wurde er den Reitern zur Bewachung überliefert. Diese hatten dem Kampfe nicht beigewohnt, indem die Hammock für Cavalerie nicht zugänglich war, und hatten außer Schußweite derselben, ungefähr vier- bis fünfhundert Schritt von dem Orte, wo der Häuptling Sam Jones mit seinem Trupp lagerte, gehalten. Die Nähe dieses berüchtigten Häuptlings ahnten sie jedoch nicht.

Als nun einer seiner Krieger dem alten Sam Jones anzeigte, daß ein Indianer, der, nach seinem Kopfputze zu urtheilen, ein Häuptling sein müsse, gebunden herangebracht werde, konnte er sich der Freude nicht erwehren, er sprang auf den nächsten Baum, um den wonnigen Anblick zu genießen, und als er sich nun überzeugt hatte, daß der Gefangene Alleck Tushcanobee sei, stieß er ein gellendes Hohngelächter aus. Alleck hörte es, und sein geübtes Auge erkannte gleich die Gestalt seines Rivalen. Bis hieher hatte er den Muth noch nicht verloren, er glaubte noch immer, Sam Jones werde angreifen, jetzt wurden ihm aber die Worte des alten Häuptlings, „Sam Jones kenne seinen Feind und werde sich rächen," klar.

Wiederholt ließ der alte Chief sein Gelächter erschallen, so daß es die Aufmerksamkeit der Reiter erregte. Diese zogen sich betroffen etwas weiter von der Hammock zurück, denn sie befürchteten einen An-

griff von dieser Seite. Sam Jones jedoch brach mit seinem Corps auf und verließ innig vergnügt, seine Rache befriedigt zu sehen, die Hammock. Zwar drängte sich ihm der Gedanke auf, daß er durch seine Handlungsweise seinem natürlichen Feinde, den Weißen, förderlich geworden sei, jedoch gedachte er Alles wieder gut zu machen. Sein Rival Alleck war nicht mehr, und so stand ihm kein Hinderniß mehr im Wege, alle Stämme Florida's unter seinem Befehl zu vereinigen. Eine Gelegenheit aber, wie die damals gebotene, die Weißen zu vernichten, fand sich nicht wieder.

In der Hammock wüthete der Kampf noch immer fort. Die Indianer hatten den Bayonnett-Chargen der Weißen weichen müssen und zogen sich jetzt langsam zurück, dabei noch ein tödtliches Feuer unterhaltend. Auch diejenigen Krieger, welche noch in den Bäumen saßen und wovon manche schon todt heruntergestürzt waren, beschlossen ihr Leben theuer zu verkaufen, und verminderten nicht unbedeutend die Zahl der Amerikaner. Die Ankunft der zwei kleinen Kanonen, die man jetzt, und zwar mit großer Mühe, herbeigeschleppt hatte, gab den Ausschlag. Dieselben wurden mit Kartätschen geladen und auf die Bäume gerichtet. Dieß brachte eine furchtbare Wirkung hervor und räumte bald diese Verstecke. Als die Indianer das Gekrach der Donnerbüchsen, wie sie dieselben nennen, hörten, und ihre Gefährten haufenweise niederstürzen sahen, verließ sie der Muth und sie suchten das Weite.

Der Verlust der Weißen stellte sich als bedeutend größer wie der der Indianer heraus. Sie hatten

dreihundert Mann verloren, wovon ungefähr zweihundert und funfzig todt und die übrigen tödtlich verwundet waren, unbedeutende Verwundungen gar nicht eingerechnet. Auf dem Schlachtfelde fand man sechszig todte indianische Krieger, und da man annehmen konnte, daß die Indianer den größten Theil ihrer Todten und Verwundeten mitgenommen hatten, so mußte man ihren Verlust demnach zu hundert und funfzig anschlagen. Aber der moralische Einfluß, den die Niederlage in diesem Treffen auf ihre Gemüther ausübte, ward von bedeutenderen Folgen für sie. Ueber zweihundert Krieger ergaben sich während der nächsten fünf bis sechs Wochen den Weißen, und nur wenige schlossen sich an Sam Jones. So endete dieses Gefecht, in welchem die Unabhängigkeit der Indianer-Stämme Florida's durch die Verblendung und den Rachedurst eines ihrer ersten Häuptlinge und ihres bisherigen tapfersten Verfechters verloren ging. — Lange noch kämpfte Sam Jones wie ein Verzweifelter und führte Thaten aus, dergleichen man bis jetzt noch nie gehört hatte, ja die oft an's Märchenhafte grenzten. Sein ohnehin schon gefürchteter Name wurde es nun in dem Maße, daß man sein Häuflein, welches ungefähr aus fünfhundert Kriegern bestand, auf zwei bis drei Tausend anschlug.

Vierzehnter Abschnitt.

Mehre Monate wurden nach diesem Ereignisse thatlos in Tampa-Bay zugebracht. Während dieser Zeit hatte ich Gelegenheit, die innere Organisation des amerikanischen Heeres zu beobachten. Die Behandlung, welche die Offiziere desselben ihren Untergebenen angedeihen lassen, die schreckliche Ignoranz derselben, so wie die Rohheit und Lasterhaftigkeit der Letzteren, bilden ein Seitenstück zu dem Bilde, welches ich von den Sklaven und ihren Herren schon oben gegeben habe. Da indessen hiervon selbst in den Vereinigten Staaten nur wenig bekannt ist, weil die Truppen meistens an der Grenze oder im indianischen Gebiete garnisonirt sind, so glaube ich, daß einige Bemerkungen darüber nicht unwillkommen sein werden.

Ich nehme also keinen Anstand, die wörtliche Copie eines Auszugs aus den Verhandlungen eines Kriegsgerichts, welches um diese Zeit hier gehalten wurde, mitzutheilen.

General Orders Nro. 21.

Before a general court-martial which convened at Tampa-bay East-Florida on the 22. November 1841 in pursuance with general orders No. 10 and of which Major J. Staniford 4th Regt. of Infantry is president, were tried the following prisoners.

1. Private William Mac Lane of G Company 4th Infantry.

Charge I: Repeated intoxication.

Specification in this, that the afore named prisoner William Mac Lane was drunk on the 6th, 8th, 13th and 20th instant.

Charge II: Neglect of duty.

Specification in this, that the afore named prisoner William Mac Lane neglected to attend to the

General-Befehl Nro. 21.

Vor das am 22. November 1841 in Tampa-Bay gehaltene Kriegsgericht, welches zufolge eines General-Befehls Nro. 10, unter dem Vorsitz des Majors Staniford vom 4ten Infanterie-Regiment versammelt war, wurden folgende Arrestanten gebracht.

1. Der Gemeine Wilhelm Mac Lane von der G-Compagnie des 4ten Infanterie-Regiments.

Anschuldigung I.: Wiederholte Trunkenheit.

Ausführliche Angabe davon, daß der Arrestant Wilhelm Mac Lane am 6ten, 8ten, 13ten und 20sten dieses Monats betrunken gewesen ist.

Anschuldigung II.: Vernachlässigter Dienst.

Auseinandersetzung: daß derselbe Arrestant, Wilhelm Mac Lane, am 20sten dieses Monats den gewöhn-

usual dinner roll-call on the 20th instant.

To which the prisoner pleaded guilty.

Finding and sentence of the court.

The court after mature deliberation on the testimony aduced, fined the prisoner guilty as charged and sentence him to forfeit six dollars of his monthly pay for three months, to have his head shaved, his face, head and hands blackened with oil-paint and in this condition to be put on a whiskey barrel in front of the guard-house from 8 o'clock a. m. till 9 o'clock p. m. during three successive days.

---

2. Privates Gustavus Harper and John Aunis

lichen Mittag-Appell versäumt hat.

Der Arrestant bekannte sich schuldig.

Urtheil des Gerichtshofes.

Das Kriegsgericht fand nach reiflicher Ueberlegung der gegen ihn geführten Zeugnisse und Beweise den Arrestanten der Anklagen schuldig und verurtheilt denselben zu einer Geldbuße von sechs Dollars per Monat, die ihm von seinem monatlichen Solde für die nächsten drei Monate gekürzt werden sollen, sowie, daß er mit geschorenem Haupt, Gesicht, Kopf und Hände mit Oelfarbe geschwärzt, während dreier aufeinander folgender Tage von Morgens 8 bis Abends 9 Uhr auf einem Whiskey-Fasse vor dem Wachthause stehen solle.

---

2. Die Gemeinen Gustav Harper und Johann

both of A company 4th Regt. of Infantry.

Charge: Desertion.

Specification in this, that the afore named prisoners Gustavus Harper and John Aunis absented themselves from their company and Regiment from 6 o'clock in the evening of the 4th till 12 o'clock m. on the 7th of October 1841, when apprehended and brought back by a command sent in pursuit of them.

To which the prisoners pleaded guilty.

Findings and Sentences of the court in the above cases.

The court after mature deliberation on the testimony aduced fined the prisoners guilty as charged and do sentence them to receive fifty lashes on their bare backs well laid on

Aunis, beide von der A-Compagnie des 4ten Infanterie-Regiments.

Beschuldigung: Desertion.

Ausführliche Angabe: daß die oben genannten Arrestanten Gustav Harper und Johann Aunis sich am 4ten October 1841 von ihrer Compagnie entfernten und abwesend blieben bis zum 7ten desselben Monats, an welchem Tage sie durch ein zu ihrer Verfolgung ausgesandtes Commando gefangen und zurückgebracht wurden.

Die Arrestanten bekannten sich schuldig.

Urtheil des Gerichtshofes.

Der Hof erklärt nach reiflicher Erwägung der gegen die Angeschuldigten vorgebrachten Zeugnisse und Beweise dieselben für schuldig und verurtheilt sie, fünfzig Hiebe mit einer

with a raw-hide, to have their pay and clothing-allowance stopped, except one dollar per month for six months and to be confined at hard labour in charge of the guard during the same period with a ball and chain attached to their legs and an iron yoke about their necks weighing twenty eight pounds.

Karbatsche aus ungegerbter Ochsenhaut auf dem nackten Rücken zu empfangen, sowie daß ihnen für ein halbes Jahr der Sold und das Firum für Kleider bis auf einen Dollar per Monat entzogen werde und daß sie endlich unter Bewachung während dieses Zeitraums (6 Monate) harte Arbeit thun sollen und zwar mit einer Kugel und Kette an den Beinen und einem eisernen Joch, welches 28 Pfund wiegt, um den Hals.

---

3. Private Michael Daly of F Company 3d Infantry.

Charge: Utter Worthlessness.

Specification in this, that the said prisoner Michael Daly was found intoxicated not less than thirteen times in the space

3. Der Gemeine Michael Daly von der F-Compagnie des dritten Infanterie-Regiments.

Beschuldigung: Totale Nichtswürdigkeit.

Auseinandersetzung: daß der besagte Gefangene Michael Daly in einem Zeitraume von vier Wochen nicht weniger als dreizehn

of four weeks, that he has neglected to attend to the usual Company roll-call several times and that he has been confined for other misdemeanours four months out of six, — thereby rendering himself quite useless to the Service of the United States, utterly worthless and therefore fit to be dishonourably discharged from the Army.

To which the prisoner pleaded not guilty.

mal betrunken gewesen war, den gewöhnlichen Appel versäumt hat und innerhalb sechs Monaten wegen verschiedener anderer Vergehen vier Monate im Gefängniß zugebracht hat. Dadurch ganz untauglich zum Dienst für die Vereinigten Staaten geworden, sollte derselbe auf eine entehrende Art aus der Armee entlassen werden.

Worauf der Gefangene betheuert, er sei nicht schuldig.

Sentence of the court.

The court, after mature deliberation on the testimony aduced, find the prisoner as follows:

Guilty of the specification, substituting however the word „partially" for the word „quite" and leaving out the words „and therefore fit to be dishonourably

Urtheil des Kriegsgerichts.

Das Gericht findet den Gefangenen, nach reiflicher Erwägung der wider ihn gebrachten Zeugnisse und Beweise, wie folgt:

Die näheren Angaben wären in so fern gegründet; nur sei der Gefangene nicht ganz untauglich zum Dienste, sondern blos theilweise und demnach

discharged from the army." Not guilty of the charge, but guilty of gross misconduct, highly unsoldierlike conduct and drunkenness and do sentence him, Private Michael Daly to have one half of his head shaved, to have the letter R (for rogue) branded on his right hip, to be drummed round the garrison and to be confined at hard labour in charge of the guard for four months.

E.G.Elliott, 2. Lt. 4. Infty. judge-advocate. **J.Staniford,** Maj. 4. Infty. President.

auch die Worte: „sollte derselbe auf eine entehrende Art entlassen werden u. s. w." zu streichen. — Der Gefangene wird zwar der ersten Anklage: „Totaler Nichtswürdigkeit" nicht schuldig befunden, ihm aber „schlechtes Betragen, unmilitairisches Benehmen und Trunkenheit" bewiesen. Das Gericht verfügt deßhalb, daß man ihm (dem Gefangenen) die Hälfte des Kopfes scheeren solle, daß ihm ferner der Buchstabe R (für Rogue, Schurke) auf seine rechte Hüfte eingebrannt, daß er unter Trommelschlag durch die Garnison geführt werde und dann vier Monate lang harte Arbeit unter Bewachung verrichten solle.

E.G.Elliott, 2ter Lieut. 4. Inf. Regt. **J.Staniford,** Major vom 4ten Inf. Regt. als Präsident.

The above sentences are approved and will be car-

Die obigen Erkenntnisse sind hiermit bestätigt und

ried in effect under direction of the officer of the day. The general court-martial of which Major Staniford is president is hereby dissolved.

L. Clarke,
Colonel 5th Infty.
Comdg. post.

Tampa-bay E. F.
November 28th 1841.

sollen unter Oberaufsicht des diensthabenden Offiziers in Vollstreckung gebracht werden. Das Kriegsgericht, wovon Major Staniford der Präsident ist, wird hiermit aufgelöst.

L. Clarke,
Oberst vom 5ten Infanterie-Regiment,
Commandant von Tampa-Bay.

Tampa-Bay, Ost-Florida.
den 28. November 1841.

Am nächsten Tage, d. h. am 29. November, wurden die durch das Kriegsgericht über die Angeklagten verhängten Strafen vollzogen. Alles Militair, welches in dem kleinen Fort stationirt war, mußte ausrücken; man versammelte dasselbe auf einem Exercierplatze, wo es zum Carrée formirt wurde. Die Gefangenen wurden alsdann in den Mittelpunkt dieses Carrées gebracht, wo ihnen einer der Offiziere mit lauter Stimme die verschiedenen Urtheile des Kriegsgerichts vorlas. Drei Infanteristen stellten nun die Kolben ihrer Musketen auf die Erde und steckten die Bayonnette derselben so zusammen und in einander, daß das Ganze eine ziemlich feste Pyramide bildete. An diese wurden die Gefangenen, die zu den Hieben verurtheilt waren, einer nach dem anderen gebunden und empfingen die Streiche. Sie mußten ihren Rücken

entblößen, und da eine Peitsche aus ungegerbter Ochsenhaut gewiß eins der grausamsten Folterwerkzeuge ist, so kann man sich leicht vorstellen, welche Spuren dieses Instrument auf den Rücken der Unglücklichen zurücklassen mußte. Das Grausamste, ja Empörende bei dieser Execution war aber die Art und Weise, in welcher man sie vollzog. Die Hände des Delinquenten wurden, wie schon angedeutet, da, wo die Bayonnette der Musketen in einander verschlungen waren, zusammengeknebelt, so daß, im Fall derselbe, durch den Schmerz überwältigt, einen Sprung nach vorn machen wollte, er sich unvermeidlich in die Bayonnette spießen mußte. Ob dieß prämeditirt war, oder ob man hieran nicht gedacht hatte, kann ich nicht bestimmen. Selbst wenn es dem zu Bestrafenden gelungen wäre, die Pyramide umzureißen, wäre es nicht zu vermeiden gewesen, daß die Gewehre auf ihn fielen, — er war auch dann der Gefahr, bedeutend verletzt zu werden, ausgesetzt.

Der erste Gefangene schien ein Mann von starken Nerven zu sein und ertrug die Hiebe, ohne bedeutende Aeußerungen des Schmerzes von sich zu geben. Mit dem zweiten war es jedoch anders; er schrie, krümmte sich und riß gewaltig — endlich aber machte er einen Satz und spießte sich, wie man es voraussehen mußte, in eines der Bayonnette. Zum Glück wurde die Wunde nicht gefährlich, das Bayonnett drang in das Fleisch in der Gegend der Schulter und verursachte nur eine unbedeutende Blutung; indessen hätte sie gefährlicher werden können.

Während dieser Quälerei sah man mehre Soldaten, die ihre Waffen abgelegt hatten, emsig beschäftigt, einen Theil des Urtheils an den anderen Gefangenen zu vollziehen, nämlich das Scheeren und Rasiren des Kopfes und das Anmalen mit schwarzer Oelfarbe, wozu Einer, dessen Urtheil ich schon unter Nr. I. mitgetheilt habe, verurtheilt worden war. Nachdem dieser auf dem Faß vor der Hauptwache zur Schau ausgestellt worden war, bediente man einen anderen auf ähnliche Weise, man schor und rasirte ihm die Hälfte des Kopfes, und führte ihn dann unter Trommelschlag durch die verschiedenen Gassen der Garnison.

Ehe man indessen zur Vollstreckung des letzten und abscheulichsten Urtheils, zum Brandmarken, schritt, wurde ein Arzt gerufen. Dieser bezeichnete nun die am wenigsten gefährliche Stelle in der Gegend der rechten Hüfte des Verurtheilten, und dann wurde die That mit einem glühenden Eisen, welches die Form eines R hatte, vollzogen. In wenigen Sekunden war es geschehen — — — — Capitain Buchanan, der Offizier du jour, der, dem Befehle des commandirenden Obersten zufolge, diese Execution leitete und dessen ich schon früher erwähnt habe, meinte, das Brandmal sei nicht deutlich genug, man müsse es wiederholen. Der Militairarzt widersetzte sich aber und drohte dem Capitain, einen Bericht höheren Orts darüber zu machen, im Fall er es wage, gegen seine Warnung eine Repetition zu unternehmen. Der Offizier du jour verzichtete dann darauf, man führte

die Gefangenen in das Wachthaus zurück, wo sie den übrigen Theil der ihnen zuerkannten Strafen abbüßen mußten, und die verschiedenen Regimenter gingen auseinander.

Das stehende Heer der Vereinigten Staaten besteht aus acht Infanterie-, vier Artillerie- und zwei Dragoner-Regimentern. Die Infanterie und Dragoner sind theilweise an der westlichen Grenze gelagert, um die Colonisten gegen etwaige Einfälle marodirender Indianer zu schützen, der größte Theil aber wurde während des Krieges in Florida beschäftigt; die Artillerie dagegen ist in den Seestädten der östlichen Staaten stationirt. Für diese Armee wird in den Hauptstädten der Union, wie New-York, Philadelphia, New-Orleans, Cincinnati u. s. f., auf eine Dienstzeit von fünf Jahren angeworben, und diejenigen Rekruten, welche sich dazu melden, sendet man nach der Garnison des schwächsten Regiments, wo sie eingekleidet und einexercirt werden. Der Sold der Infanterie beträgt sieben und bei den Dragonern acht Dollars den Monat. Außerdem sind ihnen für das erste Jahr vierzig Dollars für Kleider zugestanden, welches Firum jedoch mit jedem Dienstjahre geringer wird, so daß dasselbe im fünften Jahre ihrer Dienstzeit nur etwa noch dreiundzwanzig Dollars beträgt. Diese Kleider werden ihnen von einer Kammer geliefert, was sie aber im Laufe des Jahres beziehen, wird angeschrieben und nach den von der Regierung angesetzten Preisen berechnet. Stellt es sich am Schlusse des Jahres heraus, daß ein Soldat mehr bezogen hat, als ihm zu-

kommt, so wird das Deficit seinem Solde entzogen. Braucht er dagegen weniger Artikel, so gereicht diese Oekonomie zu seinem eigenen Vortheile; denn ebenso wie ihm das Deficit abgezogen wird, kommt ihm am Schlusse des Jahres dasjenige, was er nicht bezogen, also erspart hat, zu Gute.

Auch Lebensmittel sind ihm reichlich zugemessen, er bezieht achtzehn Unzen Mehl, ein Pfund Fleisch und Kaffee, Zucker, Essig, Salz, Lichter täglich in verschwenderischen Quantitäten. Kann er hiervon etwas ersparen, so empfängt er von der Regierung (nach dem Kostenpreis berechnet) das baare Geld dafür.

Obschon der Sold dieser Bundestruppen höher ist, als in irgend einem europäischen Staate, so können die Offiziere doch nur mit großer Mühe die Armee vollzählig erhalten; denn da dieselbe einmal in schlechtem Rufe unter den Bewohnern der Union steht, so läßt sich Niemand anwerben, so lange ihm nur irgend ein Weg, seinen Lebensunterhalt zu verdienen, noch offen steht, und aus diesem Grunde sind es, wie ich schon bemerkt habe, meistens Trunkenbolde und andere schlechte Subjecte, die sich zu Soldaten hergeben. Nur Bürger, Eingeborene oder diejenigen, welche nach fünf Jahren Aufenthalt in der Union das Bürgerrecht erlangt haben, dürfen, den Gesetzen zufolge, angeworben werden. Da die Werber aber, im Fall sie dieses Gesetz getreu beobachteten, Gefahr liefen, nur sehr wenige Rekruten zu erhalten, so nahm man es im Allgemeinen damit nicht genau; man warb, ohne nachzufragen, ob er Bürger sei oder nicht, Jeden an, der

sich meldete, so daß in kurzer Zeit die Armee zur Hälfte aus Iren, Deutschen und Franzosen, die noch nicht das Bürgerrecht erhalten hatten, bestand. Einer dieser Leute, dem es unter dem edlen Corps gar nicht gefiel, kam auf den Gedanken, daß man ihn, da er doch nicht gesetzmäßig angeworben sei, wohl nicht in der Armee zurückhalten könne. Er wandte sich deßhalb an das Civilgericht, dem das militairische Gericht (court martial) untergeordnet ist, und trug auf seine unverzügliche Entlassung an. Das Civilgericht entschied zu Gunsten des Soldaten, welcher auch sofort freigegeben wurde. Sein Beispiel fand indessen Nachahmung; in kurzer Zeit meldeten sich Hunderte, die aus denselben Gründen ihren Abschied verlangten. Die Advocaten und Rechtsconsulenten boten ihnen unentgeltlich ihre Dienste an, und viele Soldaten verließen auf diese Art die Armee.

In New-Orleans hielt ein Major der Vereinigten Staaten eine Parade ab. Sein Bataillon, größtentheils aus Rekruten bestehend, stand in geschlossenen Gliedern, auf das Commando des vor der Front stehenden Majors harrend. Da tritt plötzlich ein Constabler aus dem Haufen der Zuschauer, geht auf die Mitte der Front zu, und will einen Soldaten aus dem Gliede holen, der des Tages zuvor Application um Entlassung beim Civilgericht gemacht hatte. Der commandirende Major läuft wüthend auf den Constabler los, um ihn daran zu hindern; dieser aber zieht ruhig seine Habeas-corpus-Acte aus der Tasche und hält sie dem Major vor's Gesicht. Dagegen vermag

der Offizier nichts, er kann nicht umhin, dem Document Folge zu leisten. Aergerlich schreit er dem Civil-Beamten zu: „Den Mann könnt Ihr zwar nehmen, aber seine Kleider gehören der Armee, als Rekrut hat er sie noch nicht verdient," und läßt dann dem armen Teufel jedes Kleidungsstück, ausgenommen das Hemde, welches sein Eigenthum war, vom Leibe nehmen. Der Constabler indessen wird dadurch nicht von der Ausführung seines Vorhabens abgeschreckt, sondern führt den Mann, wie er ist, im Hemde, von dannen.

Eine Entscheidung vom Obergericht zu Washington, die dahin lautete, „daß ein Rekrut, obschon er auf die schon besagte, ungesetzliche Weise angeworben sei, dessenungeachtet doch nicht das Recht habe, die Armee zu verlassen," steckte endlich jenen sonderbaren Processen ein Ziel.

Dieß sind jedoch nicht die einzigen Ungesetzlichkeiten, welche sich diejenigen Offiziere, die mit dem Anwerben in den verschiedenen Städten der Union beauftragt sind, zu Schulden kommen lassen. Sie versehen die Werber (Unteroffiziere und Corporale) mit Geld, schicken sie in die Wirthshäuser und Kneipen, um etwaige Werbungslustige zum Dienstnehmen zu bereden, oder mit Schnaps dazu anzufeuern.

Funfzehnter Abschnitt.

Einige Wochen nach der Vollstreckung jener Urtheile gab einer der Offiziere, welcher nach den Staaten zurückberufen worden war, eine Abschieds-Fete. Auch ich war dazu eingeladen und wohnte ihr bei. Die Tafel war gut bestellt, d. h. so gut, wie man es in diesem unbewohnten Lande nur erwarten konnte. Wenn auch manche Delicatessen fehlten, die man bei solchen Gelegenheiten anderwärts sieht, so war doch eine Menge von Austern und eine gute Schildkröten-Suppe vorhanden. Erstere sind an der Küste gar nicht selten, und was die Schildkröten betrifft, so will ich nur erwähnen, daß diese Delicatesse den Truppen statt des Rindfleisches geliefert wurde, als dieses einstmals ungenießbar geworden war, um sich einen Begriff zu machen, in welcher Fülle sie hier zu haben sind. Als ich indessen die Präparationen zum Trinkgelage gewahrte, welches, wie sich von selbst versteht, nach dem Abendessen stattfinden sollte, wurde mir ganz unheimlich zu Muthe.

Nicht etwa Medoc, Rheinwein oder Champagner waren auf dem Nebentische aufgestellt, sondern Krüge und Flaschen voll Whiskey, Cognac und Genever von verschiedenen Qualitäten; nicht ein einziger Tropfen Wein war da. An dem erwähnten Nebentische waren zwei Neger beschäftigt, Citronen und Pomeranzen in Scheiben zu schneiden und Zucker für den Punsch und Grog zu reiben.

Die hier versammelte Gesellschaft bestand aus achtzehn Personen, theils Offizieren und Aerzten der Armee, theils Beamten der Regierung, und für diese achtzehn Männer wurde eine Bowle zurecht gemacht, die aus zwei und einer halben Gallone Whiskey, sechs Flaschen Cognac, vier Flaschen Genever nebst den nöthigen Ingredienzen von Zucker, Citronen und Pomeranzen zusammengesetzt war.

Man setzte sich zu Tische. General Armistead, der commandirende General, der auch zugegen war, nahm seinem Range gemäß den Platz am oberen Ende der Tafel ein, und die übrigen Offiziere und Civil-Personen setzten sich ohne Unterschied dahin, wo sie sich am angenehmsten zu unterhalten glaubten. Im Anfange war der herrschende Ton heiter und anständig, man sprach meistentheils über die bevorstehende Campagne, über die Thaten des Sam Jones und anderer Häuptlinge; dann wurden politische Gegenstände das Thema der Besprechung, und da Anhänger verschiedener Factionen (Demokraten und Whigs) zugegen waren, so kam man allmählig aus dem gemessenen Ton in einen hitzigeren. Obgleich die

famöse Bowle bis jetzt noch auf dem Nebentische gestanden hatte, so konnte man ihre Wirkungen doch schon an Einzelnen deutlich wahrnehmen.

„Setzt die Bowle auf die Tafel," schrie einer der Beamten. Ehe die zwei Neger diesem Befehl jedoch Folge leisteten, beeilten sie sich, die Schüssel, Teller, Gabeln und Messer wegzunehmen. Dieß dauerte einem jungen Lieutenant zu lange, „zum Henker mit den Eßgeschichten!" ausrufend, ergriff er einen Zipfel des Tischtuches und riß es mit Allem, was sich noch darauf befand, Resten von Wildbraten, Salat und Suppen, Schüsseln und Terrinen, herunter. Ein lautes Bravo und Gelächter folgte diesem Streiche; aber oh weh, dem schon genannten commandirenden General war ein großer Theil der Bescheerung, eine noch halbvolle Terrine Schildkrötensuppe, auf den Leib gegossen worden. Zum Glück war die Brühe schon kalt, doch wurde er dadurch auf die fürchterlichste Weise besudelt. Der junge Offizier erhob sich, reichte dem General die Hand und bat ihn, während ein Neger die Suppe von den Beinkleidern des Alten abzuwischen bemüht war, um Verzeihung.

„Schon gut, schon gut, Kamerad, das darf man unter Freunden so scharf nicht nehmen," erwiderte der Veteran.

Wie würde es einem preußischen Second-Lieutenant ergangen sein, wenn er seinem commandirenden Generale bei einer ähnlichen Gelegenheit ein solches Bad bereitet hätte? Freilich würde sich auch kein

deutscher Offizier eine solche Ungebührlichkeit zu Schulden kommen lassen.

Die jungen Offiziere der Bundestruppen suchen eine Ehre darin, sich durch dergleichen Unziemlichkeiten hervorzuthun, die älteren dagegen sind meistens achtungswerthe, ja edle Charaktere.

Als die Bowle auf der Tafel stand, nahm das Gelage erst seinen Anfang, man scherzte und lachte, ja zankte sich auch hie und da. Immer hitziger wurden die Köpfe, immer größer der Lärm. In Deutschland hätte man bei einer solchen Gelegenheit, nachdem der Wein seine Kraft geäußert, „Was ist des Deutschen Vaterland" gesungen, oder ähnliche Lieder, in dem Maße, als der Patriotismus durch den Genuß jenes edlen Getränks gestiegen wäre. Beim Schluß hätte man auch wohl „Sie sollen ihn nicht haben" angestimmt; doch hier war's anders, außer einigen komischen Negerliedern (negro-songs) wurde nichts in der Art zum Beßten gegeben. Der schon genannte Präses zog sich jetzt zurück, um der Fröhlichkeit der jüngeren Leute freieren Lauf zu lassen.

„General scheint sich beleidigt zu fühlen," sprach einer der Offiziere, sobald der würdige Alte das Zimmer verlassen hatte.

„Kümmert mich wenig," versetzte der junge Lieutenant, durch dessen Schuld der General mit Suppe übergossen worden war, „der alte Lump . . . ."

Doch kaum war dieß Wort aus seinem Munde, als eine Hand wie Eisen ihn bei der Kehle faßte.

Es war Colonel Harney, der diese Frechheit auf der Stelle rügte. Mit einer Hand hielt er ihn fest, während in seiner anderen ein blankes Jagdmesser (bowie-knife) drohend über dem Haupte des jungen Mannes schwebte. Doch die anderen Offiziere sprangen vermittelnd auf — denn sonst wäre es zu einem blutigen Auftritte gekommen — und baten um Schonung.

„Nun gut," sprach der Oberst, „so werft den jungen Hund hinaus, mir deucht, er hat diesen Abend schon genug gebellt." Zwei seiner Collegen führten ihn ab, nach Haus und wahrscheinlich zu Bette.

Man setzte sich wieder hin und begann von Neuem zu trinken. Nicht lange währte es aber, so entwickelte sich eine Scene, die das Vorhergegangene noch bei Weitem überbot. Das Gebäude, wo das gegenwärtige Trinkgelage abgehalten wurde, war früher als Arsenal benutzt worden und hatte zwei Stockwerke. Die ganze obere Etage war ein Saal, und in diesem waren wir versammelt. Rings um den Saal zog sich eine vier Fuß breite Galerie, die, mit einem Geländer versehen, früher zum Putzen der Gewehre u. dergl. benutzt worden war, da die ungeheuere Hitze den Leuten das Arbeiten im Hause unmöglich machte. Die Galerie war übrigens von dicken eichenen Stämmen und Dielen erbaut, und eine breite Treppe stieg von außen zu ihr empor, auch führten zwei Thüren des erwähnten Saales auf dieselbe.

Die Offiziere füllten die Gläser und hatten eben

einen Toast auf das Wohl des alten Generals ausgebracht, als man plötzlich ein fürchterliches Gepolter auf der Galerie vernahm. Der Lärm war so groß, daß Jeder bestürzt sein Glas niedersetzte und hinaus lief, um zu sehen, was es gäbe. Doch eben so schnell sprangen diejenigen, welche zuerst die Thür erreichten, wieder zurück; man öffnete die andere Pforte, und da erblickte man einen der Dragoner-Offiziere zu Pferde und zwar in vollem Galop auf der Galerie umher jagend. Wie ein Wahnsinniger peitschte und spornte er den Gaul zum schnelleren Laufe an, doch das Thier schien vernünftiger zu sein als der Reiter, denn es konnte trotz aller Peitschenhiebe nicht aus einem kurzen Galop gebracht werden. Es war dieß eins der gefährlichsten Kunststücke, die ich je gesehen habe. Die Galerie war zwar stark gebaut, unter welchen Umständen das Durchbrechen des Gauls wohl nicht zu befürchten stand, doch war das Geländer kaum drei Fuß hoch, so daß, im Fall das Pferd stürzte, dasselbe nicht den geringsten Schutz dargeboten haben würde und Roß und Reiter unvermeidlich von einer Höhe von etwa dreißig Fuß herunter auf ein steiniges Erdreich geschleudert worden wären. Zudem war das Haus viereckig gebaut, wodurch die Wendungen, die das Pferd zu machen hatte, in einem engen Raume ausgeführt werden mußten.

Man schrie dem wilden Reiter zu, einzuhalten, aber daran war nicht zu denken; schreiend setzte er vielmehr dem Gaule mit Peitsche und Sporen zu. Man

versuchte die Zügel des Pferdes zu ergreifen; aber auch dieß war gefährlich. Endlich gab Colonel Harney der Sache eine andere Wendung.

„Lieutenant Smith!“ rief er dem Kunstreiter zu, „laßt uns den Gaul, der solche Thaten vollbringt, doch einmal in der Nähe betrachten, bringt ihn zu uns in's Zimmer.“

Das ließ er sich nicht zweimal sagen, sondern setzte, sich tief in den Sattel beugend, in den Speisesaal. Ein gellendes Hurrah begrüßte ihn hier. Indessen wurde der Skandal nunmehr ärger als zuvor.

Das Pferd war ein edles und gelehriges Thier, denn sonst hätte es nicht vermocht, das gefährliche Rennen auf der Galerie zu vollbringen; als jetzt aber die betrunkenen Offiziere jauchzend und schreiend es umringten, wurde der Gaul stutzig, dann wüthend und begann zuletzt auf eine unzweideutige Weise hinten und vorn auszuschlagen. Stühle, Bänke und Tische krachten, Flaschen und Gläser klirrten, Scherben und Fragmente flogen sausend und pfeifend durch die Luft. Alle Anwesenden, ausgenommen einige Wenige, die sich im letzten Stadium der Trunkenheit befanden, also nicht mehr von der Stelle konnten, retteten sich nach der Galerie zu. Da indessen das Gedränge nach dieser Gegend hin für einige Sekunden sehr groß ward, so kam der Sitz der Ehre der hintersten Zecher mit den Hufen des Gauls in unangenehme Berührung. Dieser hatte nun freies Feld. Noch immer klirrte und krachte es drinnen, der Branntwein floß in Strömen durch's Zimmer; doch das

machte den Gaul nicht irre, welcher übrigens nicht eher ruhte, als bis er seinen betrunkenen Reiter kopfsüber von seinem Rücken geschleudert hatte. Aechzend krümmte sich dieser am Boden, während der Gaul sich mit einigen Stücken Zucker, die überall umher lagen, regalirte.

Als es nun wieder ruhig im Speisesaal geworden war, wagten die Herren Zecher sich hinein, und da bot sich denn eine köstliche Scene ihren Blicken dar. Zwischen Flaschen, Krügen, Scherben von Schüsseln und Tellern lagen vier oder fünf Offiziere von der Armee der Vereinigten Staaten. Um ihre Häupter flossen Ströme von Branntwein, worin die Reste der Mahlzeit, Austern, Beefsteaks, Früchte und Confect, wie Fische umherschwammen. Der Tisch lag zertrümmert auf dem Fußboden, nur einige Stühle waren unversehrt geblieben, und unter diesen Trümmern, in der Mitte des Saales, stand der Gaul, ruhig seine Stücke Zucker aus dem Schutthaufen hervorsuchend.

Es war hauptsächlich der Verlust des Branntweins, den die Zecher beweinten, denn da die Flaschen sämmtlich zerschlagen waren, so konnten sie für den Abend keinen neuen Vorrath mehr beschaffen; das Gelage war also beendigt. Einige der am wenigsten Betrunkenen — denn nüchtern war keiner unter dem ganzen Corps — brachten mit vieler Mühe den Gaul in Sicherheit, andere beluden sich mit der Bürde ihrer Cameraden hors de combat, und so zog man singend und lärmend nach Hause, um am nächsten Morgen die Folgen des Abends mit schwarzem Kaffee, Hä-

ring u. s. w. zu kuriren. Nur Colonel Harney blieb zurück. Zu ihm hatte sich ein Offizier gesellt, der an der Fete gar nicht Theil genommen hatte und erst während des Hauptlärms hier angekommen war, um zu ermitteln, was es gäbe. An dem Degen und der Schärpe, welche er trug, erkannte man den Offizier du jour.

„Die lärmenden Jungen scheinen blind zu sein," redete der Oberst den Offizier an, indem er aus einem Winkel eine Flasche Cognac, die zufällig unversehrt geblieben war, hervorholte, „schenkt Euch ein."

Es fanden sich einige Gläser vor, die wohl noch zur Hälfte gefüllt werden konnten. Man schenkte ein und trank.

„Schreckliche Nachrichten sind so eben per Courier von Micanopy eingelaufen. Wenn Sam Jones auf diese Weise fortfährt, so werden wir wohl Ende dieses Monats aufbrechen müssen; doch hier ist der Brief, leset selbst."

Der Oberst las das schon erbrochene Schreiben, welches an den commandirenden General gerichtet und dem Offizier du jour zur Bekanntmachung übergeben worden war.

„Mistreß Montgomery? Schrecklich!" rief entsetzt der Oberst, nachdem er den Bericht gelesen. „Ein solch liebenswürdiges Weib!" während eine Thräne über seine Wangen rollte. Dann legte er schweigend den Brief hin und versank in ein tiefes Nachdenken.

Da indessen jenes Schreiben nur eine trockene, amtliche Anzeige von Thatsachen war, so will ich dem Leser im nächsten Capitel umständlicher mittheilen, was den Obersten zu dieser Aeußerung veranlaßte.

Sechszehnter Abschnitt.

Von den in Tampa-Bay wohnenden verheiratheten Offizieren hatten die meisten ihre Familien in den Vereinigten Staaten zurückgelassen. Indessen konnten Manche die Kosten, die ihnen durch ein solches Arrangement verursacht wurden, während sie selbst in Florida viele kostspielige Bedürfnisse hatten, kaum bestreiten. Etwa sieben bis acht Offizier-Familien lebten denn aus diesen und anderen Gründen in Tampa-Bay, wo die Lebensmittel u. s. w. sehr wohlfeil waren, und trugen durch ihre Gegenwart nicht wenig dazu bei, die Einförmigkeit der kleinen Festung zu beleben. Eine der liebenswürdigsten Frauen in diesem kleinen Kreise war Mistreß Montgomery, die erst seit einem Jahre mit einem würdigen Capitain der Infanterie ehelich vereinigt worden war. Capitain Montgomery, ihr Gemahl, war ein tüchtiger Mann; tapfer und klug, hatte er sich durch diese Eigenschaften mehrmals in Scharmützeln mit den Indianern ausgezeichnet. Aber leider konnte man ihn nicht einen

jungen Mann mehr nennen, denn einige funfzig Winter hatten schon ihre Spuren an ihm zurückgelassen; er war ein bemoostes Haupt. Obgleich ein solcher Mann dessenungeachtet noch als tüchtiger Ehemann sich hätte zeigen können, wenn er mit einem Frauenzimmer von verhältnißmäßigem Alter gepaart worden wäre, so war doch die Verbindung, die derselbe mit seiner gegenwärtigen Ehehälfte abgeschlossen hatte, weder geeignet, zur beiderseitigen Zufriedenheit zu gereichen, noch die Liebe (wenn solche wirklich bei einem der Theile je stattgefunden hatte) zu erhalten, denn Mistreß Montgomery hatte, als der Capitain sich mit ihr auf immer vereinigte, kaum das siebenzehnte Lebensjahr erreicht. Um so mehr muß diese Partie sonderbar erscheinen, wenn ich noch bemerke, daß der Dame Vater wohlhabend und sie selbst von ausgezeichneter Schönheit war. Was in der Welt, wird man fragen, konnte denn das Mädchen bewogen haben, einen alten Junggesellen, der übrigens außer seiner Gage kein Vermögen besaß, zu heirathen?

Umstände hatten Miß Susan dazu gezwungen.

In den Vereinigten Staaten haben die sogenannten Ladies' boarding-schools (Erziehungs-Anstalten für junge Damen) die verderblichsten Folgen, sowohl auf die Moralität, als auch auf das Benehmen der Zöglinge. Mit Recht sagt man den Amerikanerinnen nach, daß sie koquet, putzsüchtig und eitel seien, sich auch, wenn sie verheirathet, wenig um die Haushaltung bekümmerten, sondern dieß ganz ihrem dienenden Personale überließen, und ich kann diesen Beschuldigungen nur

hinzufügen, daß jene Eigenschaften meistens durch das Erziehungssystem in den sogenannten boarding-schools hervorgebracht werden. Man findet in solchen Pensionen, deren es in jeder großen Stadt einige zwanzig bis dreißig giebt, Damen und Mädchen aus guten Familien, die sich darin bis zum zwanzigsten Jahre aufhalten. Statt ihnen aber eine angemessene wissenschaftliche Bildung beizubringen und sie im Uebrigen zu den zur Haushaltung nöthigen Beschäftigungen anzuhalten, erlaubt man denselben, Thees zu geben, Visiten zu machen und zu empfangen, Bällen und anderen öffentlichen Vergnügungen beizuwohnen, sogar Carossen, Kutscher und Bedienten zu halten. Mit einem Wort, die reicheren Damen leben in diesen Pensionen, wie in den ersten Hotels; der einzige Unterschied ist der Name. Um ihre Ausbildung kümmert sich die Vorsteherin wenig. So lange sie regelmäßig ihre nicht unbedeutenden Pensionsgelder bezieht, ist sie schon zufrieden und giebt ihrer Schülerin gute Zeugnisse. Beliebt es den Damen, einen Ball zu besuchen, so ist sie gleich bereit, ihren Wünschen zu willfahren, und begleitet dieselben dahin. Macht eine der Schülerinnen dort die Eroberung von irgend einem jungen Herrn, so dient die Vorsteherin auch wohl als Vermittlerin. Bringt sie auf diese Weise eine gute Partie zu Stande, so kann der Umstand ihrem Institute nur zum Credit gereichen.

Gefällt es der Schülerin, zufällig einmal als Abwechselung ein Stündchen Unterricht in der Musik oder französischen Sprache zu nehmen, so sendet die

Vorsteherin eine der Lehrerinnen zu ihr, man liest dann vielleicht ein Viertelstündchen und bringt die übrige Zeit mit Gesprächen über den letzten Ball oder thé dansant zu.

Interessant ist es, die Statuten einer solchen Anstalt durchzulesen. Diesen zufolge lehrt man außer neun bis zehn Sprachen noch alle Fächer der Wissenschaft und Kunst, wovon die Damen aber, wenn sie das Institut verlassen, kaum den Namen kennen.

Miß Susan war in einer der ersten Boarding-schools der Vereinigten Staaten erzogen worden, machte während ihres Aufenthaltes dort alle Bälle, Concerte u. s. w. mit und war auch in den beßten Familienzirkeln der großen Stadt eingeführt und gern gesehen. Sie war jener Schönheit ähnlich, die, wie Byron sagt, gemacht ist, um den Schlaf zu ermorden. Ihre schöne, regelmäßige Gesichtsbildung, die üppige und doch nicht unproportionirte Fülle, konnte man nicht ohne Verlangen betrachten. Dazu kam nun noch ihr lebhaftes und doch bescheidenes Aeußere, welches ihr in die ersten Familien New-York's Eintritt verschafft hatte. Miß Susan wurde von den Männern angebetet und von ihren Freundinnen beneidet; in den Salons, in Familienkreisen, in der Pension, überall nannte man sie „die schöne Susan", ein schmeichelhaftes Epithet zwar, welches ihr aber gewiß nicht ohne Ursache beigelegt worden war. Daß sie indessen allen Versuchungen so standhaft widerstanden haben möge, wie ihre Vorgängerin, jene schöne Susanne in den apokryphischen Büchern, wollen wir

wenigstens hoffen. Miß Susans Versuchungen waren übrigens anderer Art, es waren nicht alte Juden, die ihr auf ungebührliche Weise den Hof machten, sondern ein Heer von schönen, gebildeten, jungen Leuten, die Elite von New-York, warf sich täglich ihr zu Füßen. Sie wurde gepriesen, flattirt und courtoisirt; wofür sie denn gewaltig koquettirte und dann und wann auch wohl einem ungenügsamen jungen Manne, der sie allein besitzen wollte, ein Körbchen ertheilte. Dieß geschah jedoch jedesmal nur zum Mißvergnügen der Vorsteherin der Pension, der es darum zu thun war, die schöne Susan, wie man zu sagen pflegt, an den Mann zu bringen, wozu sie von ihrem Vater carte-blanche hatte. Keiner der jungen Leute stand der Susanne an, der eine war ihr zu laff, der andere zu albern, dieser gar zu unbedeutend, jener zu häßlich, ein dritter unausstehlich, bis es einem Fremden gelang, zuerst ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, dann sich ihr angenehm zu machen und zuletzt ihre Zuneigung, ja ihre ganze Liebe zu gewinnen. Es war ein junger Deutscher, der diese Herkules-Arbeit, woran die Bemühungen von New-York's Jugend gescheitert waren, vollbrachte; dazu war derselbe erst kürzlich von Europa angekommen, also noch wildfremd und, wie man sagte, ohne Vermögen.

Daß sich die Vorsteherin den ferneren Besuchen eines solchen Abenteurers, den Niemand kannte, widersetzte, kann man sich denken. Doch Susans Liebe war zu stark, um durch dergleichen Hindernisse unterdrückt zu werden. Sie bestand darauf, den jungen

Mann noch ferner zu sehen, und da die Vorsteherin sich peremtorisch weigerte, auf ihr Verlangen einzugehen, ja sogar betheuerte, dem Fremdling durch den Bedienten die Thür weisen zu wollen, falls er sich unterstände, gegen ihr Verbot die Schwelle wieder zu betreten, so sagte Miß Susan der alten Dame Adieu, bezahlte ihr das noch rückständige Pensionsgeld und miethete sich, ohne ihre Freunde oder Freundinnen zu Rathe zu ziehen, im Adelphy-house (Broadway) ein.

Hier lebte sie, in den Armen ihres Paramour, ganz der Liebe. Die Beiden sahen sich täglich, und ihre Tage verflossen heiter und ungetrübt. Man schmiedete Pläne für die Zukunft, baute Luftschlösser und gedachte nur der Liebe. Aber die Welt dachte anders. Die Affaire wurde in einigen Tagen in den Zirkeln, wo Susan früher geglänzt hatte, bekannt, man fragte: Was bedeutet ein solches Betragen? Wer ist der junge Mann? Aber Niemand kannte ihn. Als man indessen hie und da der Sache auf den Grund gekommen war, da wurde dir, Susanne, dein Titel, den du bisher mit Ruhm getragen hattest, genommen; man nannte dich jetzt „die leichtsinnige Susanne."

Die Vorsteherin benahm sich dabei sehr unwürdig. Statt den Vater des Mädchens von der Verirrung seiner Tochter in Kenntniß zu setzen, ignorirte sie den Hergang der Sache und scherzte, wenn sie von den Freunden Susan's befragt wurde, darüber weg. So erfuhr denn der Vater, welcher in Saint Louis lebte, die Trauer-

botschaft erst nach einigen Monaten, und dann war es Fama, die ihn mit übertriebenen Schilderungen von dem Fehltritt seines Kindes benachrichtigte. Zerknirscht reiste der Alte nach New-York, hörte hier die Bestätigung des Gerüchts, besuchte die Vorsteherin, und nachdem er derselben im gerechten Zorne und in Gegenwart ihrer Schülerinnen eine Maulschelle gereicht hatte, begab er sich zum Adelphy-house.

„Wohnet Miß Susan B. hier?“ fragte der alte Mann den ersten Kellner, der ihm begegnete.

Dieser bejahte die Frage.

„Gut, so führt mich zu ihr,“ fuhr der Alte fort.

„Bedaure sehr,“ erwiderte der dienstbare Geist, „Miß Susan hat augenblicklich Besuch.“

„Da komm' ich eben zur rechten Zeit, das tête à tête zu stören. Weist mich hinauf.“

Der Kellner spürte jetzt Lunte, wahrscheinlich war er von dem modernen Don Juan instruirt. „Werde den Portier holen, Sie hinauf zu begleiten,“ erwiderte er dem Fremden und lief dann heraus, aber nicht um den Portier herbeizubringen, sondern um das Kammermädchen Susannens von der ihrer Herrin drohenden Gefahr in Kenntniß zu setzen. Diese eilte denn gleich zu dem liebenden Paar und sagte ihnen, daß ein alter Herr ungeduldig Miß Susan zu sprechen begehre.

„Ich bin jetzt nicht aufgelegt, Besuche zu empfangen. Sage, ich sei ausgegangen.“

„Aber da kommt er schon," versetzte die Kammerkatze, „hört!"

Miß Susan horchte. „Guter Gott! es ist mein Vater, ich erkenne ihn an seinem schweren Tritt. Flieh, Liebster, flieh!"

Kaum hatte dieser Zeit gehabt, sich aus dem Staube zu machen, als schon der Alte das Zimmer betrat. Wenn auch dieses zweite tête à tête nicht so angenehm für die Betheiligten war, als das erste, so zeigte der alte Vater doch eine würdige Ruhe. Kellner, Portier und Stubenmädchen standen draußen vor der Thür und horchten; als sie aber weder Schelten, noch Wehklagen und Weinen da drinnen vernahmen, so zogen sie sich getäuscht zurück.

Susan sprach viel von Liebe und dergleichen. Davon wollte aber der Alte nichts wissen, sondern, nachdem er seiner Tochter Zeit gegeben hatte, sich von ihrer ersten Ueberraschung zu erholen, befragte er sie, ob sich während der Besuche ihres Paramour etwas zugetragen habe, welches eine eheliche Verbindung mit demselben unumgänglich nöthig mache.

Eine Zentnerlast ward von dem Herzen des alten Mannes gerollt, als er sich überzeugt hatte, daß seine Tochter so tief noch nicht gefallen sei. Dann befahl er ihr, sich zur Abreise fertig zu machen, und in weniger als einer Stunde waren Vater und Tochter auf dem Wege nach St. Louis, ihrer Vaterstadt.

Der gute Ruf der jungen Dame war dahin. Das Gerücht hatte ihren faux pas übertrieben und mit den grellsten Farben dargestellt, ihre Freundinnen

empfingen sie in St. Louis kalt und gemessen. Neid that nun auch das Seinige — denn Susan's Schönheit verdunkelte alle die kleineren Sterne — überall, wo sie erschien, hieß es: „Schade um solche Reize..." man zuckte die Achseln und mied sie. — Während dieser Zeit war Capitain Montgomery der Einzige, der sich ihrer annahm. Er suchte die Bekanntschaft des Vaters, machte einen Antrag und wurde erhört, d. h. vom Vater, nicht aber von der Tochter. Diese wollte, wie sich denken läßt, nicht einwilligen und sträubte sich lange. Doch der Vater war entschlossen, Heirath oder Verstoßung waren die Losungsworte.— Dieß waren also die Umstände, welche die siebenzehnjährige Miß Susan zwangen, die Gattin eines Fünfzigers zu werden.

Zehn oder elf Monate nach dieser Convenienz-Heirath stand Susanna, jetzt Mistreß Montgomery, auf dem Paradeplatz von Tampa-Bay und betrachtete die Evolutionen der kleinen Wachtmannschaft, die hier zum Ablösen aufmarschirt war. Die junge Frau war von zwei Sklavinnen begleitet, die ihr, um die Hitze des Tages erträglicher zu machen, Luft zufächern mußten.

„Ein schöner, junger Mann der," sprach eine der Negerinnen, „es ist der neue Sergeant-Major des fünften Regiments, welcher erst seit Kurzem von New-Orleans angekommen ist."

Susan schaute hin, der bezeichnete Sergeant-Major hatte Kehrt gemacht, um dem Offizier du jour die schuldigen Honneurs zu machen. Der junge Mann

kam ihr bekannt vor. Es dünkte ihr, als habe sie ihn irgendwo schon gesehen. Sie wurde aufmerksam und wartete, bis die Parade abgehalten war, denn auf seinem Wege zur Kaserne mußte er dieses Weges kommen und nicht weit von dem Punkte, wo sie stand, vorbeipassiren. Die alte Wache wurde abgelöst, die Offiziere grüßten die Dame freundlich und gingen nach ihren Logis. Der Sergeant-Major steckte seinen Degen in die Scheide und richtete seine Schritte der Kaserne zu. Als er der Dame gegenüber war, wendete er sich, sie zu grüßen. Da erblickte sie sein Gesicht — es war nur ein flüchtiger Blick — und erkannte ihren alten Geliebten von New-York.

Staunend führten die Negerinnen ihre aufgeregte, beinah ohnmächtige Gebieterin nach Hause. Auch der neue Sergeant-Major hatte seine frühere Flamme wieder erkannt und blieb eine Zeit lang sprachlos; doch bald faßte er sich und wartete ruhig ab, was daraus werden würde.

Wagner — so hieß der neue Sergeant-Major — ein Deutscher, hatte wegen verschiedener Schriften, welche einen ungebührlichen Tadel gegen die bestehende Regierungsform Deutschlands aussprachen, sein Vaterland verlassen müssen und kurz nach seiner Ankunft in New-York Gelegenheit gefunden, die schon erwähnte Bekanntschaft mit Fräulein Susanne anzuknüpfen. Wie er damit reussirte, wissen wir. Als aber diese Zerstreuung durch die plötzliche Abreise seiner Theuern aufgehört hatte, begann er ernstlich auf einen Weg zu sinnen, der ihm seine künftige Existenz

sichern könne, fand aber, daß er der englischen Sprache nicht hinreichend gewachsen sei, um auch die Amerikaner mit Strahlen seines Geistes zu beglücken. Er wählte die Armee und ließ sich in New-Orleans anwerben.

Wagner, ein gebildeter, junger Mann, zeichnete sich bald durch sein nobles Aeußere aus, welches einen für ihn schmeichelhaften Gegensatz zu der Rohheit der Charaktere, aus welchen das Bundesheer zusammengeflickt ist, bildete. Er wurde befördert und einige Monate nach seinem Eintritt in die Armee zum Sergeant-Major des fünften Regiments zu Tampa-Bay ernannt. Es war dasselbe, in welchem Montgomery die Charge eines Capitains bekleidete.

Susan fühlte sich, da sie wußte, daß derjenige, an dem ihr Herz mit solcher Liebe gehangen hatte, in ihrer Nähe war, sehr unglücklich. Ehre und Ruf hatte sie für ihn preisgegeben; jetzt war er nicht fern von ihr und der Wunsch, ihn zu sehen, ihn zu sprechen, wenn es auch nur wäre, um ihm zu sagen, daß sie ihn noch immer liebe, daher ganz natürlich. Indessen sollte dieser Wunsch bald in Erfüllung gehen. Wagner war, mit den besten Zeugnissen von den Offizieren in New-Orleans versehen, hier angekommen, und sein nettes Benehmen und angenehmes Aeußere bewährte sich auch hier. Obgleich die Offiziere, außer in Dienstsachen, mit angeworbenen Leuten keinen Umgang pflogen (denn die Vorschriften der Armee verbieten es), so scheute sich doch Niemand, mit dem gentlemanlike Sergeant-major, wie man ihn nannte, eine Ausnahme zu

machen. Was ihm aber in ihre Familienzirkel, die übrigens sehr gemüthlich waren, Zutritt verschaffte, war der allgewaltige Zauber, der mächtige Talisman der Musik. Wagner spielte etwas Guitarre und sang einen leidlichen Tenor dazu. Obschon seine Leistungen hierin nur äußerst gering waren, so machten sie doch unter Leuten, die gar nichts von Musik verstanden, einen guten Eindruck.

Nach abgelaufener Bureau-Zeit pflegte Wagner, vor seiner Wohnung sitzend, sich die schönen Sommerabende mit seinem Instrument im Arm durch Gesang zu erheitern; und es fanden sich um diese Zeit auch immer Offiziere ein, die mit Vergnügen seinen Schwanengesängen zuhorchten. Man lud ihn zu Tische, zu thés dansants und Wasserpartieen, bei welchen Gelegenheiten die Offiziere wetteiferten, ihn mit möglichster Höflichkeit zu behandeln und den obwaltenden Unterschied des Ranges ganz zu beseitigen. Wagner mit seiner Guitarre war überall willkommen.

So verstrichen einige Wochen. Susanne hatte er mehrmals bei verschiedenen Partieen gesehen und auch gesprochen, es jedoch nie gewagt, sich ihr zu nähern, weil er die Gattin eines Anderen und nicht Fräulein Susanne erblickte. Er hatte sich getröstet und ihr auf immer entsagt. Da trat eines Tages Capitain Montgomery in's Bureau, wo er beschäftigt war, begrüßte ihn freundlich und fragte ihn, ob er wohl geneigt sei, einer Dame Unterricht im Guitarrespielen zu ertheilen. Wagner erblaßte, als er vernahm, daß Mistreß Montgomery die Dame sei, welche

den Unterricht wünsche. Er konnte indessen das Gesuch nicht ablehnen, denn je hartnäckiger er sich weigerte, desto stürmischer drang der Capitain mit Bitten in ihn, je mehr er seine geringe Kenntniß in der Handhabung des Instruments entschuldigend vorschützte, desto schmeichelhafter wurden die Lobreden, die der Offizier ihm zu Theil werden ließ. Er mußte endlich einwilligen.

„Gott sei mein Zeuge, daß ich den Mann nicht um sein beßtes Gut betrügen wollte," rief Wagner aus, als der Capitain das Bureau verlassen hatte, „doch das Schicksal reißt mich in seinem Strome mit sich fort; so sei's denn, ich folge ihm."

Bald nachher besuchte Wagner seine schöne Schülerin. Sie liebte ihn noch immer, und angefacht durch ihre Liebe loderten denn auch bald die Funken seiner halberloschenen Leidenschaft in lichte Flammen auf. Er gab der Dame wöchentlich zwei Stunden, doch war ihr Gemahl dann meistentheils zugegen, und weil er sich beherrschen konnte, fiel nie etwas vor, was dem Gemahl hätte mißfallen können. Nur einmal vergaß sich der Lehrer. Der Capitain war auf einige Minuten durch Geschäfte abgerufen worden, und Susanna benutzte diese Gelegenheit, Wagnern wiederholt ihre Liebe zu betheuern. Die Guitärre war auf ihren Schoß gesunken, ihr rechter Arm hielt Wagnern umschlungen, und während die linke Hand tändelnd in den Saiten des Instrumentes spielte, schmiegte sich ihr Busen an des Geliebten Brust.

„Oh könnte ich des Schicksals Dekrete ändern!" sprach Wagner wehmüthig.

„Dann würde ich die Deine auf immer,“ hauchte sie.

„Aber ich vermag es nicht, sie umzustoßen,“ fuhr er fort, „eben so wenig, wie jenes Ministerialdekret, welches mich meiner Heimath entriß.“

„Ich segne es, da es Dich in meine Arme führte.“ Immer fester schloß sich Busen an Busen, Mund an Mund, als plötzlich, o böses Omen! eine Saite der Guitarre zersprang und die zarten Finger der liebenden Frau auf eine schmerzliche Weise verletzte. Hat der Leser je Guitarre gespielt oder getrommelt, so wird er wissen, wie unangenehm das Zerspringen einer Quinte für die Fingerspitzen ist. Die zufällige Zurechtweisung kühlte Susanna's Feuer, sie stieß einen unterdrückten Schmerzensschrei aus und hielt klagend ihren Arm empor; da ergriff Wagner die kleine, schöne Hand und bedeckte sie mit Küssen, während sein Arm sich kosend um die üppige Form der Schönen wand. In diesem Augenblicke öffnete man die Thür, und der Capitain trat herein. Die Liebenden rafften sich zusammen, doch hatte der Ehemann einen kurzen, flüchtigen Blick von dem, was vorgefallen, gehabt. Zornig schaute er bald Wagner, bald seine pflichtvergessene Ehehälfte an; jener war verdutzt und diese verlegen. Indessen fand das weibliche Genie bald einen Ausweg aus dieser Klemme. Schnell sprang sie auf, zwickte den Capitain liebkosend am Bart und verschloß seinen Mund.

„Was denkst Du denn?“ sagte sie, „Wagner zeigte mir nur, wie ich das Instrument halten solle.“

Der Ehemann betrachtete sie mißtrauisch, doch ließ er sich von der schönen Frau auf das Sopha schmeicheln. Hier herzte sie ihn, — er ließ sich besänftigen, und das Gewitter zog vorüber.

Eine General-Ordre, die das fünfte Regiment nach Micanopy, in's Innere des Landes, versetzte, machte diesen musikalischen Unterhaltungen ein Ende. Groß war aber das Erstaunen der Offiziere, als sie vernahmen, daß Capitain Montgomery beabsichtige, seine Gattin nicht in Tampa-Bay zurückzulassen, sondern sie aufforderte, ihn nach Micanopy zu begleiten und dort zu wohnen. Dieser Entschluß des alten Capitains mußte um so auffallender erscheinen, wenn man berücksichtigte, daß Micanopy, so wie überhaupt das Innere des Landes, mehr oder weniger der Kriegsschauplatz war. Zumal gab es in Micanopy noch keine Wohnungen für Familien, während diese in Tampa-Bay so bequem, als es die Umstände erlaubten, eingerichtet waren. Zwar stand in jener Garnison wohl keine Gefahr zu befürchten, da nicht anzunehmen war, daß die schon sehr geschwächten Indianer eine feindliche Demonstration gegen eine von einem vollzähligen Regimente besetzte befestigte Station unternehmen würden, doch mußte die Reise dahin nicht allein gefährlich sein, sondern auch für ein Frauenzimmer äußerst mühsam werden, da Micanopy über zehn Tagemärsche von hier entfernt war. Laut sprachen die Offiziere über ein solch barbarisches Betragen, ein schwaches Weib den Gefahren und Mühseligkeiten des Krieges auszusetzen, dazu in einem Lande, wo jede Stunde ein

Angriff von den Indianern zu erwarten stand. Der Capitain ließ sich jedoch nicht irre machen, sondern beharrte bei seinem Entschluß. Für Susanna wurde ein großer Wagen, eine Art Omnibus, der früher zum Transport von Kranken benutzt worden war, bestimmt. Auch ihr Reitpferd ließ man nicht zurück, damit sie, wenn sie vom Fahren ermüdet sei, eine kleine Abwechselung genieße. Daß Wagner, als Sergeant-Major, sein Regiment begleiten mußte, versteht sich von selbst; ich erwähne nur, daß er der Einzige war, dem das Benehmen des Capitains erklärlich wurde, und zwar aus guten Gründen.

Während der langweiligen Reise erwiesen die Offiziere der Dame jede erdenkliche Höflichkeit. Nie fehlte es ihr an frischem Trinkwasser, welches in den unermeßlichen Wäldern oft sehr selten ist, in den Hammocks, die man passirte, sammelten sie Früchte für Susanna, und wollte sie reiten, so waren stets mehre der jungen Lieutenants ihres Winks gewärtig, sie zu begleiten.

So wurde denn der Weg zurückgelegt, ohne daß etwas Bemerkenswerthes sich ereignete, und am letzten Tage befand sich das Regiment ungefähr um fünf Uhr Abends in einer Entfernung von nur drei englischen Meilen von Micanopy, dem Orte ihrer Bestimmung.

„Staub und Hitze werden mir unerträglich," rief Susanna ihrem Gemahl zu, der an den Wagen heranritt, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. „Lasse mir das Pferd bringen, ich will voraus reiten, der

Staub, den die Bagage-Wagen verursachen, ist mir zu lästig."

Man brachte ihr den Gaul, und nachdem sie seinen Rücken bestiegen hatte, schaute sich der Capitain um, zu sehen, ob nicht einer der Offiziere bereit sei, seine Gattin zu begleiten; denn er selbst befehligte an diesem Tage die Arriere-Garde und durfte sich nicht von dieser entfernen. Aber die sonst so aufmerksamen Offiziere waren mit einem Lieblingspferde beschäftigt, welches plötzlich erkrankt und gefallen war.

Da erbot sich Wagner, die Dame zu begleiten. Mürrisch willigte der Gemahl ein, der junge Mann beugte sich tief in den Sattel, und dann enteilten Beide der Nähe des schwerfälligen Trosses der Bagage- und Provisions-Wagen.

Gallant senkte der Befehlshaber der Avant-Garde das Schwert, als die zwei an seinem Trupp vorbeiritten, doch warnte er sie, nicht zu weit sich zu entfernen.

„Eine gefährliche Hammock jene," rief er ihnen zu, mit seinem Degen auf ein dickes, wohl eine Meile entferntes Gebüsch deutend.

„Danke Ihnen, Herr Lieutenant," erwiderte ihm Susanna, sich lachend im Sattel umwendend, „glaube aber nicht, daß etwas zu befürchten ist, denn wir sind ja beinah in Schußweite von Micanopy."

Der Sergeant-Major setzte jetzt seinem Pferde die Sporen in die Seiten, Susanna brauchte die Peitsche, und erst, als Beide den Blicken der Avant-Garde völlig entschwunden waren, warfen sie die Zügel über den

Nacken ihrer Thiere und ließen diese ihren eigenen Gang gehen, damit sie selbst desto ungestörter einer liebevollen Unterhaltung genießen könnten.

Wagner hatte bemerkt, daß Susanna's Sattel lose war. Befürchtend, er möchte heruntergleiten, sprang er vom Pferde, half der Dame absteigen und untersuchte den Schaden. Da fand er denn, daß der Gurt gerissen war; und weil er denselben nicht augenblicklich ausbessern konnte, so schlug er vor, die kleine Strecke Weges bis Micanopy zu promeniren.

Er warf die Zügel der beiden Pferde über seinen Arm, und wieder wie damals hielt der andere die zarte Taille seiner Susanna umschlungen.

Das schauerliche Halbdunkel der dichten Hammock hatte die Liebenden jetzt aufgenommen. Magnolien und Cypressen beschatteten sie. Der Ort schien für Liebe geschaffen zu sein. Wieder schmiegte sich Busen an Busen, preßte sich Mund an Mund. — Da knallten plötzlich zwei Büchsen! Von zwei Kugeln getroffen sanken sie, o herzzerreißender Anblick, zu Boden. Ein gellendes Triumphgeschrei erschallte von der Hammock her, und Alles ward wieder still.

Bestürzt kam das Commando, welches in der Ferne die Schüsse gehört hatte, herbei geeilt. Die Indianer hatten sich nicht aus dem Dickicht gewagt. Man fand Wagner, und Susanna, fest umschlungen, todt am Wege liegend.

So endeten sie und ihre unglückliche Liebe. Zwei steinerne Kreuze, ohne Inschrift, bezeichnen den Ort,

wo die Zwei nebeneinander ruhen. Das Dickicht aber, wodurch jetzt ein breiter Weg führt, wurde seit jener Zeit Lovers' hammock (der Liebenden Hammock) genannt.

Siebenzehnter Abschnitt.

Ein kurzer Bericht jener tragischen Katastrophe war der Inhalt des Briefes, der dem derben Obersten Harney eine Thräne entlockte. Sachen von größerer Wichtigkeit als diese füllten indeß den meisten Theil der amtlichen Nachricht aus. Sam Jones hatte ein Detachement in der Nähe des Cynabella-Flusses überfallen, Bagagewagen unfern St. Augustine geplündert und sonstige Depredationen begangen; kurz, der Brief bewies, daß jener Häuptling darnach strebte, die den Indianern durch den Verlust der Schlacht bei Ocochobee verursachte Niederlage auf eine andere Art wieder gut zu machen.

Nachdem der Oberst die Lektüre beendigt hatte, füllte er die zerbrochenen Gläser.

„Da werden wir bald wieder beschäftigt werden," begann er.

Der Offizier du jour (Major Belknap) leerte das Glas, stieß seinen Degen auf die Erde und betrachtete kopfschüttelnd die umherliegenden Ruinen und Rudera.

„Möchte gern mein Schwert in einer besseren Sache ziehen, Oberst. Die freien Bewohner des Waldes systematisch zur Abtretung ihrer Rechte zu zwingen, sie aus ihrem Vaterlande zu verdammen, sie zu vertilgen, ziemt mit nichten einem Krieger, und noch vielweniger steht es dem Soldaten einer freien Nation an, seinen Degen zur Unterdrückung anderer Völker zu leihen."

„Völker? — meint Ihr etwa jenes Lumpengesindel, die Indianer?"

„Lumpengesindel? Mein lieber Oberst, Ihr geht zu weit; Charaktere wie Oceola, Sam Jones und Andere nennt Ihr Lumpengesindel?"

„Da haben wir's, das kommt von den Schreibereien. Weil diese Häuptlinge, Tigern ähnlich, Männer, Weiber und Kinder, ohne Unterschied, erbarmungslos niedergemetzelt haben, weil sie sich in ihrer wahren Natur gezeigt, mit einem Worte, weil sie gethan, was sie nicht lassen konnten, nennt man sie großartige Charaktere. Einem Pack ohne Schuh und Hemde schreibt man Tugenden zu, die es nie besaß, und rechnet ihm Gräuel zur Ehre an, wofür man einen Weißen, wenn er solcher Schandthaten schuldig befunden worden wäre, ohne Federlesen zum Galgen befördern würde."

„Auf eine Widerlegung Eurer Behauptung will ich einstweilen verzichten. Doch könnt Ihr die Rechtsfrage sicher nicht zu Gunsten unserer Regierung entscheiden. Das Wesen, der Geist unserer Verfassung ist auf dem natürlichen Rechte, dem Rechte der Völker

basirt; aber wie ist dieß mit der Beraubung, mit der Unterdrückung anderer Nationen in Einklang zu bringen?"

„Ganz einfach. Die Indianer Florida's (20,000 höchstens) bewohnten einen Flächenraum von ungefähr 3000 Quadratmeilen, welchen sie weder bebauen können, noch bebauen wollen, während sich in den Vereinigten Staaten Hunderte mit einer einzigen Meile Landes behelfen müssen, ja in einigen Provinzen Europa's sogar fünf bis sechs Tausend auf denselben Flächenraum gerechnet werden. Ist das billig? Hat Gott einen ganzen Welttheil etwa einigen wenigen Rothhäuten gegeben? Warum sollen nicht auch wir unsere Häuser in den Schatten der Lebenseiche bauen, warum soll es nicht auch uns erlaubt sein, jene endlosen Wälder in Kornfelder, in blühende Gefilde zu verwandeln?"

„Hält gar nicht Stich, Oberst. Aus demselben Grunde könnte ich mir von Eurem Gelde, von Euren Ländereien einen Theil aneignen, weil Ihr mehr besitzt als ich, die Rechtsfrage steht auch hier noch nicht fest."

Der Oberst wurde heftig. „Spitzfindigkeiten, bloße Argumente!" entgegnete er determinirt. „Die Ausbildung seiner Geistesgaben, die Vervollkommnung seines Selbst ist das hehre Ziel, wornach jeder Mensch streben soll, und welches ihn seinem Schöpfer, dessen Ebenbild er ist, am nächsten bringt. Nur der civilisirte Zustand ist der Menschheit angemessen, und darin hat das Geschlecht der Weißen die bedeutendsten Fortschritte gemacht; das der Indianer dagegen steht noch heute auf derselben Stufe, auf welcher es zur Zeit

der Entdeckung dieses Continents stand. Erheischt es deßhalb nicht unsere Philanthropie schon, daß man sie zu jenem Ziele hinführe?"

„Allerdings sehr menschenfreundlich. Indessen entscheidet dieß keineswegs die Rechtsfrage."

„Zum Teufel mit Eurer Rechtsfrage. Wer entschied die Rechtsfrage zwischen Hugo Capet und den Karolingern, zwischen Oliver Cromwell und Karl I., zwischen Ludwig und seinem Frankreich, zwischen uns und England, zwischen Texas und Santa Anna, wer entschied sie? — doch wohl das Volk!"

„Die Macht vielmehr!" versetzte der Major.

„Wie Ihr wollt. Das Volk ist die Macht." Dann fuhr er fort: „Von jeher hat die Civilisation den Sieg über Rohheit und Unwissenheit errungen; wer kann es bezweifeln, daß sie sich ihren Weg über die Steppen Asiens sowohl, als auch durch die Urwälder unseres Welttheils bahnt. Wie die Sonne dicken Morgennebel verscheucht, so treibt die Civilisation Götzendienst und Aberglauben vor sich her. Wer ihr widersteht, geht unter. — Früher mußten wohl halb civilisirte Völker dem Zudrange roher Horden weichen, weil diese Völker, noch nicht vom Lichte des Christenthums erleuchtet, im Dunkeln tappend, nur eine scheinbare, eine falsche Aufklärung sich angeeignet hatten; jetzt aber heißt's anders: Stürzt euch in den Ocean, ihr Häuptlinge Oregons; begrabet den Tomahawk und die Büchse, ihr Krieger Florida's, brechet eure Bogen und Pfeile und macht Raum dem aufgeklärten und freien Stamme der Angelsachsen!"

„Oder mit anderen Worten dem Egoismus der Yankees!“

„Egoismus? Nennt Ihr es Egoismus, wenn wir die Florida-Hammocks, die uns durch ihre Fruchtbarkeit zum Bebauen einladen, in Besitz nehmen, wenn wir unsere Heerden auf die üppigen Prairieen von Oregon treiben, wenn wir die Gebirge Californiens durchwühlen, wo uns das edle Erz, unbenutzt umherliegend, lockend entgegen strahlt? Sollen wir etwa auf den Felsen von Massachussets, in den sterilen Ebenen von Maryland verhungern, während rings um uns her ein Paradies blüht?“

„Das kann uns Niemand zumuthen. Indessen bin ich der Meinung, daß die Privilegien, jene unbewohnten Ländereien zu bebauen, auf einem rechtsgültigeren Wege hätten erzielt werden können, z. B. durch Verträge u. s. w.“

„Hat man nicht über zwanzig Verträge mit den Seminolen schon abgeschlossen?“

„Allerdings, aber erst nachdem man schon von ihren Ländereien Besitz genommen hatte, wandte man solche Mittel an, um die über diesen Eingriff in ihre Rechte aufgebrachten Rothen zu besänftigen. Wäre man bei Zeiten mit der Friedenspalme in der Hand zu ihnen gekommen, so hätte man einen ruhmlosen Krieg vermeiden können. Seht, Oberst, aus diesem Grunde möchte ich mein Schwert wohl in einer besseren Sache ziehen.“

„Und gegen wen, wenn ich fragen darf, würdet Ihr lieber fechten, gegen England vielleicht?“

„Keineswegs. Gegen — falls die Rechtsfrage —“

„Immer wieder die ewige Rechtsfrage. Ihr sprecht, als hättet Ihr einen Stoß Akten verschlungen.“

„Gut, ich meine Mexico.“

„So lieb' ich's, mein lieber Major, wirklich jetzt habt Ihr ein vernünftiges Wort gesprochen. Darauf stoße ich mit Euch an.“

Die Beiden stießen an, die zerbrochenen Gläser klirrten, und ehe man trank, brachte der Major folgenden Toast aus:

„Es leben also die goldenen und silbernen Heiligen- und sonstigen Götzenbilder Mexico's.“

„Das heißt,“ ergänzte der Oberst, „nachdem dieselben in unseren Münzen umgeschmelzt und zu guten Dollars gestempelt sind. Doch erlaubt mir die Frage, wie Ihr einen Krieg gegen Mexico mit der Rechtsfrage vereinbaren wollt?“

„Als natürliche Feinde aller Alleinherrschaft wird es unsere Pflicht, Tyrannei, sie komme nun, woher sie wolle, abzuweisen, ja bis zum letzten Blutstropfen zu bekämpfen. Wenn auch Mexico den Namen einer Republik führt, so hat doch eine der mächtigsten Despotieen der Welt ihren Sitz dort aufgeschlagen, welche nicht, wie wir, durch Verbreitung allgemeiner, menschenfreundlicher und praktischer Ideen Eroberungen macht, sondern ihre Anhänger in den Netzen der Hölle umstrickt hält. Es ist die Hierarchie Roms. Ich nehme durchaus keinen Anstand, zu behaupten, daß die Welt um einige Jahrhunderte wenigstens in der Civilisation vorgerückt wäre, wenn Rom nicht der freien Entwickelung der

menschlichen Intelligenz hindernd in dem Wege gestanden hätte. Ein kurzer Rückblick auf die Blätter der Geschichte liefert Euch den Beweis. Rom z. B. rechnet von dem Zeitpunkte seiner Erbauung bis auf Augustus einen Zeitraum von ungefähr 600 Jahren. Also in diesen 600 Jahren war aus den wenigen rohen Hirten ein Volk hervorgegangen, welches man nicht allein damals das mächtigste der Erde nennen konnte, sondern das wir auch jetzt noch in seinen lireratischen Produkten bewundern. Blickt nun auf die Periode von 800 bis 1400 nach Christo und seht, ob Euch dieser Zeitraum dasselbe günstige Resultat in Betreff der Fortschritte der Welt liefert. — Und woher dieser Unterschied? Weil in Rom zur Zeit der Tribunen keine Schlüssel Petri aufbewahrt wurden. Weil die Hierarchie Rom's mit der Tyrannei von jeher Hand in Hand gegangen ist. Blickt auf unser eigenes Land. Welch' ungeheuere Fortschritte gewahrt Ihr da in einem Zeitraume von noch nicht 300 Jahren! Jetzt betrachtet dagegen diejenigen Staaten Amerika's, die noch immer den Pantoffel des heiligen Vaters küssen. In Mejico herrscht Anarchie, Louisiana mit dem für den Handel so günstig gelegenen New-Orleans konnte nicht emporkommen, bis die angelsächsische Race sich der Zügel der Legislatur bemächtigte, in Tejas wüthete Unterdrückung, bis unsere Männer die mejicanischen Römlinge aus dem Lande jagten."

„Zwar ist der Stuhl Petri der Verbreitung des Christenthums sehr förderlich gewesen, doch haben Gott-

losigkeit, Blut, Tyrannei und Verbrechen aller Arten von jeher die Laufbahn der römischen Hierarchie und ihrer Diener bezeichnet."

„Sollen wir nun diesen mejicanischen Dienern von römischen Langröcken erlauben, verheerend in das Land unserer Brüder von Tejas einzufallen? Ich frage: sollen wir ruhig zuschauen, daß man die duftenden Prairieen dieses Landes mit papistischem Weihrauch verunreinigt?"

„Nein, nein, gewiß nicht!" antwortete der Oberst bestimmt.

„Gut, die Rechtsfrage ist sonach entschieden."

Der Oberst hatte dagegen nichts einzuwenden und man trank auf die Unabhängigkeit von Tejas sowohl, als auch auf das baldige Umschmelzen der silbernen und goldenen Heiligenbilder Mejico's.

„Jetzt noch eins," hob der Major wieder an. „Unsere Virginia-, Kentucky-, Tennessee-, Missouri- und Arkansas-Bauern haben gemeinschaftlich den Feind ihres neu adoptirten Vaterlandes (Tejas) besiegt, sie haben den Abkömmlingen der spanischen Hidalgos die Kraft unserer Nation gezeigt. Sie haben triumphirt, und die Namen eines Archer, eines Houston werden in den Annalen unseres Landes glänzen, und in der Geschichte nächst denen eines Washington und Lafayette verzeichnet sein. Wäre die Revolution indessen mißglückt, hätte Mejico seine abtrünnige Provinz wieder zum Gehorsam gebracht, so würden die Leichname jener verdienstvollen Männer sicher einen Galgen geziert

haben. Nach einigen Jahren wären ihre Namen verklungen."

„Ich will damit nur sagen, daß der Erfolg, der solche Unternehmungen begleitet, die Reputation der dabei Betheiligten begründet und nicht das Verdienst."

„So ist es mit den gegenwärtigen Häuptlingen der Seminolen, ihre Thaten können mit denen der Helden des Alterthums wetteifern; da aber kein Erfolg ihre Bemühungen und Aufopferungen belohnen kann, so wird die Geschichte ihrer Namen nicht erwähnen."

Der Oberst schüttelte ungläubig den Kopf. Belknap fuhr fort: „Würde man jetzt von Leonidas, Miltiades u. s. w. lesen, wenn Asien Griechenland unterjocht hätte? Würde man jetzt die Strategie eines Fabius bewundern, wenn Hannibal Rom genommen hätte? Würden die Engländer unseren Washington nicht als einen Insurrektionisten aufgeknüpft haben, hätten nicht seine Siege der Revolution eine günstige Wendung gegeben? — Einige Tausend Indianer haben sich jetzt schon über acht Jahre gegen die Streitkräfte der Vereinigten Staaten vertheidigt. Gleichviel, ob sie in dem Kampfe siegen oder unterliegen, ihre heldenmüthige Wehr verdient unsere Anerkennung, und die Namen ihrer Anführer sind werth, nicht ungekannt zu bleiben."

„Darüber werden wir uns doch nie einigen. Euren Ansichten über Mejico dagegen stimme ich um so mehr bei. Mejico wird über kurz oder lang untergehen. Tejas muß sich der Union anschließen, Californien

wird einen anderen Stern in unser gestreiftes Banner bringen, — der Fall Mejico's ist dann unvermeidlich. Diese Katastrophe, wenngleich noch fern, wird wieder einen Beitrag zu den vielen Beispielen des Sieges der unbewölkten Intelligenz über dogmatische Thesen und Gewissenszwang liefern. Sie wird zeigen, daß auch hier der Katholicismus nachtheilig auf Land und Volk gewirkt hat. Schon haben wir gesehen, daß ein zahlreiches Heer dieser in Unwissenheit und Bigotterie Versunkenen vor einigen Hunderten unserer Riflemen geflohen ist. Was würde Mejico aber jetzt sein, wenn ein Jefferson, ein Jackson an der Spitze seiner Staatsverwaltung gestanden hätte? — Daß dieses schöne Land eine Beute der Anarchie geworden ist, davon liegt die Ursache einzig und allein darin, daß das Volk nicht fähig ist, sich selbst zu regieren, und dieser bedauernswerthe Zustand hat wieder seinen Grund in der Herrschaft, welche eine römische Geistlichkeit nicht nur über das Volk, sondern auch über seine Staatsmänner ausübt, indem dieselbe, hier so wie überall, ihr Möglichstes gethan hat, sich dem Princip einer freien Forschung nach Wahrheit entgegenzustemmen."

„Ganz richtig, — Egoismus, Egoismus liegt einer solchen Handlungsweise zu Grunde," bemerkte der Major.

„Allerdings," fuhr der Oberst fort, „Euer Lieblingswort paßt hier sehr gut, denn blieben sie ihrem Berufe getreu und belehrten das Volk im Geiste des Evangeliums, so wäre ihre Präponderanz bald zu Ende, und das würde dieser der Trägheit, der Lust,

der Prasserei, der Welt, dem Fleisch und dem Teufel ergebenen Bande nicht zusagen."

„Lügen ist aller Laster Anfang. Denkt Euch einen Mann von gesundem Menschenverstande, gutem offenen Charakter und gesundem Körper, der seine natürlichen Triebe begraben und die Kanzel besteigen soll, um seinem Nächsten Dogmen vorzupredigen, die er selbst nicht glauben kann und die, wie sein eigenes Gewissen ihm sagt, nicht das Wohl der Menschheit, sondern die Verherrlichung des römischen Stuhls bezwecken. Ich wiederhole es, Lügen ist aller Laster Anfang, und kann man sich deßhalb wundern, wenn Leute, die die Ausbreitung von Unwahrheiten zu ihrem Geschäft machen, es en gros betreiben, Verbrechen aller Art, ja Schandthaten, deren Namen zu nennen mich ekelt, schuldig befunden werden? Das eben angeführte Sprüchwort bewährt sich auch hier."

„Sehr wahr, ich muß gestehen, die Richtigkeit Eurer Ansichten hat mich überrascht. — Laßt uns denn trinken auf den Untergang Mejico's, auf das Gedeihen von Tejas und hoffen, daß der amerikanische Adler bald seine Fittige über jenes, von der Natur so beglückte, aber durch pfäffischen Egoismus in seinen Fortschritten gehemmte Land ausbreiten möge. Laßt uns hoffen, daß die angeborene Energie unseres Volkes, die bestimmt ist, Amerika zum ersten Continente der Welt zu erheben, bald ihre Kraft an jenen entnervten Feiglingen zeigen werde."

Der Major schenkte ein, man trank; dann hielt er den Boden der Flasche nach oben, — sie war leer.

Da die Beiden keine Flüssigkeit mehr besaßen, um die zum Reden nöthige Feuchtigkeit der Kehle zu erhalten, wurde die Sitzung aufgehoben, und nachdem der Oberst einige Male über die umherliegenden Bruchstücke von Stühlen, Bänken und Tischen gestolpert war, erreichten sie glücklich ihre Wohnungen.

Achtzehnter Abschnitt.

John Tyler war durch das Ableben des alten Generals Harrison Präsident der Vereinigten Staaten geworden, und die Energie, welche seine treffliche Verwaltung charakterisirt hat, sollten auch die Indianer Florida's fühlen. Armistead, der bisherige Commandeur, hatte sich nach den Staaten zurückgezogen, und dem thätigen Obersten des achten Infanterie-Regiments, Colonel Worth, ward die fernere Leitung des Krieges anvertraut. Ein Mann wie dieser war ganz geeignet, dem langwierigen Kampfe ein Ende zu machen. Noch in dem beßten Lebensalter stehend, konnte er die Strapazen des Krieges ertragen, und war fast immer an der Spitze der Truppen, während seine Vorgänger sich damit begnügt hatten, von Tampa-Bay aus die Bewegungen derselben zu leiten. Von kräftiger körperlicher Constitution, sah man ihn bald an der Spitze der unternehmenden Armee, die ermüdeten Leute zur Ausdauer anfeuernd, bald fand man ihn mit den Abgeordneten der Indianer in eifrigem Ge-

spräch, um sie zur Capitulation zu bewegen, bald wieder in Tampa-Bay, die für die Armee bestimmten Zufuhren von Munition und Lebensmitteln besichtigend.

Sam Jones hatte sich mit den Seinigen in den sogenannten Cypress-Swamp (Cypressensumpf), dessen ich schon früher einmal erwähnt habe, zurückgezogen. Von dieser natürlichen Veste aus machte er seine Deprädationen, überfiel einzelne Truppenabtheilungen, plünderte Bagagewagen und wagte sich auch dann und wann in den von den Weißen schon etwas bevölkerten Theil Florida's, um friedliche Colonisten niederzumetzeln und ihre Wohnungen den Flammen preiszugeben. Sobald man ihn mit einer bedeutenden Macht angriff, entfloh der Seminolen-Häuptling in sein Versteck. Aus den Schlupfwinkeln, welche der ungeheuere Sumpf seinen Kriegern darbot, sollte und mußte er mit ihnen vertrieben werden.

Oberst Worth faßte daher den Entschluß, die Indianer in diesem Hinterhalte anzugreifen, und traf auch sogleich die zu dieser Expedition nöthigen Anstalten. Zwar hatten schon mehre seiner Vorgänger es versucht, in dieses unzugängliche Terrain einzudringen; da ihnen aber die fürchterliche Wildniß jener Gegend Hindernisse in den Weg stellte, welche gewöhnliche Kräfte nicht überwinden konnten, so sahen sie sich nach einigen mißglückten Versuchen immer wieder genöthigt, davon abzustehen. Aus diesem Grunde hatte man schon längst darauf verzichtet, den Indianern von dieser Seite beizukommen, als Oberst Worth das Project erneuerte und in Ausführung brachte.

Ein Neger, welcher lange unter den Indianern gelebt hatte, wegen eines begangenen Verbrechens aber von dem Stamme des Sam Jones geflüchtet war, um der Strafe zu entgehen, brachte uns jetzt eine Nachricht, die die Ausführung jenes Planes beschleunigte. — Der Schwarze berichtete, daß sich Sam Jones mit seinem Stamme auf einer Insel des Sumpfes niedergelassen habe, daß dieses Stück festen Landes sehr fruchtbar und von den Indianern bereits in Gärten und Kornfelder verwandelt worden sei. Er erzählte ferner, daß diese Oase, wie man die Insel nennen könnte, von einem vier bis fünf Fuß tiefen Wasser umgeben wäre, welches aber die Rothen durch kreuzweis übereinandergelegte Baumstämme beinah unzugänglich gemacht hätten. Als man ihn befragte, ob er glaube, daß eine Armee im Stande sei, dahin zu gelangen, erklärte er es für möglich und erbot sich, gegen eine gute Belohnung den Truppen als Führer zu dienen.— Zur selben Zeit waren in Tampa-Bay zwei indianische Häuptlinge, Wild-cat (wilde Katze) und Tiger-tail (Tigerschwanz), die schon vor Jahren gefangen und nach Arkansas transportirt worden waren, angekommen. Einer der indianischen Agenten hatte diese Chiefs überredet, die Expeditions-Armee zu begleiten, nicht nur um dieselbe in dem ihnen bekannten Terrain zu führen, sondern auch um den Befehlshabern mit Rath zur Hand zu gehen. Im Fall des Gelingens hatte man jedem dieser Häuptlinge eine Belohnung von 2000 Dollars versprochen, doch sollte ihre Mühe, falls die Expedition mißglückte, dessenungeachtet mit 1000 Dollars

belohnt werden. Dieses Arrangement war dem erwähnten Unternehmen sehr förderlich; denn da diese Krieger mit der Strategie ihrer Landsleute bekannt waren, so sahen sich die Führer unserer Truppen im Stande, indianische List gegen indianische Schlauheit in Anwendung zu bringen. Diese Häuptlinge pflogen eine lange Unterredung mit dem übergelaufenen Neger, und auch sie erkannten die Expedition für ausführbar.

Fort Harvey am Cynabella-Flusse, wo der dem Leser bekannte Oberst Harney früher seine Kopfhaut verloren hatte, war dem großen Cypressen-Sumpfe am nächsten gelegen, und da auch Dampfschiffe von Tampa-Bay aus dahin gelangen konnten, so wurde diese Station zum Hauptdepot für die Expeditions-Armee gewählt.

Ende October des Jahres 1841 nahmen zwei Dampfboote die für den Streifzug ausgewählten Truppen, welche aus sechs Compagnieen vom vierten, fünf Compagnieen vom dritten und dem ganzen achten Infanterie-Regimente nebst einer kleinen Abtheilung von Dragonern bestanden, auf. Major Belknap befehligte diese Truppen, die denn auch ohne Hindernisse bald im Fort Harvey anlangten. Seit der Zeit, daß die Dragoner des mehrgenannten Obersten überfallen und niedergemetzelt worden waren, hatten keine Truppen hier gelegen. Die Indianer hatten bei dieser Gelegenheit die wenigen Häuser und Waarenlager verbrannt, und als Major Belknap mit seinem Corps landete, fand er da, wo früher Fort Harvey gestanden hatte, nichts als eine offene Stelle des Waldes.

Es wurde also gebaut. Bäume wurden umgehackt, Pfosten gesägt und Breter geschnitten, so daß in etwa acht Tagen ein Gebäude von 150 Fuß Länge, 50 Fuß Breite und einer entsprechenden Höhe, wie aus der Erde gewachsen, dastand. Demnächst wurden noch zwei Blockhäuser aus Baumstämmen, deren Ende durch Kerben fest ineinandergefügt waren, erbaut. Diese drei Gebäude waren ungefähr in einem Zeitraume von zwölf Tagen vollendet. Zwar bestanden sie alle nur aus rohem Material, aus Stämmen, wovon die Rinde nicht einmal abgeschält war, entsprachen aber vollkommen ihrem Zwecke, Provisionen, Bagage und Munition aufzubewahren. Solche Bauten schnell und zweckmäßig zu errichten, eignen sich die amerikanischen Truppen vortrefflich. Die Axt, die sie gut zu gebrauchen wissen, bleibt das Haupt-, ich möchte behaupten, das einzige Werkzeug dabei; denn mit dieser verfertigen die Amerikaner Alles, was zu einem Blockhause nöthig ist, und zwar mit einer unglaublichen Schnelligkeit. Da sie von Jugend auf gewöhnt sind, dieses nützliche Werkzeug zu schwingen, so kann man es unter den Bewohnern des Westens nächst der Büchse ihr Factotum nennen, denn ohne Axt wäre der Pionier der Hinterwälder (back woods) verloren.

Um jene Gebäude schlugen die Offiziere und Soldaten ohne Ordnung ihre Zelte auf, Capitaine und Gemeine, Lieutenants und Sergeanten, alle wild durcheinander. Obgleich die Offiziere (wie ich schon bemerkt habe) ihre Untergebenen in den Garnisonen tyrannisiren, so tritt doch beim Anfang eines Feld-

zuges eine bedeutende Veränderung in dem Betragen derselben ein. Sie werden dann urban und leutselig, und sehr selten strafen sie einen ihrer Leute. Ein Grund zu dieser Umwandelung liegt wohl darin, daß während einer Campagne der Offizier nicht besser fährt als der Gemeine. Beide müssen ihre Provisionen selber tragen, ihre eigene Küche besorgen und das zum nächtlichen Feuer nöthige Holz hacken. Da die Soldaten in den ungeheuren Wäldern keine Gelegenheit finden, ihren Hang zum Trunke zu befriedigen, so trägt auch dieser Umstand nicht wenig dazu bei, das angenehme Verhältniß zwischen Vorgesetzten und Untergebenen zu befördern. Sehr viele Beispiele kennt man indeß, daß Leute Rache an ihren Offizieren genommen haben, wozu ihnen das Durcheinander eines Scharmützels mit den Indianern oft günstige Gelegenheit bietet, statt eines Indianers einen ihrer eigenen Offiziere zu treffen. Einstmals wurde ein Capitain, der von seinen Leuten gehaßt ward, auf diese Weise während eines Gefechts von hinten verwundet. Bestürzt begiebt er sich zum Commandeur des Detachements und zeigt ihm mit den Worten: „dieser Schuß kam nicht vom Feinde,“ die Verwundung. „Sicher war es kein Freund, der Euch diesen Schuß beibrachte,“ entgegnete ihm kalt der Befehlshaber.

Das Zelt des Major Belknap befand sich in der Mitte des Lagers, und neben demselben hatte ein angehender Hornist das seinige aufgeschlagen. Der Anfänger, der sich fleißig übte, entlockte seinem Instrumente Töne, die keineswegs angenehm genannt werden

konnten. Dem Major wurde dieß sehr ennuyant, er rief den Mann zu sich, und, statt zu befehlen, versprach er ihm jeden Tag ein Glas Branntwein, wenn er seine Uebungen fern vom Lager, im angrenzenden Walde abhalten wolle. Der Mann ging, wie man denken kann, mit Freuden auf diesen Vorschlag ein, versäumte aber auch nicht, sich regelmäßig des Morgens sein Glas Whiskey zu holen.

Die Nachricht von dem Aufenthaltsort des Sam Jones hatte sich bestätigt. Während die Truppen mit Bauten beschäftigt waren, hatte man die zwei Indianer-Häuptlinge, welche uns als Führer dienen sollten, abgesandt, um das Terrain zu recognosciren. Bei ihrer Rückkehr berichteten sie, daß sie in der Gegend des großen Cypressensumpfes, der vielleicht vier Tagemärsche von hier entfernt war, Spuren entdeckt hätten, die über den Aufenthalt des Sam Jones in der genannten Gegend keinen Zweifel mehr übrig ließen. Auch lautete ihre Aussage über die Beschaffenheit des Terrains sehr günstig.

Man denke sich unter diesem Sumpfe nicht etwa einen schlammigen Morast, in welchen man bei jedem Schritte einsinkt, sondern vielmehr eine flache Waldgegend, die an manchen Stellen mit vier, im Durchschnitt aber mit zwei bis drei Schuh tiefem Wasser bedeckt ist. Die Ost- und West-Seeküste Süd-Floridas ist höher als das Innere des Landes, und da im Juli und August die Regenzeit eintritt, so wird dieser Theil der Halbinsel dadurch mit Wasser angefüllt. Weil das Wasser nicht abfließen kann, so muß es allmälig verdunsten, so daß

diese Gegend nur während eines einzigen Monats im Jahre trocken wird. Dann aber ist sie ganz unzugänglich, indem Menschen und Vieh verdursten müssen; denn man trifft darin weder Flüsse, noch Quellen an. Die Pfützen und Moräste, die hie und da entstanden sind, erzeugen eine ungeheuere Menge Ungeziefer, Musquitos, Fliegen, Schlangen aller Arten, Scorpione, Eidechsen und Alligatoren. Die Luft wird durch das Verdunsten des faul gewordenen Wassers ganz verpestet, so daß von einer Armee Weißer, sollte eine um diese Jahreszeit es wagen, den Sumpf zu betreten, die eine Hälfte erkranken und die andere sterben würde. Nach Süden zu wird derselbe immer ungangbarer, die Zahl der Cypressen-Bäume kleiner, das Wasser tiefer; endlich verschwindet der Wald ganz, und die Fortsetzung des Sumpfes bis zur See wird Everglades genannt. Diese kann der Fuß des Weißen nicht betreten, nur der Indianer bahnt sich mit vieler Mühe seinen Weg hinein.

Hie und da trifft man auch einzelne erhabenere Stellen in dem waldartigen Sumpfe an, die während des ganzen Jahres vom Wasser verschont bleiben. Diese Stellen sind meistentheils sehr fruchtbar und dicht mit Untergebüsch bewachsen. — Sam Jones hatte eine solche Insel zu seinem Zufluchtsort gewählt, das Gebüsch ausgerodet und Getreide und Gartengewächse gesäet und gepflanzt. Hieraus aber sollte er vertrieben werden; das war unsere Aufgabe.

An einem heiteren Morgen, Mitte Novembers, war das kleine Heer, fertig zum Marsche, vor dem Lager

aufgestellt. Vor der Colonne gingen funfzig der beßten Axtmänner, deren Waffen in den uns folgenden Bagage-Wagen aufbewahrt wurden, damit sie desto besser jedes Hinderniß, wie z. B. Baumstämme und dicke Gebüsche, beseitigen könnten; denn so weit es practicabel war, sollte uns der Wagenzug begleiten. Diesen Pionieren folgten unmittelbar die verschiedenen Compagnieen, aus welchen das Detachement bestand. Den Nachtrab bildete der Wagenzug unter Begleitung der kleinen Abtheilung Cavalerie. Die Tornister der Soldaten wurden gefahren, weil man so lange wie möglich die Leute nicht durch das Tragen ihres Gepäcks ermüden wollte. Zwei Wagen reichten hierzu hin, indem es Keinem erlaubt wurde, mehr als zehn Pfund mit sich zu führen; die übrigen belud man mit Provisionen.

So durchstreiften wir denn die offenen Fichtenwälder, die sich bis zum Cypressen-Sumpf erstreckten, ohne daß sich etwas Bemerkenswerthes ereignete. Dann und wann hatte man wohl eine Stunde Aufenthalt, weil vielleicht ein Baumstamm aus dem Wege zu räumen war, oder ein Gebüsch für den Train passabel gemacht werden mußte; doch dergleichen war den geübten Axtmännern nur eine Kleinigkeit. Um vier oder fünf Uhr Nachmittags bivouakirte man schon, da dem Major Belknap sehr viel daran gelegen war, die Truppen voll guten Muths und heiter zu erhalten. Er wußte wohl, daß man später Schwierig- und Mühseligkeiten antreffen werde, welche zu überwinden, der gute Wille eines jeden einzelnen Soldaten erforderlich war.

Wenn man nun nach vollbrachtem Tagemarsche eine geeignete Stelle zum Lager ausgewählt hatte, so wurden die Zelte aus den Wagen geholt, dann Stäbe gehauen, um das leinene Haus aufzurichten, und sobald diese dastanden, zündete man mächtige Wachtfeuer an. Rings um die Feuer wurden die Zelte aufgeschlagen, damit die erquickende Wärme die feuchten Abendnebel und die Kühle der Nacht verscheuche. Nachdem nun ein Jeder sein Haus für die Nacht bestellt hatte, wurde gekocht; Alle, vom Major bis zum Gemeinen herab, mußten sich bequemen, die Functionen einer Küchenmagd zu verrichten. Dann theilte man den Leuten Rationen Branntwein aus, die aber nicht so reichlich waren, daß irgend einer durch das ihm zugemessene Deputat in einen betrunkenen Zustand hätte versetzt werden können. Trotz dem gelang es aber doch einigen Irländern, sich zu betrinken. Um dieß zu bewerkstelligen, hatten sie ihre Rationen Rindfleisch einigen Engländern, welche ihre beliebten Beefsteaks auch in dieser Wüstenei wo möglich nicht entbehren wollten, überlassen, wofür ihnen diese das für sie bestimmte Quantum Whiskey abstanden. Diesem sonderbaren Tauschhandel und dem ferneren Betrunkenwerden der Iren wurde aber dadurch ein Ende gemacht, daß jeder seinen Schnaps sogleich nach Verabreichung desselben verschlucken mußte.

Wenn jetzt die vielen Feuer lichterloh brannten, und das genannte geistige Getränk die Müdigkeit aus den Gliedern der Soldaten verscheucht hatte, gab es manche heitere Scene. Hier sieht man einen Schotten oder Franzosen, emsig beim Feuer beschäftigt,

ein unbekanntes Gericht bereiten, während Andere scherzend und lachend den Fortschritten der Zubereitung zuschauen, sich verwundert fragend, was wohl daraus werden würde. Dort ist Einem der Maulesel (Pferde kann man hier nicht gebrauchen) halsstarrig geworden und hat ein Zelt umgeworfen, und unter Flüchen und Schimpfen über den nachlässigen Fuhrmann richten seine Bewohner es wieder auf. Drüben läuft man zusammen, es ist ein Streit entstanden. Einer der Unteroffiziere hat sich eine Delicatesse bereiten wollen, einen Pfannkuchen gebacken. Er stellt die Speise in der Pfanne auf den Boden hin, als ein Anderer, der mit Schürung des Feuers beschäftigt ist, unglücklicher Weise seinen Fuß in das Lieblingsgericht des Unteroffiziers setzt. Seine Mühe ist jetzt vergebens gewesen, doch bleibt es bei einigen Schimpfworten, womit die Beiden sich weidlich regaliren. An jenem Feuer bemerkt man einige Offiziere, welche ihre Epauletten, die sie vielleicht mit Stolz in parfümirten Salons zur Schau trugen, abgenommen haben, um damit die erlöschenden Kohlen ihres Feuers anzufachen, damit das Wasser zum Grog warm werde.

Man hörte von verschiedenen Seiten des Bivouacs englische, französische, schottische und irische National-Lieder erschallen, auch deutsche Gesänge ertönten hie und da. Hier, in den endlosen Wüsteneien Florida's, wo bisher nur das Geschrei wilder Katzen, das Geheul von Panthern und der Kriegsruf der Indianer die Stille der Natur gestört hatten, erklangen jetzt die melodischen Töne eines Mozart und Weber. —

Heiter und froh brachten die Truppen den Abend bis zehn oder elf Uhr zu, um am folgenden Tage, beim Grauen des Morgens, ihren Weg durch die offenen Fichtenwälder fortzusetzen. Auf diese Weise erreichten wir denn in kleinen Tagemärschen, da der Train uns zuweilen Aufenthalt verursachte, den Anfang des großen Cypressen-Sumpfes. In einer Entfernung von vier bis fünf Meilen davon wurde der Fichtenwald merklich dünn, und auch einzelne Cypressen gewahrte man schon zwischen den Fichten zerstreut. Als wir näher kamen, erblickten wir den großen Sumpf vor uns ausgebreitet. Aber der Anblick war desolat. Jahrhunderte alte Cypressen, die vom Gipfel bis zur Erde mit Moos behangen waren, dickes Untergebüsch und fußhohes Wasser statt des Erdbodens, war Alles, was sich den Blicken darbot. — Schaaren von wilden Gänsen und Kranichen flogen davon, als sie das Heer in der Ferne erspähten; doch sollten wir die Bewohner der Einöde noch nicht stören, denn nach einigen Tagen erst betraten wir dieselbe. Den Umstand, der uns diesen Aufenthalt verursachte, hatte man indessen schon vorausgesehen und darauf gerechnet. Die Wagen nämlich, die uns in der letzten Zeit bereits einige Mühe verursacht hatten, konnten jetzt trotz aller Anstrengung nicht weiter gebracht werden; wir beschlossen deßhalb hier zu bivouakiren, um am nächsten Morgen andere Arrangements zu treffen.

In der Nähe des Sumpfes war ein Platz, der noch mit einigen hundert Fichten bewachsen und ganz vom Wasser befreit war. Dieser wurde nicht

allein für die Nacht zum Bivouac, sondern auch zum Depot gewählt, welches die Communication zwischen der Expeditions-Armee und Fort Harvey unterhalten sollte. Sämmtliche Wagen und Bagagestücke wurden hier zurückgelassen. Um diese, besonders aber die Provisionen, in Sicherheit zu wissen, mußten wieder wie im Fort Harvey Blockhäuser erbaut werden. Diese wurden denn auch so leicht wie möglich und zwar in zwei Tagen errichtet, wobei ich aber bemerken muß, daß die Dächer nicht aus Schindeln bestanden, sondern mit den leinenen Zelten der Truppen, die gleichfalls zurück gelassen werden mußten, bedeckt waren. Wir hatten 20 Wagen, und hiervon sollten 10 beständig zwischen Fort Harvey und dem neuen Depot, welches einstweilen Camp Gore genannt wurde, hin und her fahren, um in diesem Lager stets Vorrath an Lebensmitteln zu erhalten. Lieutenant Gore vom 4ten Infanterie-Regimente wurde mit funfzig Mann zur Bewachung desselben zurückgelassen; die Abtheilung Cavalerie aber wurde beordert, den Train zwischen hier und Fort Harvey zu eskortiren. Von den anderen 10 Wagen wurden die Maulesel abgespannt, um uns als Saumthiere zu dienen. Hierbei stießen wir aber auf einen unvorhergesehenen Widerstand,— ich meine auf den Widerstand der Maulesel, denn von diesen war vielleicht nur die Hälfte schon zum Tragen von Lasten benutzt worden. Wir führten Packsattel und alles Andere, was dazu gehört, wie breite Riemen u. dergl., in guter Beschaffenheit mit uns, aber dessenungeachtet gebärdeten sich die Thiere ganz un-

bändig und ruhten nicht eher, als bis sie die ihnen aufgeladenen Lasten wieder herabgeworfen hatten. Was war da zu thun? Wirklich blieb uns nichts übrig, als diese Thiere zu dressiren. Hierzu wurden denn Leute gewählt, die früher Expeditionen der amerikanischen Pelzgesellschaft in die rocky mountains (Cordilleras) mitgemacht hatten, folglich die Behandlung und Dressur der Packesel kennen mußten, weil man in den genannten Gebirgen nur Saumthiere zum Transport von Pelzen und Lebensmitteln benutzt. Das neu eingerichtete Lager gewährte nun während des folgenden Tages einen sonderbaren Anblick. An jeden Fichtenbaum sah man einen Maulesel angebunden, der zuerst niedergeworfen und dann geknebelt wurde. Hierauf befestigte man eine tüchtige Last mit Stricken dermaßen auf seinem Rücken, daß es ihm unmöglich war, dieselbe abzuwerfen. Wüthend sprang das Thier auf und strengte alle seine Kräfte an, die ungewohnte Bürde los zu werden, und ließ auch nicht eher nach, als bis seine Kraft gebrochen war. Erschöpft sank es dann zu Boden. Als aber diese Procedur, wobei die Peitsche natürlicher Weise bedeutend in Anwendung kam, einige Male des Tages wiederholt worden war, gaben die Thiere nach und trugen zuletzt ruhig die ihnen aufgelegten Lasten.

Am vierten Tage brachen wir auf, um in dem großen Cypressensumpfe vorzubringen. Vierzig Maulesel, die mit Provisionen für zehn Tage beladen waren, folgten uns; zudem hatte jeder Soldat für noch zehn Tage Lebensmittel in seinem Tornister. Außer diesen

und der Munition durfte er nichts mit sich führen, keine Kleider, mit Ausnahme derer, welche er am Leibe hatte, ja nicht einmal ein Wechsel von Wäsche wurde ihm erlaubt. Eine wollene Decke, um sich des Nachts zu erwärmen, Lebensmittel für zehn Tage (aus Schinken, Brot und Rauchfleisch bestehend) nebst einem entsprechenden Vorrathe von Pulver und Blei, war sein ganzes Gepäck, welches vielleicht achtzehn bis zwanzig Pfund wiegen mochte. — Nach einem Monat aber konnte man auch nicht ein einzig ganzes Kleid in dem kleinen Heere finden, an Hemden war gar nicht mehr zu denken, von Jacken sah man vielleicht noch drei oder vier, Viele hatten keine Hosen mehr, hier und da waren die Beinkleider eher Schwimmhosen zu nennen, als militairische Pantalons. Kein Rasirmesser hatte die Gesichter der wackeren Pioniere berührt, wild hing ihnen das Barthaar bis auf die Brust herunter, die heiße Sonne hatte ihre Haut gebräunt, so daß, wenn dieser Trupp in einem solchen Aufzuge plötzlich in Europa erschienen wäre, man die Leute sicher für Canibalen von Neuseeland halten würde. Indessen konnte nur durch diese Lossagung von Allem, was zur Bequemlichkeit erforderlich ist, unser Zweck erreicht werden; denn hätte man die Leute mit schweren Tornistern voll Kleider u. dergleichen belästigt, so würden sie gewiß keine fünf Tagemärsche in der Einöde gemacht haben. Zudem muß man bedenken, daß es in diesem südlichen Theile Florida's um diese Jahreszeit nie so kalt wird, um den Mangel an Kleidung empfindlich zu machen.

Die zwei Indianer-Häuptlinge und der von dem Stamme des Sam Jones desertirte Neger leiteten den Zug. Ihnen folgten funfzig Büchsenmänner, dann kam die Infanterie, und den Beschluß machten die Saumthiere unter Begleitung von Pionieren. In den ersten Tagen gelang es uns, ungefähr funfzehn englische Meilen den Tag zurückzulegen, dann aber wurde das Terrain immer schlechter, so daß wir am dritten und vierten Tage kaum zehn Meilen machen konnten. Besonders verursachten die Packthiere manchen Aufenthalt. An den sumpfigsten Stellen blieben sie stecken und mußten dann abgeladen und ledig herübergeführt werden. Mehre Male sah man sich genöthigt, lange Stangen abzuhauen, die man unter den Bauch der im Schlamm versunkenen Thiere stecken mußte, um dieselben auf diese Weise aus dem Moraste zu heben. Die ungeheuren Wurzeln der Cypressen-Bäume, die in diesen Gegenden wie neue Bäume aus der Erde wieder emporwachsen, oft allerlei Gestalten, Knoten und Auswüchse bildend und an Umfang den Bäumen selbst gleichkommend, verursachten auch manche Schwierigkeiten. Die Füße der Maulesel blieben oft in diesen Wurzeln stecken, die Thiere wurden dann wild, und wenn es nicht gleich gelang, sie aus ihrer Klemme zu befreien, so brachen sie die Beine. Auf diese Art verloren wir mehre, deren Ladung man zurücklassen mußte, weil die übrigen schon hinlänglich belastet waren. Am Abend war man froh, einen trockenen Platz zum Bivouac zu finden, aber das Bivouakiren war hier nicht so angenehm, wie in den Fichtenwäldern. Da keine Zelte

mitgeführt wurden, so schnitt man Palmetto-Blätter ab, die, beiläufig gesagt, ungefähr zwei Fuß lang, anderthalb Fuß breit und hier sehr häufig sind, errichtete aus Stäben eine Art Dach und bedeckte es mit diesen Blättern, um sich gegen den schädlichen Thau und die dicken Nachtnebel zu schützen. Dann wurden große Feuer angezündet, man wickelte sich in seine Decke und ruhte unter der Laubhütte bis zum nächsten Morgen. Oftmals trafen wir bei Anbruch der Nacht keine trockene Stelle. Wir sahen uns dann genöthigt, Bäume umzuhauen, um auf den dicken Stämmen derselben eine Ruhestatt für die Nacht zu haben. Unter den schilfartigen Gewächsen des Sumpfes fand man Schlangen aller Arten, von der harmlosen schwarzen Schlange (black snake) bis zur giftigen Klapperschlange und Copracabello. Ehe man sich nun nach vollbrachtem mühseligen Marsche zur Ruhe begab, mußte man mit äußerster Vorsicht den zum Nachtlager ausgewählten Ort untersuchen, damit man nicht in die gefährliche Nachbarschaft des genannten Ungeziefers gerieth. Einer unserer Leute stieß bei solcher Gelegenheit auf eine Klapperschlange von enormer Dimension. Sie erhob zischend das Haupt, um auf den Soldaten loszuspringen; dieser aber zog schnell den eisernen Ladestock aus seinem Feuergewehre, um das giftige Thier zu tödten, denn ein kräftiger Schlag in die Gegend des Kopfes reicht hin, der größten Klapperschlange den Garaus zu machen. Weit holt er aus, um seinem Streiche die gehörige Kraft zu verleihen — aber in demselben Augenblicke

gleitet sein Fuß aus, und er mißt nicht allein das Thier, sondern stürzt auch neben der Schlange zu Boden, die ihm denn einen fatalen Biß nahe am Handgelenk beibringt. Betroffen eilt der Chirurg herbei, um dem Unglücklichen den Unterarm abzunehmen, als mit äußerster Ruhe einer unserer Häuptlinge sich erbietet, dem Manne ohne Amputation das Leben zu retten. Der Indianer applicirt nun seinen Mund auf die Wunde und saugt das Gift heraus, während sein Gefährte ein Kraut herbeibringt, dessen botanischer Name mir nicht bekannt ist, und dasselbe, nachdem es zu einem Muß gekaut worden, auf die Wunde legt. Der Mann genas, obschon sein Arm für mehre Monate gelähmt blieb.

Am achten Tage wurde es uns, trotz aller Anstrengung, unmöglich, mit dem Gepäck weiter zu kommen. Das Wasser war hier so hoch und der Boden dermaßen mit Cypressen-Wurzeln verwachsen, daß man sich, obschon jeder einzelne Mann für die allgemeine Sache sich aufopferte, genöthigt sah, Halt zu machen. Es wurde eine Berathschlagung gepflogen, deren Resultat dahin lautete, daß man hier ein ähnliches Depot wie Camp Gore errichten müsse. Ein zweites Blockhaus wurde denn auf einer erhabenen Stelle in der Mitte des Sumpfes aufgeschlagen, und die Zufuhren von Lebensmitteln sollten vermittelst der Saumthiere von Camp Gore hierher gebracht und gelagert werden. Das neue Depot wurde, weil wir mit den Saumthieren so viel Mühe gehabt hatten, Camp Mule genannt. Zu dem Geschäfte, die Packesel auf dem

schwierigen Terrain zwischen hier und Camp Gore zu leiten, wählte man die beßten Leute, selbst die Eskorte bestand aus guten Axtmännern. Von dieser Station aus beabsichtigte man, Excursionen in verschiedene Theile dieser Gegend der Wüstenei zu machen; gingen die Lebensmittel aus, so konnte man zurückkommen, um den Vorrath zu erneuern, während durch die Maulthiere das kleine Magazin immer ergänzt wurde.

Neunzehnter Abschnitt.

Zwei Tage ruhten wir in Camp Mule, dann verließen wir das Lager, um Sam Jones in seiner Veste, die jetzt nach der Versicherung unserer Führer nicht mehr fern sein konnte, anzugreifen. Gegen Mittag desselben Tages erreichten wir eine meilenlange Fläche ohne Waldung, die ganz vom Wasser befreit geblieben und mit einem kurzen schilfartigen Grase bewachsen war. Wirklich gewährte es uns nicht geringen Genuß, nach dem immerwährenden Waten im Wasser einmal wieder festen Boden unter uns zu fühlen. Aber unsere Freude wurde, als wir uns ungefähr in der Mitte der Ebene befanden, durch die endliche Entdeckung von Indianer-Spuren vermehrt.

Wir waren an einer Stelle, wo, nach der Feuchtigkeit des Bodens zu urtheilen, das Wasser noch vor einigen Tagen gestanden haben mußte, als unsere Führer, die zwei Häuptlinge, plötzlich still standen und durch ein kurz ausgestoßenes Ugh ihre Ueberraschung bekundeten. — Alles drängte sich neugierig

um den Platz, aber die Häuptlinge gaben dem commandirenden Major zu verstehen, daß keiner unserer Leute sich von der Stelle rühren sollte, bis sie selbst die Spuren sorgfältig untersucht hätten, weil sonst die Tritte der Soldaten die in dem lehmigen Boden ausgeprägten Fußstapfen der Indianer unkenntlich gemacht haben würden. Es geschah, Jeder verweilte, wo er einmal stand. Die Häuptlinge und auch der Neger legten alsdann ihre Büchsen auf den Boden und begannen, auf allen Vieren kriechend, die gefundenen Spuren genau zu untersuchen. Jede Fußstapfe wurde betrachtet, jedes zerknickte Hälmchen Gras besichtigt, die Breite und Länge jeder einzelnen Spur, selbst der kleinlichste Umstand, wurde berücksichtigt. — Wohl funfzehn Minuten mochte diese Untersuchung gedauert haben, als Wildcat sich aufrichtete, seine Büchse wieder nahm und dem Major durch Zeichen seine Meinung über die Spuren zu verstehen gab.

Mit seinem Jagdmesser machte er erst funfzehn Schnitte in den Kolben seiner Büchse, zeigte diese dem Major und deutete dann auf sich selbst. Hierauf machte er wieder drei Schnitte in derselben Weise, deutete dabei aber nicht auf sich, sondern auf den Neger. Zuletzt wandte er seinen Rücken nach Norden und that dann einige Schritte vorwärts in südlicher Richtung. Daß die gefundenen Spuren von funfzehn Indianern und drei Negern gemacht worden seien, war, was er durch die Kerben in der Büchse zu verstehen geben wollte, und die wenigen Schritte, die er alsdann in südlicher Richtung that, sollten an-

deuten, woher diese Indianer kämen und wohin sie wollten.

Während der Neger sich bemühte, mit einigen Brocken Englisch dem Major die Meinung des Häuptlings zu verdeutlichen, rief der andere Indianer, welcher seine Forschung noch nicht beendigt hatte, seinen Collegen herbei und zeigte stillschweigend auf einige Fußstapfen, die ganz von den übrigen abgesondert waren. Wildcat betrachtete die Spur eine Zeit lang, dann staunte er seinen Gefährten fragend an. Dieser ließ ihn jedoch nicht lange in Zweifel, sondern sprach, ohne irgend eine Bemerkung zu machen, das Wort Bowlegs aus. Wildcat schaute wieder auf die Spur, lächelte und gab dann durch ein Nicken des Kopfes zu verstehen, daß er seinen Gefährten beistimme. Tigertail ging dann auf den Major los, wiederholte, auf die Spur deutend, das Wort Bowlegs, stützte seinen Kopf zwei Mal hinter einander auf seine flache Hand, wobei er die Augen geschlossen hielt, und zeigte nach Süden. — Wieder erfuhr man durch die mangelhafte Verdolmetschung des Negers, daß jene Spuren, die etwas von den übrigen entfernt waren, die Fußstapfen des schon früher erwähnten Häuptlings Bowlegs seien. Ferner wollte Tigertail durch das Stützen des Kopfes auf die Hand darthun, daß man noch zweimal schlafen, d. h. noch zwei Tage marschiren müsse, ehe man das Lager des Sam Jones erreichen würde.

Ohne ein anderes Wort zu verlieren, warfen die Häuptlinge ihre Büchsen über die Schulter und folgten

den Spuren; die Truppen ihnen nach. Auf der Ebene waren die Fußstapfen natürlich ganz sichtlich, aber als wir an Orte kamen, wo das Wasser einige Schuh hoch stand, konnte ein Weißer kein Zeichen davon mehr bemerken. Dessenungeachtet verloren unsere Führer doch nie die Richtung der Verfolgten. Die geschärften Organe unserer Häuptlinge erkannten an einem abgebrochenen Blatte, an einem verschobenen Zweige die Richtung, welche Bowlegs genommen hatte. Und wenn einer der Verfolgten zufällig im Vorbeigehen die verdorrte äußere Rinde eines Cypressenbaums berührt und einen Theil davon abgestoßen hatte, selbst dieß entging ihren Adleraugen nicht. Unsere Leute wurden durch die schon erwähnte Entdeckung sehr aufgemuntert; sie wußten jetzt oder hatten wenigstens Hoffnung, daß Erfolg ihre Bemühungen krönen würde, und folgten deßhalb freudig ihren geübten Führern. Einer spornte den anderen an, wodurch wir denn an diesem Tage eine größere Distanz zurücklegten, als an irgend einem der vorhergehenden.

Wir hatten jetzt einen Fleck erreicht, der mit etwa fünf oder sechs Eisenholz-Stauden bewachsen war. Die Häuptlinge machten hier wieder einen kurzen Halt, und Tigertail hob ein Paar Stäbchen vom Boden auf, betrachtete sie und wandte sich an den Major. Zuerst streckte er seine flache Hand ungefähr in einer Höhe von vier Fuß vom Boden aus, machte dann die Manoeuvres eines Bogenschützen nach, zeigte dem Major einen Riß an einem der Stäbchen und warf dasselbe dann mit verächtlicher

Miene wieder hin. Der Major schüttelte den Kopf, er hatte die Zeichensprache des Indianers nicht verstanden. Mit großer Mühe verdollmetschte ihm nun der Neger den Sinn jener Zeichen. Bowlegs mit den Seinen habe hier Pfeile für die Bogen seiner Jungen abgeschnitten, und weil das Eisenholz, welches hierzu benutzt wird, in diesem Theile Florida's selten ist, könnte man annehmen, daß er die Gelegenheit, sich mit Pfeilen für die Jugend seines Stammes zu versehen, wahrgenommen, und einige aus diesem Gebüsche geschnitten habe. Jene zwei Stäbchen hätte er indessen unbrauchbar befunden und deßhalb zurückgeworfen.

Gegen vier Uhr Nachmittags fanden wir das noch blutige Gerippe eines Alligatoren. Unsere Häuptlinge schlossen daraus, daß Bowlegs mit seinen Kriegern in großer Noth an Lebensmitteln sein müsse; denn nur unter solchen Umständen verzehren die Indianer das Fleisch eines Alligatoren, wovon übrigens bloß der Schwanz genießbar ist. — Wir bivouaquirten an diesem Tage später als gewöhnlich; Feuer durften während der Nacht nicht angezündet werden, weil die verfolgten Indianer durch den Schein derselben von unserer Nähe in Kenntniß gesetzt worden wären.

Obgleich man den Bemühungen des Major Belknap großes Lob zuerkennen muß, so war es doch mehr die Ausdauer seiner Truppen, der wir es zu verdanken hatten, daß wir in das Herz der Einöde gelangten. Indessen wäre auch diese vergebens gewesen, wenn nicht solche Führer, wie Wildcat und Tigertail,

uns durch die Wildniß geleitet hätten. Wirklich grenzen die Beispiele von dem Scharfsinn, welchen die Indianer auf der Jagd sowohl, als auch während eines Krieges entwickeln, oft an's Fabelhafte. Die oberflächliche Kenntniß ihrer Sprache, welche sich mein Freund Davis zu eigen gemacht hatte, war hier sehr nützlich; denn der Neger, welcher die Häuptlinge begleitete, konnte nur sehr mangelhaft den Dollmetscher abgeben, — so mußte denn Davis oft nachhelfen und ergänzen.

Aber gleich am nächsten Morgen sollten wir einen anderen Beweis indianischer Schlauheit gewahren. Wir waren an eine Stelle gelangt, wo sich ein ausnehmend dickes Untergebüsch vor uns ausbreitete, als die Indianer wieder einen kleinen Halt machten. In der That schienen sie jetzt das erste Mal unschlüssig zu sein, welche Richtung einzuschlagen; denn die Spur war hier getheilt. Eine lief in derselben Richtung fort, in welcher wir gegenwärtig marschirten, die andere und bedeutendere dagegen wich in einem rechten Winkel davon ab und zog sich nach dem dicken Gebüsche hin. Wildcat und auch Tigertail waren beide der Meinung, daß die eigentliche Spur sich rechts zöge, die zur Linken aber nur eine falsche, eine Ruse der verfolgten Indianer sei. Der Neger widersprach diesem und sagte, die Spur links sei die richtige; er meinte, daß die Indianer hier einer in des andern Fußstapfen getreten hätten, und schloß dieß aus der ungewöhnlichen Größe derselben. Das Commando stand still, der Neger verfolgte die Spur links,

Wildcat die zur rechten, und Tigertail blieb bei uns. Der Neger mochte seine Richtung wohl eine Viertelmeile verfolgt haben, als die Fußstapfen in einem Morast endigten, der so tief und schlammig war, daß er nicht durchzukommen vermochte und es ihm noch viel weniger möglich wurde, eine Spur zu verfolgen. Es war klar, daß ein Indianer sich eben so wenig in einem Terrain fortbewegen konnte, welches er (der Neger) zu betreten nicht im Stande war. — Er sah seinen Irrthum ein und kehrte getäuscht zurück.

Wildcat hatte unterdeß das kleine hammockartige Gebüsch erreicht und gefunden, daß sich die Spur ungefähr 50 bis 60 Schritte vor dem Dickicht in viele Zweige theilte, die alle, aber in verschiedenen Richtungen, dem erwähnten Gebüsch zuliefen. Wildcat ließ sich indeß dadurch nicht irre machen, sondern betrat die Hammock gar nicht, ging aber ganz gelassen den Rand derselben entlang und entschwand bald unseren Blicken.

Nach einer Viertelstunde vernahmen wir einen Schrei, der von der anderen Seite des Gebüsches her ertönte. „Es ist ein Signal, daß er die richtige Spur aufgefunden hat,“ sagte Tigertail, „laßt uns ihm folgen.“ — Wir durchdrangen das Dickicht und gewahrten Wildcat, auf seine Büchse gestützt, unserer Ankunft harrend. Er hatte die Spur gefunden.

Die verfolgten Indianer hatten sich dieser Ruse bedient, um uns irre zu führen, waren von verschiedenen Seiten in die Hammock eingetreten, hatten dieselbe dann in allen Theilen durchstreift, so daß da-

durch ein completes Durcheinander von Fußstapfen entstanden war, und sie zuletzt an einem Orte verlassen, wo das tiefe Wasser alle Spur ihrer Schritte verwischen mußte. Doch Wildcat hatte dieselbe an einem zerknickten Blatte erkannt. — Er lächelte zufrieden, als wir ihn erreichten, und sagte dem Neger Etwas, welches derselbe in seinem gebrochenen Englisch folgendermaßen übersetzte: „Indian can cheat white man, but nebber Indian cheat Indian“ (ein Indianer kann wohl einen Weißen anführen, aber seines Gleichen kann er nicht berücken. Ferner gaben die Häuptlinge uns zu verstehen, daß es jetzt äußerst schwierig werden würde, die Indianer einzuholen, weil diese wüßten, daß sie verfolgt seien; denn sonst würden sie nicht diesen Versuch gemacht haben, ihre Spur zu verbergen.

Gegen ein Uhr Nachmittags meinten die Häuptlinge, daß wir kaum einige Meilen von den Verfolgten entfernt sein könnten, und daß wir uns deßhalb auf ein kleines Scharmützel gefaßt machen müßten; denn obgleich sie nur achtzehn an der Zahl wären, so würden sie doch, wenn wir ihnen zu nahe kämen, ihre Büchsen auf uns abfeuern.

Zwischen vier oder fünf Uhr Abends gelangten wir auf ein Terrain, welches man eine der schlimmsten Stellen nennen konnte, die wir bis jetzt passirt hatten. Vier bis fünf Fuß hohes Wasser bedeckte den schlüpfrigen Boden, vom Winde umgerissene Bäume lagen überall umher, und jenseits des Wassers erstreckte sich ein schilfartiges, mannhohes

Gras, gleichsam eine Einfassung des Sumpfes bildend. Ehe wir uns hineinbegaben, um ihn zu durchwaten, riethen die Häuptlinge, frisches Zündpulver auf die Pfannen der Feuergewehre zu schütten, und nachdem dieß geschehen war, wandten sie sich, auf das vor uns ausgebreitete Schilfgras zeigend, an den Major und sagten:

„Capitain, da sind die Indianer, geht und fechtet mit ihnen.“

Nachdem sie bemerkt hatten, daß der Major sie verstanden, zogen sie sich bis zur Arriere-Garde zurück und nahmen an dem sich jetzt entspinnenden Kampfe nicht Theil, und zwar aus dem Grunde, weil sie, als Verräther an ihrem eigenen Volke, sicher zur Zielscheibe der feindlichen Büchsen gewählt worden wären. Auch hatten sie sich nur verpflichtet, die Truppen zu führen, nicht aber zu kämpfen.

Wir stürzten in den Sumpf, doch kaum hatten wir die Mitte der Pfütze, wo sie am tiefsten war, erreicht, als schon die Büchsen drüben vom Schilf her krachten. Pulverdampf entstieg dem Verstecke; aber dieser war das einzige Zeichen, welches uns verrieth, daß dort der Feind sei, nicht einen einzigen Indianer bemerkte man. Ein lautes Hurrah unsererseits und eine allgemeine Descharge von circa 400 Musketen und Büchsen, auf's Gerathewohl auf das schilfartige Gebüsch gefeuert, folgte dem Angriff. Dann ging's so rasch, als das Terrain es zuließ, auf's Gebüsch los. Einige Schüsse von Seiten der Indianer fielen noch; doch war kein Rother mehr zu finden, als wir

ihren Hinterhalt mit Sturm eingenommen hatten. Nicht einen einzigen todten oder verwundeten Indianer fanden wir bei Durchsuchung des Grases, obschon das Blei von 400 Feuergewehren dahin geflogen war. Desto bedeutender war indeß unser Verlust. Ein Theil der Truppen wurde beordert, die flüchtigen Indianer zu verfolgen, während der andere Theil unsere Todten und Verwundeten aus dem Wasser und Schlamme hervorsuchen sollte. Dieß verursachte große Mühe, da das trübe Wasser die Körper der meisten bedeckte und, nachdem man sich durch das Ablesen der Namen vergewissert hatte, daß keiner fehle, stellte sich unser Verlust auf sechzehn Mann heraus. Nicht Einer war verwundet, von den achtzehn Indianern (die drei Neger mitgerechnet) hatten nur die Schüsse zweier gefehlt, und die Kugeln derjenigen sechszehn, welche getroffen, hatten entweder das Herz, die Kehle oder das Gehirn ihrer Opfer durchdrungen, — kein Schuß hatte bloß verwundet. — Es war dieser Umstand in so fern günstig für uns, weil wir dadurch nicht mit dem Transporte von Schwerverwundeten belästigt wurden.

Während man die Leichen begrub, unterhielt ich mich mit Tigertail über die bewunderungswürdige Geschicklichkeit, welche seine Landsleute im Gebrauche der Büchse sowohl, als auch in der Schnelligkeit ihres Rückzuges gezeigt hatten. Davis stand neben mir, und der Häuptling hatte den rechten Arm auf die Mündung seiner Büchse gestützt; doch bemerkte ich, daß sein Auge unverwandt auf einen Gegenstand

hinter mir gerichtet war. Ich wollte mich wenden, um zu sehen, was er so aufmerksam betrachte, er legte aber seine Hand auf meine Schulter und bedeutete mir, mich nicht zu rühren, richtete dann seine Augen auf das Schloß seiner Büchse und erhob seinen rechten Fuß, aber so allmählich, daß man es kaum bemerkte. Nun setzte er die Zehen auf den Hahn des Gewehrs, der Hahn knackte, dann zog er den Fuß auf dieselbe Weise wieder zurück, und seine Augen waren wieder auf den Punkt hinter mir gebannt. Plötzlich aber warf er den Lauf der Büchse über meine Schulter, das Gewehr knallte, ein durchdringender Schall ertönte vom Schilfe her, ich wandte mich um und erblickte einen Indianer im Wasser zappeln. Der Häuptling hatte ihn nicht gefehlt, die Kugel war in's Auge eingedrungen und am Hinterkopfe herausgekommen. Es ergab sich, daß diesem Indianer durch eine Musketenkugel der Schenkel zerschmettert worden war, und daß er, da die präcipitante Flucht seiner Kameraden es nicht erlaubte, ihn von dannen zu tragen, sich im Schilfe verborgen hatte. Aber das Adlerauge des Häuptlings hatte ihn in seinem Schlupfwinkel gewahrt und seine Kugel ihm den Garaus gemacht.

Nachdem die Todten beerdigt waren, setzten wir unseren Marsch fort, und da die Nacht schon eingebrochen, so campirten wir auf einem trockenen Platze, eine halbe Meile vom Sumpfe entfernt. Die Häuptlinge meinten, daß auch die verfolgten Indianer während der Nacht bivouaquiren würden, weil es auch

ihnen unmöglich wäre, in der dunkeln Nacht ihren Weg zum Lager des Sam Jones zu finden. Sie behaupteten ferner, daß diese achtzehn Indianer wahrscheinlich auf der Jagd begriffen gewesen seien, als wir ihre Spur entdeckt hätten, sie würden nun Sam Jones von unserem Heranrücken benachrichtigen, weßhalb wir gewiß eine verzweifelte Gegenwehr von ihm zu erwarten hätten.

Am nächsten Morgen, noch vor Sonnenaufgang, brachen wir auf und mußten, um die Spur der flüchtigen Indianer wieder aufzufinden, zu dem Orte, wo das Scharmützel stattgefunden hatte, zurückkehren. Hier erblickten wir jedoch eine betrübende Scene. Unsere Todten hatten wir, wie schon erwähnt, in den Morast versenkt, weil fester Boden nicht zu finden war, aber die hier hausenden Alligatoren hatten sich während der Nacht darüber hergemacht. Hier sah man ein zernagtes Bein, dort einen angefressenen Arm, drüben eine Leiche, deren Gesicht von den gefräßigen Thieren halb verzehrt war; einem anderen todten Körper war der Bauch geöffnet, und die Eingeweide lagen, Ekel erregend, rings um ihn her, zerfleischte Glieder waren überall verbreitet. Es bot dieß einen schauderhaften Anblick dar.

Gern hätten wir verweilt, um die zerstümmelten Reste der Gefallenen zu sammeln und ihnen ein anständiges Begräbniß zu geben, aber in diesem Falle mußten wir auf den Erfolg unseres Unternehmens ganz verzichten; denn von der Schnelligkeit, mit der wir den fliehenden Indianern auf dem Fuße in ihr Versteck,

das Lager des Sam Jones, folgten, hing das glückliche Resultat unserer Expedition ab. Mit Bedauern wandten wir unsere Blicke von dem schauderhaften Gegenstande. Die Häuptlinge fanden bald die Spur der fliehenden Indianer, und nun ging's weiter. Die Truppen, welche sich jetzt dem Ziele ihrer Mühsale nahe glaubten, strengten ihre ganze Kraft an, die Moräste zu durchwaten, über Baumstämme zu klettern, ihren Weg durch hohes Gras und Schilf zu bahnen, kurz, wir blieben kaum eine halbe Meile hinter den Fliehenden zurück, deren Zurufungen wir zuweilen deutlich vernehmen konnten, weil sie jetzt, da es zu spät war, sich nicht mehr bestrebten, uns ihre Spur zu verbergen.

Gegen Mittag kamen wir an einen von Gebüsch freien Platz und eine Stunde später an die natürlichen Bollwerke, welche den Zufluchtsort des Sam Jones umgaben.

Aber welch ein Anblick, die Natur hatte hier nicht gewaltet, sondern getobt. Es schien, als wenn der Herr, unzufrieden mit seinem Werke, mit verheerendem Arm diesen Theil seiner Schöpfung wieder vernichtet habe. Keine Worte reichen hin, den Eindruck zu schildern, welchen diese entsetzliche Wüstenei auf den Betrachter machte. Es war, als wenn eine allmächtige Hand einen ganzen Wald riesiger Bäume bei den Kuppen zusammengerafft und mit Wurzeln und Erdreich hierhin geschleudert hätte. Trübes schlammiges Wasser bedeckte den Boden, gewaltige Stämme,

deren Rücken aus dem vier Fuß tiefen Wasser hervorragten, lagen wild über- und durcheinander umher. Viele waren wie schwache Rohre in der Mitte geknickt, und die Spitzen ihrer Zweige berührten den Boden, während Rankengewächse an den verdörrten Stämmen emporwuchsen. Andere waren ganz aus der Erde gerissen, hingen, die Kuppen nach unten gekehrt, mit ihren zähen Wurzeln in den Aesten kleinerer Bäume und drohten jeden Augenblick den Eindringer in dieses Chaos durch ihren Fall zu zerschmettern. Ein gewaltiger Orkan oder Wirbelwind mußte vor Jahren seine volle Kraft an dieser Stelle erschöpft haben. Hie und da waren durch das Entwurzeln der riesigen Cypressen und Sumpfeichen*) Löcher entstanden, in welche unsere Leute, nichts ahnend, bis über den Kopf einsanken. Alligatoren und Eidechsen hüpften alsdann gestört aus ihren schlammigen Lagerstätten. Nur Schlangen und Kröten schienen nebst dem genannten Ungeziefer hier zu wohnen. Man konnte das Ganze ein Bild der Zerstörung nennen. Das Wasser war überall mit einer schmuzig grünen Decke überzogen; wo die vor uns fliehenden Indianer aber durchgewatet waren, zog sich ein trüber Streifen in das Innere der Schlucht und wahrscheinlich nach dem Wohnorte der Seminolen zu.

---

*) Sumpfeiche oder Swamp-oak, der botanische Name ist mir nicht bekannt.

Diesem Streifen folgten wir, weil man mit Gewißheit annehmen konnte, daß der verfolgte Bowlegs mit den Seinigen nur die gangbarsten Stellen des Bollwerks ausgewählt haben werde.

Doch folgte nur die Hälfte unserer Truppen dieser Hauptspur, denn die andere war unter dem Befehl des Major Graham, von einem der Indianer-Häuptlinge begleitet, detachirt worden, um wo möglich die auf der Insel verschanzten Indianer im Rücken anzufallen. Dieser Theil mußte einen Umweg machen, um von der anderen Seite auf die Insel zu gelangen, er kam daher auch nicht zur selben Zeit mit uns daselbst an.

Die Musketiere hatten ihre Patronentaschen und die Büchsenmänner ihre Pouches auf dem Kopfe befestigt, damit die Munition nicht durchnäßt werde. So ging's denn den Indianern nach. Unsere Leute zeigten eine außerordentliche Emsigkeit, das coupirte Terrain zu durchdringen; hie und da blieb wohl Einer in den Baumwurzeln stecken, so daß er nur durch Hülfe seiner Gefährten wieder aus seiner Klemme befreit werden konnte, auch fiel Mancher in die schon erwähnten fatalen Löcher, so daß die schleimigen Wellen über sein Haupt zusammenschlugen; doch kamen wir trotz so vielen Hindernissen vorwärts. Schon hörten wir den Knall der indianischen Büchsen, deren Abfeuern dem Sam Jones eine Warnung vor drohender Gefahr, eine Anzeige von unserem Herannahen sein sollte; ja wir erblickten sogar einige Gestalten der hin-

tersten Rothen, wie sie gewandt über die riesigen Baumstämme stiegen. Immer weiter schritten wir vor, bis wir unseren Fuß auf festen Boden, auf die Insel des Seminolen-Häuptlings, setzten.

Zwanzigster Abschnitt.

Früh Morgens desselbigen Tages, an welchem wir trotz aller Hindernisse das Bollwerk der Veste des Sam Jones durchdrangen, herrschte auf der Insel selbst eine ungewöhnliche Bewegung unter den Seminolen. Diese Aufregung war indeß nicht durch unser Herannahen verursacht, denn davon waren sie bis jetzt noch nicht in Kenntniß gesetzt worden, sondern sie hatte einen anderen Grund.

Dieser Tag war nämlich dem großen Geiste geweiht. Den Seminolen, welche diese fruchtbare Oase zu ihrem Zufluchtsorte gewählt hatten, war es gelungen, eine Ernte zu Stande zu bringen, und nachdem sie die letzten Maisähren und Bumkims eingesammelt hatten, setzte ihr Prophet diesen Tag fest, dem Gotte für seine Wohlthaten zu danken. Bowlegs, der Verwandte des Sam Jones, war einige Tage vorher mit den beßten Kriegern abgeschickt worden, um das zur würdigen Feier des Festes nöthige Wild zu schießen; denn, da man durch den Verrath des Negers, dessen

ich schon erwähnt habe, einen baldigen Angriff von den Weißen befürchtete, so wagten sich nur die schlauesten Krieger aus dem Lager, indem Unvorsichtigkeit oder Unklugkeit ihren versteckten Aufenthalt den Weißen offenbaren konnte.

Die abgesandte Jagdpartie fand indeß kein Wild in der Nachbarschaft ihrer Oase. Sie schlug deßhalb eine nördliche Richtung ein, kam in die Nähe von Camp Mule, gewahrte den Schimmer unserer nächtlichen Wachtfeuer und wußte, daß ihr Gefahr drohe. Es waren, wie unsere Führer richtig behauptet hatten, die Spuren Bowlegs und seiner Krieger, die wir, kurz nachdem wir von Camp Mule aufgebrochen waren, auf der großen Ebene entdeckten.

Bowlegs sollte schon am Tage vorher mit seinen Leuten zum Lager des Sam Jones zurückkehren, um an dem Erntefeste Theil zu nehmen; jetzt aber war die Sonne schon längst aufgegangen und er noch nicht erschienen. Der ganze Stamm war bereits auf dem von Maispflanzen gereinigten Kornfelde in der Mitte der Insel versammelt. Im Mittelpunkte des Feldes stand eine ungeheure Lebenseiche, unter deren Wurzeln man eine Höhle bemerkte, in welcher die den Indianern heilige Schlange hauste. Unfern dieses Baumes brannte ein großes Feuer, um welches die Seminolen einen Reigen gebildet hatten; den Tanz aber durften sie nicht beginnen, so lange noch einer ihrer Häuptlinge fehlte. Männer und Weiber hatten ihre wenigen Kleider, die sie sonst zu tragen pflegen, abgelegt, und die Krieger waren mit dem ätzenden Safte

einer Pflanze, die hier sehr häufig ist, auf eine groteske Art bemalt. Zwei junge Indianer-Mädchen unterhielten das Feuer, denn dieses durfte während der Feierlichkeit nicht erlöschen, das Schicksal des ganzen Stammes hing davon ab.

Sam Jones trat endlich, nachdem man noch einige Stunden auf das Erscheinen des Häuptlings Bowlegs geharrt hatte, in die Mitte des Kreises und redete seinen Stamm an.

„Der große Geist," sprach er, „hat schon längst seinen Kindern gezürnt. Früher hat er das Wild vor die Mündungen der Büchsen seiner rothen Kinder geführt. Unsere Brüder irren aber jetzt schon seit einigen Tagen draußen umher, und noch haben ihre Kugeln das Herz eines Hirsches nicht durchbohren können."

„Einer unserer beßten Krieger, der schwarze Abraham, erschlägt seinen Freund, seinen rothen Waffenbruder, und statt sein Leben als eine Sühnung unserem Gotte anzubieten, wie es einem Krieger ziemt, entfleucht er dem rächenden Tomahawk, begiebt sich zu den blassen Gesichtern und verräth seine Wohlthäter. Daß solche Greuel unter uns stattgefunden haben, hat den großen Geist empört. Die Büchsen unserer Krieger werden ihnen den Dienst versagen, das Wild wird ihren Schritten fliehen, die Gewehre der Weißen werden ihren Busen finden, wenn wir nicht den großen Geist versöhnen."

„Laßt uns deßhalb, meine Brüder, den Propheten befragen, welches Opfer ihn sühnen kann."

Der schwarze Abraham, dessen ich früher schon

bei einer Berathung der Häuptlinge erwähnt habe, und der die Greuelthat, welche den großen Geist dermaßen erzürnt, begangen hatte, war, wie der Leser bereits errathen wird, derselbe Neger, der unsere Truppen führte. Im Streite hatte er einen indianischen Krieger erschlagen, und nach den Gebräuchen jener Völker erfordert eine solche That eine Sühne, die in dem freiwilligen Tode des Mörders besteht. Sehr häufig wird derselbe aber, wenn er sich dazu versteht, die Witwe oder Tochter des Erschlagenen zu ehelichen, von den nächsten Verwandten begnadigt. Selbst wenn der Thäter schon verheirathet ist, ist es ihm erlaubt, seine Frau zu verstoßen, damit er sich mit der Anverwandten des Erschlagenen verbinden kann. Das verstoßene Weib wird alsdann statt seiner das Opfer der Blutrache.

Abraham hatte indeß als Neger wenig Aussichten auf Begnadigung von Seiten der Verwandten. Weil, wie schon bemerkt, diese einzig und allein über das Leben oder den Tod des Mörders bestimmen können, zog der Schwarze es vor, sich der Strafe zu entziehen, und flüchtete sich in die nächste Garnison der Truppen; und da er befürchtete, man möchte ihn hier wegen seiner früher begangenen Grausamkeiten zur Rechenschaft ziehen, beschloß er, durch den gegenwärtigen Dienst alles Vergangene aufzuwiegen, indem er uns den Zufluchtsort des Sam Jones verrieth.

Es ist unter den Indianern ein außergewöhnlicher Fall, daß sich ein Krieger der Sühnung eines solchen Verbrechens durch die Flucht entzieht. Hier aber

hatte ein analoger Fall wirklich stattgefunden. Die Verwandten des Erschlagenen verlangten ein Opfer, denn so lange der Gemordete nicht auf die besagte Weise gesühnt war, konnte er, nach ihrem Glauben, die heiligen Jagdreviere, die jedes gestorbenen Indianers harren, nicht betreten. Der große Geist war durch diese Schandthat erzürnt, die den Rothen heiligen Gebräuche waren verletzt; deßhalb forderte der Gott eine Sühne und verlangten die Angehörigen ein blutiges Opfer.

Nur der Prophet, welcher mit dem großen Geiste in mittelbarer Beziehung steht, konnte bestimmen, wer dem Verstorbenen durch seinen Tod eine Sühne werden sollte.

„Unser Prophet ist alt und schwach,“ fuhr Sam Jones fort, „bald wird ihn der Donnergott zu sich rufen. Schon jetzt kämpft er mit dem Tode. Laßt uns daher seine wenigen Stunden noch benutzen und durch ihn erfahren, was unseren Gott auszusöhnen vermag.“

Vier Krieger brachten alsdann auf einer Tragbahre, von Stäben und Flechtwerk verfertigt, den achtzigjährigen Propheten in die Versammlung. Wie leblos lag der alte Indianer auf der Bahre hingestreckt, kein Glied rührte sich, die Augen waren geschlossen, und nur das kaum merkliche Heben der eingefallenen Brust zeigte an, daß sein Lebensfunke noch nicht erloschen sei. Kein Fleisch war unter der zusammengeschrumpften, braungelben Haut, sie bedeckte ein lebendiges Gerippe. Nur das lange Haar schienen die achtzig Winter, die der Alte schon durchlebt hatte, nicht berührt zu haben; denn dieses war noch kräftig

und pechschwarz. — Auf das Flechtwerk hingestreckt hatte der Körper mehr das Ansehen einer ägyptischen Mumie, als das eines lebenden Menschen.

„Vater der Seminolen," redete Sam Jones, vor die Bahre hinknieend, den Achtzigjährigen an, „Deine Kinder bedürfen Deines weisen Rathes, lasse ihnen denselben zu Theil werden, ehe Dein Fuß die ewig grünen Jagdreviere betritt."

Doch der Alte regte sich nicht, — ein kaum sichtbares verächtliches Lächeln aber glaubte der Häuptling um die Lippen des Propheten zu bemerken.

„Sieh, Deine Kinder sind rings um Dich versammelt und harren ängstlich Deiner Antwort," fuhr er, seine Bitte wiederholend, fort.

Da schlug der Prophet die Augen auf. Zwei Krieger sprangen herbei und brachten ihn in eine sitzende Stellung. Verächtlich betrachtete er dann den Häuptling und sprach mit zitternder, aber vernehmlicher Stimme:

„Wenn Sam Jones den Rath des Propheten ehrt, wie er seine Büchse und den Tomahawk liebt, warum hat er denn den Wigwam des Propheten in den Besitz der Weißen gelangen lassen? Warum hat er die blühenden Hammocks nicht vor den frechen Eindringern geschützt? Warum hat er den Vater der Seminolen in diese Wüstenei gebracht, wo seine Knochen den Alligatoren bald zur Beute dienen werden? Konnte er seinen Propheten nicht vor Beschimpfung sichern, konnte er ihn nicht gegen die frechen blassen Gesichter schützen? Warum hat er müßig zugeschaut, als die

Weißen seine Brüder bei Ocochobee niedermetzelten? Wollte das Pulver seiner Pfanne da nicht brennen, oder hatte der böse Geist die Kugeln aus seiner Jagdtasche gestohlen?"

Die Augen des Häuptlings funkelten, als er diesen Vorwurf hörte. Der Alte aber fiel wieder in seine liegende Stellung zurück, während die Krieger ihre Trauer über den Unwillen des Propheten durch feierlichen Ernst, die Weiber aber durch lautes Wehklagen zu erkennen gaben.

„Kinder," hob er, sich jetzt allein aufrichtend, wieder an, „ich kann Euere Augen nicht feucht sehen, ich vermag nicht, das Wehklagen meiner Töchter anzuhören. Führt mich zu der heiligen Schlange, da werd' ich Euch sagen, welch Opfer den erzürnten Geist versöhnen kann."

Man führte den Propheten jetzt zur großen Lebenseiche, unter deren Wurzeln die Schlange hauste. Dieses Thier wurde von den Indianern regelmäßig gefüttert, und obgleich es nur eine gewöhnliche schwarze Schlange (black snake) war, so hatte doch die gute Pflege auf die Dimensionen derselben eine solche Wirkung gehabt, daß sie in der Größe mit der ältesten Klapperschlange sich hätte messen können. Sie sollte, so glaubten die Seminolen, mit dem großen Geiste in Verbindung stehen und seinen Willen dem Propheten mittheilen; auch knüpfte sich hieran noch die Sage, daß die Indianer erst dann aus Florida vertrieben werden könnten, wenn die heilige Schlange auf irgend eine Weise um's Leben gekommen sei. Man

führte den Alten vor die Oeffnung ihrer Höhle, und bald kroch die Schlange aus ihrem Schlupfwinkel. Zischend erhob sie ihr Haupt beim Erblicken des Propheten, krümmte den schwarzen Leib und sprang auf ihn zu. Dieser aber wehrte mit einer Gewandtheit, welche man bei dem Alten, der sich auf einer Bahre hatte herbringen lassen, nicht erwartet hätte, den Angriff ab und faßte das Thier ungefähr sechs Zoll unterhalb des Kopfes. Die Schlange wand nun ihren schlüpfrigen Leib um seine dürren Glieder und drohte sie zu zerbrechen, während sie ihren Hals vergebens aus dem Griffe des Indianers zu befreien strebte. Ihrem Rachen entquoll weißer Schaum, die gespaltene Zunge schoß zischend umher, und ihre rothen Augen leuchteten. Aber der Prophet handhabte sie so gut und kam ihren Bewegungen so geschickt zuvor, daß sie nicht im Stande war, ihm einen Biß beizubringen. Bald brachte er ihren Rachen an sein Ohr, bald in die Nähe seines Mundes, so daß der weiße Geifer sein Antlitz bespritzte. — Dann befreite er sich aus ihren Ringen und schleuderte sie von sich. Besiegt zog sich das Thier in seine Höhle zurück.

„Der große Geist hat mir offenbart, wer den Mord Eures Waffenbruders sühnen soll,“ sprach der Prophet. „Er hat mir kund gethan, wodurch Ihr seinen gerechten Zorn abwehren könnt. Er sagt: Schwarz ist die That, schwarz soll das Opfer sein.“

Dann sank der Alte erschöpft auf die Bahre, während die Krieger sich verwundert anschauten, ein-

ander fragend, was wohl der Sinn dieser Worte sein könne.

„Noch einmal bemühe Dich, Vater der Seminolen," sprach endlich Sam Jones, „und sage uns, wer das Opfer ist, denn Du bist weise, Deine Kinder aber sind thöricht."

Wieder raffte sich der Alte auf, und mit den Worten: „Schwarz ist die That, schwarz soll das Opfer sein," stürzte er sich auf den ihm zunächst stehenden Neger, ergriff ihn bei den Haaren und warf ihn mit einer Kraft zu Boden, die einem der Krieger keine Unehre gemacht haben würde. Dann aber sank er selbst nieder, erschöpft von der ungewöhnlichen Anstrengung; denn er hatte seit Jahren sein Lager gehütet. Einige Krieger sprangen herbei, um ihn aufzurichten, aber Todeskrämpfe durchzuckten seine Glieder, er verschied in ihren Armen.

Der plötzliche Tod des Propheten, der schon lange nahe bevorgestanden hatte, jetzt aber durch die ungewöhnliche Anstrengung einige Wochen oder Tage früher herbeigeführt worden war, verlieh der Scene einen schauerlichen Ernst. Die Krieger glaubten den Finger des großen Geistes in der tragischen Katastrophe zu erkennen, und schweigend waren ihre Blicke auf die verehrten Ueberreste ihres Propheten fixirt. Der erschrockene Neger richtete sich vom Boden wieder auf, doch kaum hatte er dazu Zeit gehabt, als Sam Jones, wie ein Tiger, der auf seine Beute springt, über ihn herfiel, ihn zur Erde riß und seinen Fuß auf des Negers Brust pflanzte.

„Krieger, der große Geist hat uns seinen Willen durch den sterbenden Mund unseres Propheten zu erkennen gegeben. Hier ist das Sühnungsopfer. Laßt uns sein Gebot erfüllen, damit er wieder lächelnd auf seine rothen Kinder herabschaue."

Ein lautes Freudengeschrei folgte seinen Worten, der Neger wurde gebunden, man tanzte den Kriegstanz um das Feuer und schritt dann zur Execution des Opfers.

Ein Tod, der durch Martern und Foltern aller Arten gegeben wird, ist einem indianischen Krieger der ehrenvollste, wird selbst dem Tode auf dem Schlachtfelde vorgezogen und ist dem großen Geiste am angenehmsten. Aus diesem Grunde glaubten die Indianer das durch den Propheten bezeichnete Opfer ihrem Gotte nicht würdevoller darbringen zu können, als wenn sie es durch schreckliche Folter abschlachteten.

Der Prophet hatte in der Wahl desselben sehr weise gehandelt. Der Neger, welcher den Verrath des schwarzen Abrahams büßen sollte, war kein anderer als der entlaufene Jacob, der Diener des jungen Lieutenants, dessen unglückliches Ende in einem früheren Kapitel beschrieben worden ist. — Hätte der alte Wahrsager einen indianischen Krieger bezeichnet, so würden seine Freunde ihm wahrscheinlich zur Seite gestanden, die Unfehlbarkeit des Orakels bezweifelt haben, und es wären Zwistigkeiten unter dem Stamme entstanden. Indem er aber einen Neger wählte, der beinah noch fremd in dem Stamme war, also noch wenig Freunde haben konnte, beugte er allen Uneinigkeiten

vor und fachte den gesunkenen Muth der Krieger durch die Aussicht auf die Wiederkehr der Gunst des großen Geistes wieder an.

Wie gesagt, der Neger sollte durch Martern zum Tode gebracht werden, und ohne Verzug wurden denn auch gleich Anstalten zu der grausamen Tortur getroffen.

Man band den Unglücklichen an einen Baum von ungefähr anderthalb Fuß im Durchmesser. Aufrecht stehend ruhte sein Rücken am Baume, seine Arme wurden zurückgebogen und an der anderen Seite des Stammes mit hirschledernen Riemen zusammengeschnürt. Auch um die Brust, um die Kniee und Fußknöchel legte man straff gezogene Banden, so daß er kein Glied, kaum eine Muskel regen konnte. Dann grub man ungefähr einen Fuß tief die Erde unter seinen Füßen weg und legte im Feuer erhitzte platte Steine unter dieselben, so daß sie dadurch auf die qualvollste Weise langsam geröstet wurden. Den Weibern lag dieses Geschäft ob, welchem sie sich auch mit Freuden unterzogen; die männliche Jugend des Stammes aber war gleich beim Anfange der Execution zu ihren Wigwams gelaufen, um Bogen und Pfeile herbeizuholen, zu dem Zwecke, sich auf die lebendige Zielscheibe zu versuchen.

Ein alter Krieger maß den Indianerbuben eine Distanz von circa dreißig Schritten ab, und von diesem Punkte aus flogen nun die zugespitzten, hölzernen Pfeile, die wohl verwunden, aber nicht tödten konnten, auf das Opfer. Die Krieger standen dabei,

tractirten jeden, der den Neger verfehlte, mit Hieben und lobten denjenigen, dessen Pfeil so traf, daß er im Fleische des Gemarterten stecken blieb. Auf jeden Angst- und Schmerzensschrei, den derselbe ausstieß, erfolgte ein kaum bemerkbares Lächeln der Krieger, die Buben aber äfften das Wehklagen des Unglücklichen nach, oder jauchzten laut auf. Die Weiber machten sich ein Vergnügen daraus, dann und wann den Pfeil des beßten Schützen im Feuer anzubrennen, um die Tortur zu erhöhen, während die Krieger, die als Zuschauer überall umhergelagert waren, ihren Beifall über jede neue Erfindung zu erkennen gaben.

Diese Schießübungen mochten wohl eine volle Stunde gedauert haben, und Sam Jones befahl jetzt den Weibern, ihre Messer zu holen, Einschnitte in das Fleisch des Negers zu machen und die dadurch entstandenen frischen Wunden mit glühenden Kohlen auszubrennen. Die Squaws (Weiber) schickten sich an, dem Befehle Folge zu leisten, doch kaum hatte man den Anfang mit dieser schrecklichen Folter gemacht, als draußen Schüsse fielen. Ganz in der Nähe Knall auf Knall, es waren die Signalschüsse Bowlegs, ein Warnungszeichen vor unserem Herannahen.

Bestürzt sprangen die Krieger zu ihren Wigwams, um die zurückgelassenen Büchsen zu ergreifen, und umringten dann ihren Anführer. Aber kaum hatten sie Zeit gehabt, ihre Feuergewehre zu laden, als schon Bowlegs mit seinen Kriegern vor ihnen stand.

„Zur Wehr, Ihr Krieger, der Feind ist in der Nähe, die Weißen folgen mir auf dem Fuße, schon jetzt können sie unsere Insel an jener Seite betreten haben.“

Ein gellender Kriegsruf der Seminolen war die Antwort, und unverzüglich wollten sie sich auf die kühnen Eindringer stürzen; aber Sam Jones hielt sie zurück, indem er sagte:

„Krieger, die Weißen haben schon Fuß auf unserer Insel gefaßt. Auf festem und trockenem Boden können sie wohl fechten, der schlaue Krieger aber greift sie da an, wo ihre plumpen Füße im Schlamme stecken bleiben. Folgt mir!“

Der Haufe folgte ihm, und die Seminolen verließen die Insel auf der entgegengesetzten Seite, als von welcher wir sie betreten hatten, um auf dem schon beschriebenen Terrain, welches die Oase umgab, durch ihre Kenntniß der Oertlichkeit, so wie durch überlegene Gewandtheit in ihren Bewegungen, in dem jetzt folgenden Kampfe größeren Vortheil über uns zu erlangen.

Einundzwanzigster Abschnitt.

Unsere Abtheilung betrat an drei verschiedenen Stellen, in einer Entfernung von zwei- bis dreihundert Schritt, die Insel der Seminolen, und jede einzelne Compagnie stürmte raschen Schrittes auf das Kornfeld zu, welches die Rothen eben verlassen hatten. Einige Kugeln wurden den hintersten noch nachgesandt, dann aber ging's wieder in das Wasser, hinter ihnen her. Anfangs zogen sie sich zurück, ohne einen einzigen Schuß zu thun; als sie aber die schwierigste Stelle des Morastes erreicht hatten, zeigten sie uns die Mündungen ihrer Büchsen. Ein Warhoop von ihrer Seite und ein lautes Hurrah von unseren Leuten verkündete, daß beide Theile von Kampflust beseelt waren. Der dumpfere Knall der Musketen wechselte mit dem scharfen Gekrach der Büchsen. Lautlos sanken tödtlich getroffene Weiße hie und da zu Boden, während jedesmal ein gellender durchdringender Schrei verkündete, daß unsere Kugeln einen Indianer in dem Schlamm begraben hatten. Der Kampf war gleich verderblich

für beide Theile, denn die Indianer hatten dießmal weder den Vortheil einer Ueberraschung, noch Zeit gehabt, sich Verstecke zu wählen, woraus sie mit Sicherheit die Weißen auf's Korn nehmen konnten. Ihre Ruhe und kalte Ueberlegung, welche sie sonst zu zeigen pflegen, war durch diesen unverhofften Angriff ganz verschwunden, sie pflasterten nicht einmal ihre Büchsen und zielten so schlecht, daß manche Kugeln fünf bis sechs Fuß über uns in die Baumstämme schlugen. Dessenungeachtet wurden doch viele Schüsse von beiden Seiten fatal, und schon waren einige Stellen des dicken schlammigen Wassers roth gefärbt. Je eifriger wir auf die Indianer eindrangen, desto vorsichtiger zogen sie sich zurück, so daß sich wahrscheinlich das Scharmützel so lange hingezogen haben würde, bis die Nacht den Rothen Gelegenheit dargeboten hätte, zu entkommen, wenn nicht die Ankunft des anderen Detachements unter Befehl des Major Graham im Rücken der Seminolen den Kampf entschieden hätte. Diese Abtheilung hatte einen Umweg gemacht, um von der entgegengesetzten Seite auf die Insel zu gelangen (es war dieselbe, von wo die Seminolen sie verließen), durch welchen Umstand die Rothen sich jetzt zwischen zwei Feuer versetzt sahen. Man forderte sie auf, sich zu ergeben, aber nein, der heiße Kampf hatte ihre wilde Wuth entflammt, sie schossen auf die Leute, die mit grünen Zweigen, als Friedenszeichen, auf sie zugingen. Da drangen wir von Neuem auf sie ein, auch das andere Detachement rückte vor, und bald wurde man handgemein. Es wurde nicht mehr

gefeuert. Bayonnett gegen Tomahawk, Messer gegen Messer war jetzt die Losung. Die gestählten Nerven der Amerikaner und Iren versuchten sich mit indianischer Gewandtheit. Die Wuth der Seminolen war so groß, daß sie selbst noch sterbend in die Bayonnette bissen, die ihre Brust durchbohrt hatten. Hoch spritzte das schlammige Wasser empor, wenn zwei Kämpfende fest umschlungen niederstürzten, dann und wann ragten ihre Körper aus dem Schlamme hervor, bald war der Weiße oben, bald der Rothe, bis endlich ein glücklicher Stoß des Messers einen der Ringer erkaltete. Ein stämmiger Ire rang mit einem riesigen Indianer. Der Seminole war gewandt und der Weiße stark, schon bluteten Beide aus vielen Messerwunden, als der Ire den Rothen bei der Kehle faßte und nun die Finger seiner nervigen Faust dermaßen zusammenkrallte, daß alle Anstrengungen des Indianers vergeblich waren, den Griff zu lösen; bald über Baumstämme fallend, bald sich im Schlamme wälzend, tummelten sie sich herum, bis endlich der Rothe erdrosselt zu Boden sank. Ein Franzose kämpfte mit einem Neger. Ersterer versetzte dem Schwarzen eine tödtliche Brustwunde. Beide fallen nieder, und der Weiße kömmt unglücklicher Weise unten zu liegen. Der Franzose strengt alle seine Kräfte an, den Schwarzen von sich abzuwerfen, doch war der Halt des sterbenden Negers so fest, daß er sich nicht von seiner Last befreien konnte, sondern, unter dem todten Schwarzen liegend, im Schlamme ersticken mußte.

Dort, an einer Stelle, wo das Wasser weniger

tief war, sah man einen Häuptling sich verzweifelt gegen drei Weiße vertheidigen. Den eben gebrochenen Stiel seines Tomahawk hielt er noch in der Linken, während er, das lange Bowie-Messer in der rechten Hand, sich gegen Drei mit der Wuth eines Tigers wehrte. An der schwarzen wallenden Feder, die in seinem Kopfputze befestigt war, erkannte man den Chef der Seminolen, Sam Jones. — Weit holt einer der Soldaten aus, um das mörderische Bayonnett in seiner Brust zu begraben, doch ehe noch der Stahl den Häuptling berührt, hat schon sein langes Messer die Kehle des Weißen durchschnitten. Aber in demselben Augenblicke trifft ihn ein Kolbenschlag, betäubt stürzt er zu Boden, doch auch jetzt endet seine Wehr nicht, sein Messer verwundet noch einen Anderen, bis ein zweiter Schlag der gewichtigen Muskete ihm das Bewußtsein nimmt. Mehre Soldaten fallen nun über ihn her, und gefangen wird er vom Kampfplatze geführt.

Die Indianer waren indessen fern davon, sich durch die Gefangennehmung ihres Häuptlings entmuthigen zu lassen, vielmehr schien dieser Unfall ihre Erbitterung zu steigern; doch steckte ein sonderbarer Umstand dem furchtbaren Gemetzel ein Ziel.

Auf dem Stamme einer riesigen Cypresse, die ungefähr in der Mitte des Getümmels im Wasser lag, gewahrte man plötzlich die zwei Indianer-Häuptlinge Wildcat und Tigertail. Sie trugen einen schwarzen Gegenstand zwischen sich, den die feindlichen Indianer, sobald die genannten Häuptlinge ihre Aufmerksamkeit durch

Zurufungen auf sich gezogen hatten, für die heilige Schlange erkannten. Aber das Thier war todt. Davis hatte den glücklichen Einfall gehabt, diese letzte Hoffnung der Seminolen zu vernichten, glaubend, dadurch die Indianer zu bewegen, der ferneren Gegenwehr zu entsagen. In Begleitung des Negers Abraham, der die Localitäten der Insel kannte, hatte er sich an die Höhle der Schlange begeben, wo es ihm bald gelungen war, ihr eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Unsere Häuptlinge hatten dann das Thier ergriffen und zeigten es jetzt den streitenden Seminolen, mit den Worten:

„Der große Geist hat beschlossen, seine rothen Kinder aus den Hammocks und Wäldern Florida's zu verbannen. Durch seine Propheten hat er ihnen sagen lassen, daß sie sich, sobald dieß Unterpfand seiner Gunst getödtet sei, andere Jagdreviere suchen sollten. Leistet dem Wahrzeichen Folge, wenn Ihr hoffet, je den ewig blühenden Wohnsitz Eurer Väter zu betreten."

Jammernd betrachteten die Seminolen ihren todten Götzen, den die Häuptlinge jetzt verächtlich über den Baumstamm geworfen hatten. Der Kampf war beendigt, verzweifelnd warfen die Krieger ihre Büchsen, Tomahawks und Messer von sich und überließen sich ganz ihrem Schmerze. Nur Bowlegs mit einigen wenigen (ungefähr sechszig) Kriegern ergab sich nicht; doch setzte er den Kampf nicht fort, sondern fand Gelegenheit, sich während des jetzt erfolgenden Waffenstillstandes aus der Klemme zu ziehen. Da die Nacht

mittlerweile eingebrochen war, so konnte man ihn nicht verfolgen.

Die Waffen der gefangenen Indianer wurden jetzt dem Gewahrsam einer Wache übergeben. Dann aber mußte eine traurige Pflicht erfüllt werden, nämlich die Gefallenen aus dem Schlamme hervorzusuchen und die Verwundeten auf trockenen Boden zu bringen. Fackeln wurden zu diesem Zwecke aus brennbarem Holze angefertigt, Bäume umgehackt und darauf mächtige Feuer angezündet, so daß der Kampfplatz bald hell erleuchtet wurde.

Da bot sich uns denn manch gräßlicher Anblick dar. Viele Soldaten fand man bereits erblichen, die, wie sich bei näherer Untersuchung ergab, keine tödtlichen Wunden empfangen hatten, sondern, vom Blutverlust überwältigt, niedersanken und im Wasser ersticken mußten. Andere waren mit unzähligen Schnittwunden bedeckt und verschieden in unseren Händen. — Man fand einen Weißen und einen Rothen nebeneinander todt hingestreckt; Ersterer hatte dem Indianer das Bowie-Messer in die Brust gestoßen, während der Rothe seinem Gegner mit den Zähnen die Kehle zerfleischt hatte. Mit Mühe holte man zwischen verzweigten Cypressenwurzeln die Leichname indianischer Krieger hervor, die, in eine solche Klemme gerathen, mit den Kolben erschlagen worden waren. Einige Stellen des trüben Wassers waren roth gefärbt, die todten Körper von Indianern und Weißen lagen über- und untereinander. Hier ragte bloß das todtenblasse Gesicht eines Verwundeten aus dem Schlamme, dort bedeckte das Wasser

eine Leiche, von der nur die Füße, auf einem daneben liegenden Stamme ruhend, sichtbar waren. Drüben lag ein Mann, der, tödtlich getroffen, mit dem Gesichte der Erde zugekehrt, niedergesunken war; nur sein aus dem Wasser hervorragender Tornister zeigte uns an, daß man auch ihn unter die Verblichenen zählen könne. Einen Neger fand man wörtlich an einen Baum gespießt. Ein Bayonnett hatte Kehle und Hals durchbohrt, war noch tief in einen Baum hinter ihm eingedrungen und dann abgebrochen. Die Klagen der Verwundeten ertönten überall, während die rothe Beleuchtung der Feuer und Fackeln dem öden, wilden Orte etwas Fürchterliches, ja Grauenhaftes verlieh.

Den größten Theil der Nacht brachte man mit dem Suchen und Fortschaffen der Leichen und Verwundeten zu, und nachdem man die Namen in den verschiedenen Compagnieen abgelesen hatte, stellte sich unser Verlust auf dreißig Todte und sechszig Verwundete heraus, von welchen Letzteren aber nur zwanzig gefährlich verletzt waren. Der Verlust der Seminolen betrug ungefähr vierzig Todte und weniger Verwundete.

Am folgenden Tage wurden unsere Leichen beerdigt, und da die Truppen noch Lebensmittel besaßen, so beschloß Major Belknap auch noch einen anderen Tag zu verweilen, damit den gefangenen Indianern Zeit und Gelegenheit gegeben würde, ihre todten Krieger würdig, d. h. mit den unter ihnen üblichen Ceremonieen zu bestatten. Nur Sam Jones wurde unter strenger Bewachung gehalten, die übrigen gingen

frei umher. — Sie brachten den ganzen Tag mit Aufsuchung der Waffen und der zum Kriege oder zur Jagd nöthigen Artikel ihrer Gefallenen zu, denn diese werden von ihren Bestattern gewissenhaft mit den Leichen in die Gruft gesenkt.

Mit meinem Freunde Davis wandelte ich auf der Insel umher, um dieselbe recht mit Muße in Augenschein zu nehmen, und Major Belknap hatte sich zu uns gesellt. Auch er wollte die niedlichen, kleinen Wigwams der Rothen betrachten, die aus dünnen Stäben, Hirsch- und Bärenhäuten construirt waren. Davis wünschte dem Offizier Glück zu dem erfolgreichen Resultate seiner Bemühungen.

„Die Indianer sind nun gefangen,“ sagte er, „Sam Jones befindet sich in unseren Händen, und die Wenigen unter Bowlegs werden auch bald gezwungen sein, sich aus Mangel an Munition und Lebensmitteln zu ergeben.“

„Dieß glaube auch ich,“ erwiderte der Major, „doch drängt sich mir immer der Gedanke auf, daß, wenn man beim Beginn des Krieges zu energischen Maßregeln geschritten wäre, Kosten und Menschen dadurch gespart worden wären. Statt dessen aber übergab man das Commando alten Generalen, die wohl Erfahrung, sonst aber weder Thatkraft besaßen, noch von regem Eifer für das Unternehmen beseelt waren. Man bemannte die Stationen, durchstreifte dann und wann die Wälder, aber dabei blieb es. — Mit einem Worte, man zog absichtlich die Sache in die Länge, um den Contrahenten und Lieferanten von Provisionen und sonstigen Kriegsbedürfnissen eine schöne Gelegenheit

zu geben, ihr Schäfchen in's Trockene zu bringen. Die Gewinnsucht dieser Letzteren war so groß, daß sie Provisionen, Fourage u. dgl. zu dreifachen Preisen ansetzten, — als Beispiel darf ich nur die bekannte Rechnung des Quartiermeisters in St. Augustine anführen, der darin eine einzige Klafter Eichenholz zu 40 Dollars notirte. Daß man solchen Leuten freien Lauf lassen muß, die Regierung und das Land zu betrügen, habe ich immer für einen großen Mangel in unserer Constitution gehalten."

„Dieß ist es nicht, Major," erwiderte Davis, „sondern vielmehr ein Mangel in der Verwaltung. Doch solche Mängel kleben einer jeden Republik an, indessen kann man sie in einem neuen Lande, wie das unserige, wohl entschuldigen, mit der Zeit werden sie schon schwinden."

„Unmöglich, ich bleibe bei meiner ersten Behauptung und wiederhole, daß der Fehler in der Constitution selbst liegt, und zwar darin, daß unsere Gesetzgeber und Beamte ihre Stelle nur auf kurze Zeit bekleiden können, daß sie von der Gunst der Parteien abhängig sind. So lange unsere Gesetzgeber nicht auf Lebenszeit gewählt und die Beamten nicht auf Lebenszeit ernannt sind, werden jene Mißbräuche nicht schwinden. Wie es jetzt ist, weiß jeder Beamte, daß nach vier Jahren ein Anderer seinen Posten einnehmen wird. Heute bekleidet er noch ein einträgliches Amt, nach einigen Jahren aber gewinnt eine andere Partei die Wahl, und er wird brotlos, obschon er seine Geschäfte mit Fleiß und Treue verwaltet hat. — Kann man es unter solchen Umständen einem Beamten verdenken,

wenn er das Eisen schmiedet, während es noch heiß ist, daß er an den Brüsten der guten Mutter „government“ saugt, so lange er noch in ihrem Schoße ruht, oder mit anderen Worten, daß er während der vier Jahre durch Unterschleif, Betrügerei u. dergl. so viel zurücklegt, um nicht nach seinem Austritt darben zu müssen? Ich beabsichtige nicht, zu sagen, daß er zu solcher Handlungsweise berechtigt sei, sondern daß er durch unsere Verfassung dazu verführt wird, gewissermaßen darauf angewiesen ist. — Aus diesem Grunde tadle ich die Constitution.“

„Dabei erwägt Ihr aber nicht die Vortheile, die uns durch das System, welches Ihr verwerft, zufließen. Ihr müßt bedenken, daß diese bei Weitem die Nachtheile überwiegen. Ein bedeutender Vortheil ist der, daß die Beamten während der kurzen Zeit von vier Jahren keine Gelegenheit haben, sich einzunisten und das Volk zu tyrannisiren, wie es mehr oder weniger der Fall sein würde, wenn sie ihr Amt für ihre Lebenszeit bekleideten. Sie wären in diesem Falle weniger von der Gunst des Volkes abhängig, — könnten demnach willkürlich oder gar despotisch handeln. Unter dem obwaltenden Systeme dagegen würden sie sich durch solche Handlungsweise alle Hoffnung auf Wiedererwählung versperren.“

„Das ist wohl weniger zu befürchten. Aber ist es nicht hart, ja unbillig, einen tüchtigen Mann ohne Ursache seines Amtes zu entsetzen, aus dem einzigen Grunde, einem Anderen, der zur siegenden Partei gehört, Beschäftigung zu geben?“

„Sehr wahr. Indessen wäre es nicht eben so betrübend, talentvolle Köpfe ohne eine ihnen angemessene Beschäftigung zu sehen, während Schwächlinge für ihre Lebenszeit Gehalte beziehen und Stellen bekleiden, wozu ein Anderer, vermöge seiner Fähigkeiten, besser berechtigt ist? Jahre lang müßte er hoffen und warten, weil das Amt, wozu er sich qualificirt, durch einen Mann von zäher Constitution besetzt ist."

„Werden aber nicht bei dem jetzigen Systeme Männer von Talent und außerordentlichen Fähigkeiten nach vier Dienstjahren an den Nagel gehangen, deren Tüchtigkeit, wenn sie in ihrer Stellung bleiben könnten, dem Staate und dem Lande noch ferner zum unberechenbaren Vortheile gereichen würde? Es gleicht sich dieß also ungefähr aus: bei dem jetzigen Systeme scheiden alle vier Jahre tüchtige Leute so wie auch Schwachköpfe aus unserem Staatsdienste, und wir erhalten dafür wieder neue von beiden Qualitäten; dagegen würden wir bei einer lebenslänglichen Dienstzeit die Talentvollen sowohl als auch die Unfähigen um so viel länger behalten, wobei der einzige Unterschied ist, daß der Reiz der Veränderung nicht stattfindet."

„Keineswegs! Wenn nach vier Jahren unser Präsident, unsere Congreßmänner, unsere Beamten u. s. w. wieder durch andere ersetzt werden, so freuen wir uns jedesmal, die Mittelmäßigen loszuwerden; doch brauchen wir den Verlust der Tüchtigen nicht zu betrauern, denn unser Land ist productiv an Talenten, es finden sich immer viele, welche die Ausgeschiedenen ersetzen können, wenn nicht übertreffen. Was aber die Un-

rechtlichkeit der Beamten betrifft, so wiederhole ich, daß die Ursache dieses bedauernswerthen Umstandes allein in dem Departement des Executiven zu suchen ist. Unter unserem Weizen ist viel Spreu, doch der Weizen selbst ist noch unverderbt. Zwar werden in unseren Staaten die Gesetze nicht so energisch und streng ausgeführt, wie es bei einer monarchischen Regierung der Fall ist; doch ist solche Strenge unter uns weder nöthig noch wünschenswerth."

„Nicht wünschenswerth? Das glaube ich Euch, und füge noch hinzu, daß sie in's Besondere gegen die Wünsche der Steuer-, Post- und Sub-treasury-Beamten sein würde. Daß aber eine größere Strenge, eine schärfere Controle über die Angestellten nöthig ist, davon bin ich fest überzeugt."

„Durchaus nicht. — In einem monarchisch constituirten Staate tritt jedes Gesetz gleich in volle Kraft, man zwingt das Volk, ihm Folge zu leisten, und braucht hundert Beamten, um die Abgaben von hundert Bauern beizutreiben. Wie Ihr wißt, ist es bei uns anders. Das Gesetz ist unter den Bürgern der Vereinigten Staaten nur eine Angabe, eine Darstellung von dem, was recht und billig ist, es deutet dem Volke bloß an, wie es handeln sollte, erheischt aber nicht peremtorisch, daß es so handeln soll. Die Gesetze sind von der Mehrzahl genehmigt, und es ist daher ganz natürlich, daß der Majorität das Recht der Entscheidung zusteht, ob und wie dieselben ausgeführt werden müssen. Aber auch nur in den Vereinigten Staaten ist so etwas ausführbar, einen anderen Staat würde

ein ähnliches Verwaltungssystem bald zur Anarchie führen, man würde in kurzer Zeit das vollkommenste Faustrecht eingeführt sehen; aber die angeborene Achtung unserer Bürger vor dem Gesetzlichen macht Gesetzlosigkeit unter uns unmöglich."

„Und doch hört man täglich von Unterschleifen, Deficits und anderen Prellereien der Beamten, die ungestraft und kaum gerügt geduldet werden, obschon Gesetze da sind, welche solche Unrechtlichkeit streng ahnden. Sie treten aber entweder nicht in Kraft, oder werden umgangen, so daß ich beinahe geneigt wäre, den Engländern Recht zu geben, die behaupten, daß ein Amerikaner kein Gesetz aufstellt, ohne zu gleicher Zeit einen Weg ausfindig gemacht zu haben, auf welchem er es umgehen kann."

„Ausnahmen. — Was ist ein Eimer Wasser in den atlantischen Ocean gegossen? Betrachtet die Sache von einem weiteren Gesichtspunkte, betrachtet sie im Allgemeinen. Ich will annehmen, es würden jedes Jahr zwanzig Millionen Dollars öffentlicher Gelder veruntreut, so käme davon doch nur ein Dollar auf jeden Kopf, wenn man diese Summe in die ganze Bevölkerung der Union vertheilte. Und ist unsere Freiheit nicht mehr werth, als ein lumpiger Dollar?"

„Unsere Freiheit? Die würde dadurch keineswegs beeinträchtigt werden. Im Gegentheil, eine bessere Handhabung der Gesetze würde die Grundpfeiler unserer Constitution nur befestigen."

„Gesetze können durchaus nicht buchstäblich vollzogen werden, ohne daß die Vollstrecker derselben

hie und da auf bedeutenden Widerstand stoßen. Dieser muß bezwungen werden; dazu braucht man Polizisten, Constables, zahllose Beamte und Militair. Alle diese Leute sollen besoldet werden; ich sage besoldet, um unsere Bürger zu insultiren, um sie zu unterdrücken. Da zahle ich doch lieber einen Dollar das Jahr mehr und halte das Maul, wenn auch jährlich einige Dutzend Sub-treasury-Beamte mit den ihnen anvertrauten Cassen zum Teufel gehn! — Eine allgemeine Indulgenz liegt in dem Geiste unserer Verfassung. Wie ein klarer Bach erquickt sie die angrenzenden Fluren, wässert die Wälder und löscht den Durst des Wanderers. Aber zuweilen tritt das rieselnde Bächlein über sein Bett und zerstört, ein verheerender Bergstrom, die Gefilde der Farmer. Sollen wir aber die Quellen desselben verstopfen, weil es einige Bauern für ein Jahr ruinirt hat? Dem in unserer Constitution ausgedrückten Geiste müssen wir getreu bleiben; sobald wir aber nach Despotie schmeckende Institutionen unter uns einführen, wird zwar ein geringes Uebel beseitigt, das Ganze indessen leidet darunter. Wir genießen viel Gutes durch unsere unvergleichliche Verfassung, und warum sollen wir denn nicht auch mit einigen Mißbräuchen fürlieb nehmen, wenn solche nicht anders als durch Zerstörung des guten Princips abgeschafft werden können?"

„Ihr werdet mich doch nicht überreden, daß eine strenge Handhabung der bestehenden Gesetze nicht in dem Geiste unserer Constitution liege. Welche Uebel, welche

Gräuel sind nicht dadurch entstanden, daß man dem Volke zu viel davon überlassen hat? Ihr spracht vorhin vom Faustrecht; aber was ist denn unser Lynch-law, welches noch jetzt in Missouri, Arkansas u. s. w. zuweilen angewandt wird, Anderes?"

„Ein Mißbrauch, allerdings. Doch erkenne ich auch in diesem Mißbrauche einen Beweis unseres angeborenen Sinnes für Recht und Billigkeit, obgleich ich zugebe, daß er hier ausgeartet ist. Der Hinterwäldler von Arkansas und Missouri hat wenig Gelegenheit, einen Verbrecher den betreffenden Gerichten zu überliefern. Er wohnt mit seinen Nachbarn vielleicht 80 bis 90 Meilen vom nächsten Gerichtsbeamten entfernt. Selbst wenn er einen Mörder oder Dieb mit Hülfe seiner Freunde glücklich in das Gefängniß transportirt hat, so ist es doch — indem die Gebäude zu diesem Zweck sehr unvollkommen sind — selten, daß der Verbrecher im Gewahrsam gehalten werden kann, bis eine competente Jury ihn verurtheilt. — Der Sinn für Recht ist aber so groß unter diesen Squatters, daß sie nicht umhin können, selbst die Sache in die Hände zu nehmen, damit der Verbrecher seiner verdienten Strafe nicht entrinne."

„Ich sehe darin gar keinen Beweis für Liebe der Gesetze. Wenn ich als Verbrecher die Strafe für mein Vergehen empfangen soll, so kann ich als Bürger und als Mensch auch Anspruch auf die Privilegien einer competenten Jury, eines Advokaten und dergleichen mehr machen. Knüpft man mich aber ohne

Weiteres am ersten beßten Baume auf, so beraubt man mich jener Rechte, und das ist ein ärgerer Raub, als der, welchen der Gehängte begangen haben kann. Folglich liegt weder Sinn für Recht, noch Liebe für Gesetzlichkeit einer solchen Handlungsweise zu Grunde."

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Der Todtengesang der Indianer, welcher zu uns herüberschallte, machte der Unterhaltung ein Ende. Die Rothen waren damit beschäftigt, ihre gefallenen Krieger in die Gruft zu senken. In Rehfelle oder wollene Decken gehüllt, wurden sie sammt ihren Büchsen, Tomahawks, Jagdmessern u. s. w. dem Schoße der Erde übergeben.

O wenn die Erde sprechen könnte, wenn jene Stücke Lehm, die auf diese unbesargten Körper geräuschlos herabfielen, der Nachwelt erzählen könnten, daß die unter ihnen verborgenen Reste die Leichen derjenigen seien, die durch ein Volk abgeschlachtet wurden, welches vor etwa siebenzig Jahren erst Gut und Blut für dasselbe Princip aufopferte, in dessen Vertheidigung diese wenigen Rothen gefallen waren! Wenn die Erde sprechen könnte, so würde sie dem künftigen Pflüger dieses Bodens Sachen aufdecken, die seine Haare wie die Borsten einer Hyäne sträuben würden. Sie würde ihm rothe Gestalten zeigen, die,

von Bayonnetten durchbohrt, noch sterbend den Weißen verfluchten, sie würde ihm die kräftige Gestalt jenes Häuptlings erscheinen lassen, welcher, seine Jagdreviere und Wigwams vertheidigend, von gewichtigen Kolben zu Boden geschlagen wurde.

Amerika hat Englands Joch abgeschüttelt, sendet sein besterntes Banner auf den Wipfeln seiner Maste mit „liberty and independence" als Losungsworte durch alle Welttheile — ungefähr wie die Deutsche Allgemeine den schönen Spruch von Wahrheit, Recht und Gesetz als Inhaltsanzeige führt — übt aber dasselbe Bubenstück, wofür es die Engländer aus dem Lande jagte, an den Indianern aus.

Das Erntefest der Seminolen war in ein Todtenfest verwandelt worden. Um die Gräber der eben Eingesenkten tanzten sie den Kriegestanz, wobei die Männer einen monotonen schauerlichen Gesang, dem Schlachtrufe ähnlich, anstimmten, die Weiber aber durch ein widriges Geschrei, Zerraufen des Haares und dergleichen mehr die Größe ihres Schmerzes bekundeten. Das Geheul dauerte die ganze Nacht, bis der Morgen grauete; da verlöschten sie das Feuer und streueten seine Asche in nördlicher Richtung, um ihren Stammgenossen, die sie etwa hier aufsuchen würden, anzudeuten, welches Weges sie gegangen seien.

Gleich nach Sonnenaufgang verließen wir mit den gefangenen Seminolen die Insel und erreichten ohne weiteren Aufenthalt als den, welchen das schlechte Terrain uns verursachte, die große Ebene, wo wir die ersten Indianerspuren entdeckt hatten. Wir durchstreiften die

Prairie und wollten eben den Wald wieder betreten, als unsere Fortschritte durch ein Phänomen gehemmt wurden, welches, wenn wir einige hundert Fuß weiter vorgeschritten gewesen wären, noch Manchen von uns zu einer Leiche hätte machen können.

Es war ein Tornado, welcher in der bezeichneten Entfernung an uns vorbei durch den Wald brauste. — Schon lange hatten drohend einige dunkle, gewitterschwangere Wolken am Horizonte gehangen, die sich nicht von der Stelle zu bewegen schienen und auch von uns nicht weiter beachtet wurden. Kein Lüftchen bewegte sich, die Windstille war auffallend. Bald aber vernahm man ein dumpfes Getöse, einem in der Ferne rollenden Donner ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß keine Pausen dabei stattfanden. — Etwas Wind verspürten wir jetzt, das Getöse wurde stärker und in demselben Grade auch der Wind. Endlich fing es an zu stürmen, und das Gekrach glich jetzt mehr dem Abfeuern von Bataillons-Salven als dem Donner. — Nieder, nieder! hieß er von allen Seiten. Jeder lag auf den Boden gestreckt, demüthig erwartend, ob der Herr ihn verschonen wolle in seinem Zorne. Als wenn die Erde in ihren Grundfesten zittere, dröhnte der Boden. Die größten Eichen, Fichten und Cypressen brachen wie schwache Rohre. Die Luft wurde von zerstiebtem Erdreich verdunkelt. — Jetzt war das Ungewitter bei uns, ich blickte hin, sah eine dunkle Wolke wie ein schwarzes Gewand über den Erdboden schleifen und drückte dann mein Gesicht wieder auf den Rasen, worauf ich lag. —

Die Ebene erbebte, wir verspürten einen starken Luftdruck, und dann verkündete der allmälig sich entfernende Donner, daß das Ungewitter vorbei sei.

Mit Schlamm, Erde und kleinen Zweigen bedeckt, erstanden wir vom Boden. Aber welches Bild der Zerstörung bot sich unseren Blicken jetzt dar. Der Wirbelwind hatte, in der Richtung von Westen nach Osten ziehend, die Fläche, auf der wir uns befanden, gar nicht berührt. — Wie als wenn er Widerstand gesucht, hatte er im angrenzenden Walde indessen seine Kraft desto zerstörender gezeigt. Ein förmliches Bett sich schaffend, in welchem ein breiter Fluß bequem hätte hinfließen können, hatte er in diesem Raume die riesigsten Bäume wie Halme zerknickt, Stämme von zwei Fuß Durchmesser aus der Erde gerissen und in die Luft geschleudert, kleinere Bäume und Aeste aber in seinem Schlunde herauf gesogen und in beträchtlicher Entfernung an einer anderen Stelle wieder ausgespieen. Der schlammige Boden war aufgewühlt und an einigen Stellen mehre Fuß tief aufgerissen. Große Zweige erblickte man noch in der Luft, die, sich in dem Krater um und um drehend, immer höher stiegen und zuletzt ganz den Blicken entschwanden. — Aber nur auf ein Bett, ungefähr eine halbe englische Meile breit, hatte die Kraft des Unwetters gewirkt. Von Bäumen, die unmittelbar an diesem Bette standen, hatte es bloß die in sein Bereich herüberragenden Aeste berührt. Nur mit äußerster Vorsicht konnten wir den Schauplatz der Verheerung betreten, denn die Waldstelle war wie niedergemäht,

und Baumstämme und Kuppen lagen wild übereinander und drohten, den Wanderer zu zermalmen.

Schweigend schauten wir auf die Verwüstung. Ein ehrfurchtvolles Ha, ein mit halber Stimme gesprochenes Gebet, ein Amen war Alles, was man hörte; denn der Eindruck, den die Natur durch diesen Beweis ihrer zerstörenden Kraft auf uns gemacht hatte, war zu schrecklich erhaben, als daß er nicht fader Schwatzhaftigkeit für eine kurze Zeit Stillstand geboten hätte. In der That waren wir eben einem Schicksal entgangen, welches uns gewiß erreicht haben würde, wenn wir uns nur etwa hundert Schritt weiter nach Westen zu befunden hätten.

Wenn ich nun diese Stelle des Waldes mit den Bollwerken, welche die Insel des Sam Jones umgaben, verglich, so fand ich eine auffallende Aehnlichkeit; der einzige Unterschied war, daß hier die Zerstörung noch frisch war, dort aber die Zeit schon ihr Merkmal derselben aufgedrückt hatte.

Wir setzten unseren Weg fort, und als unsere solenne Gemüthsstimmung allmälig in eine heitere übergegangen war, versuchte Davis — da das Naturereigniß mir noch immer vor Augen schwebte — meinen Gedanken eine andere Wendung zu geben.

„Der Major (Belknap) ist kein Demokrat," hob er an, „ich möchte ihn wohl für einen Whig halten."

„Er scheint mir keiner der beiden Parteien anzugehören."

„Desto schlimmer. Ich hasse die Temporisirer, diese Neutralen, welche, wie sie sagen, über dem

Parteigeiste erhaben stehen, in Wirklichkeit aber unter demselben sind. Keinem Lande gereichen solche Charaktere zum Vortheil; sie tragen nicht allein gar nichts zur Entwickelung freisinniger Ideen bei, sondern stehen auch der Beförderung populärer Institutionen hemmend im Wege."

„Man könnte doch wohl die Excesse einer Partei mißbilligen, ohne gerade die Partei zu verdammen, oder in dem politischen Kampfe neutral zu erscheinen."

„Ist unmöglich. Entweder für oder wider, es giebt da keinen Mittelweg. Habt Ihr Euch einmal einer Partei angeschlossen, so müßt Ihr unbedingt Alles, jede Maßregel gutheißen, die sie durchzusetzen bemüht ist, jedes Princip verfechten, welches sie aufstellt. Einzelne Widersprüche, Ungereimtheiten und hie und da auch Excesse dürfen Euch nicht wankend machen, wenn die Partei, wofür Ihr Euch erklärt habt, gefördert werden soll. — Wie Ihr wisset, bin ich Demokrat. Ich bin überzeugt, daß die Grundsätze, welche die Partei dargethan hat, dem Lande im Allgemeinen zum Vortheile gereichen können, und deßhalb auch bereit, jede Uebertreibung, jeden Exceß und Widerspruch zu dulden, zu entschuldigen und, wenn nöthig, zu verfechten, so lange nur der Hauptzweck des demokratischen Princips gefördert wird."

„Das schmeckt aber etwas nach Jesuitismus, wovon Ihr doch, wie ich weiß, kein Gönner seid."

„Durchaus nicht, in so fern hier nicht von verwerflichen Mitteln, die durch den Zweck geheiligt werden sollen, die Rede ist, sondern von einzelnen

Mißbräuchen u. s. w., die man übersehen muß. — Ich hasse diese „would be liberals", sie kommen mir vor wie die Journalisten in einem censurbedrückten Staate. Mit der Zeit haben sie sich die sanften Formen, die mildernden Ausdrücke so zur Gewohnheit gemacht, daß man vor lauter Milde gar keinen Sinn mehr herausfindet. Da liest man z. B. in ihren Blättern einen dreispaltigen leitenden Artikel über die bevorstehende Resignation eines eben nicht beliebten Ministers: „Man möchte wünschen, es wäre zu hoffen, um den Wünschen des Volkes zu entsprechen . . . . . wenn nicht die Trauer, ein solches Talent zu verlieren, die Herzen aller gutgesinnten Bürger, (Unterthanen wollte ich sagen) . . . dessenungeachtet könnte man doch nicht umhin, zu wünschen . . . . . obschon seine Verdienste . . . . daß . . . ."

„Daß man ihn abdanke, nicht wahr?"

„Nein, nein, jetzt kommen noch ein halbes Dutzend Sätze in Parantheſen und zwanzig Bedingungen, wovon die eine die andere bedingt, so daß der Leser, wenn er sich durch die drei Spalten gequält hat, nicht weiß, ob der Artikel für oder gegen den Minister geschrieben ist. Hier und da erblickt man wohl einen Funken Licht, der aber gleich wieder durch die nassen Umschläge eines Schwalles nichts sagender Phrasen, doppelter Bedingungen ausgelöscht wird. — Was würden z. B. Eure Landsleute, die Deutschen, sagen, wenn sie durch ein glückliches Ungefähr einmal unser Louisviller Journal zu lesen kriegten?"

„Manche würden das Zeichen des Kreuzes machen und ausrufen: Gott sei gepriesen, daß wir im civilisirten Europa leben."

„Es würde Vielen gewiß zu Muthe werden, wie jenem Manne, der, in seiner dumpfigen Stube sitzend, sich nach einer frischeren Atmosphäre sehnt; er wagt es, das Fenster zu öffnen, wird aber durch den Eindrang der kalten Luft dermaßen erstarrt, daß er dasselbe schnell wieder schließt; er kann die freie Luft nicht ertragen. — Diese sogenannten Liberalen schaden unserer Partei mehr, als wirkliche anerkannte Aristokraten; denn Jenen wird man vielleicht hie und da geneigt sein Vertrauen zu schenken und sich nachher getäuscht finden, diese aber kennt man und traut ihnen nicht weiter, als man sie mit den Augen verfolgen kann. Fordert man sie auf, sich zu erklären, so schreien sie gleich „Communismus und Jacobinismus," nennen sich aber dessenungeachtet Demokraten."

Unter ähnlichen Gesprächen erreichten wir einen trockenen Platz, welchen wir, da die Sonne dem Ziel ihrer täglichen Bahn schon nahe war, zum Bivouac auswählten. Obschon Mancher unter uns einen Gefährten, einen lieben Kameraden zu beweinen Ursache hatte, so freuten sich doch die Meisten ihres Lebens nach einer so gefahrvollen Expedition. Wieder, wie damals in den Fichtenwäldern, hörte man überall heitere Lieder ertönen, die hier und da durch lustige Schwänke und Gelächter unterbrochen wurden.

Dreiundzwanzigster Abschnitt.

Es mochte wohl gegen vier Uhr Nachmittags sein, als die kleine Besatzung, welche wir in Camp Mule zurückgelassen hatten, durch den Donner des erwähnten Tornados in der Ferne aufgeschreckt wurde. Da die bestürzten Soldaten kein Wölkchen am Himmel erblickten, so vermutheten sie, daß der Transport, welcher Lebensmittel von der nächsten Station (Camp Gore) herbeibringen sollte, unterwegs von Indianern angegriffen worden sei, und hielten das Gekrach, welches das Ungewitter verursachte, für das Pelotonfeuer der den Convoi begleitenden Eskorte. Ohne auch nur einen einzigen Mann zurückzulassen, verrammelten sie die Thür ihres kleinen Magazins und verließen das Lager, um ihren Kameraden zu Hülfe zu kommen. Sie schlugen die Richtung nach Camp Gore ein; als aber die Nacht einbrach und ihnen der Transport noch nicht begegnet war, sahen sie ein, daß sie sich geirrt haben müßten, und beschlossen, die Nacht da zu campiren, wo sie

sich zur Zeit befanden, weil der Rückweg in der Dunkelheit schwierig aufzufinden war.

In derselben Nacht aber, in welcher diese Mannschaft so gedankenlos das kleine Magazin preisgegeben hatte, kam der Indianer-Häuptling Bowlegs mit seinen sechszig Kriegern hier an. Er hatte sich durch die Flucht zwar der Gefangenschaft entzogen, als er aber das Freie wieder gewonnen, bedachte er, daß es doch unmöglich sei, ohne Munition länger den Weißen zu widerstehen, und beschloß, nach kurzer Berathschlagung mit seinen Kriegern sich unseren Truppen zu ergeben.— In den benachbarten Gebüschen des kleinen Lagers umherspionirend, fand er es sonderbar, daß weder ein Feuer darin zu sehen, noch sonst irgend ein Zeichen von dem Dasein einer Besatzung zu gewahren war. Vorsichtig näherte er sich dem Orte, und als er sich überzeugt hatte, daß keine Seele hier hause, erbrach er mit den Seinigen die verrammelte Thür in der Hoffnung, sich nach solch' beschwerlichem Marsche an den hier aufbewahrten Lebensmitteln etwas Weidliches zu Gute zu thun.

Einige sieben oder acht Indianer zündeten ein Feuer in dem hölzernen Gebäude an, während die übrigen sich in den angrenzenden Wald begaben, um Holz für die Erhaltung desselben herbeizuschaffen. Man fand einige Schinken vor, welche man zerschnitt und an dem kleinen Feuer, welches jetzt lichterloh brannte, briet. Der Häuptling Bowlegs schnitt einen Stab spitz zu, steckte ein mächtiges Stück Schinken daran und hielt es an die Glut. Um sich's aber

bequemer zu machen, rollte er ein Tönnchen, welches in einer Ecke des Blockhauses stand, zum Feuer heran und setzte sich darauf. Aber theuer sollte er diese Bequemlichkeit bezahlen, denn es war ein Faß, gefüllt mit Schießpulver. Die übrigen Indianer waren noch im Walde, um trockenes Holz aufzusuchen, und nur durch diesen Umstand entgingen sie dem Schicksale, welches ihre Genossen traf.

Eine Explosion, dann eine Todtenstille, und das Unglück war geschehen. Zerschmettert und zerschlagen lagen die Leichname der Unglücklichen überall umher. Die übrigen Krieger aber, welche noch im Walde mit Herbeischaffung von Brennholz beschäftigt waren, flohen eiligst den Ort, an welchem, wie sie glaubten, der große Geist seinen Zorn an seinen rothen Kindern dargethan habe.

Gegen ein Uhr des folgenden Tages kamen wir denn an dem Schauplatz dieser beklagenswerthen Katastrophe an, nachdem die Mannschaft des Camps schon eine halbe Stunde früher daselbst eingetroffen war. Da jedoch das hölzerne Haus, vom Feuer ergriffen, abgebrannt und mithin auch unser kleiner Vorrath von Provisionen mit zerstört worden war, so konnten wir uns hier nicht aufhalten, sondern setzten unseren Marsch ohne Verzug fort. Die Lebensmittel, welche wir für die Reise nach der Insel der Seminolen mitgenommen hatten, gingen zur Neige; doch machte uns dieß keine Sorgen, da wir hofften, gewiß noch vor Abend mit dem von Camp Gore kommenden Convoi zusammenzutreffen. — Als aber der Abend nahete, hatten wir

noch kein Zeichen des Transports bemerkt; kein Stückchen Brot oder Fleisch war unter den Truppen mehr zu finden, und hungrig legten sie sich zur Ruhe, um am Morgen mit qualvolleren Empfindungen zu erwachen. — Am folgenden Tage spähte man vergebens umher, die gewünschten Zufuhren zu erblicken, aber nein, nichts als öder Wald, Sumpf und Morast bot sich unseren in der Ferne forschenden Blicken dar. Man gab einigen zwanzig gefangenen Indianern Büchsen zu dem Zwecke, unfern der Flanken des Detachements umherzustreifen, um womöglich einiges Wild für das Commando zu schießen. Das Wild ist jedoch in dieser Gegend sehr selten; vielleicht war es auch Schadenfreude mit unserer Lage, womit die Rothen erfüllt waren, denn sie schossen nicht ein einziges Stück. — Der Tag neigte sich wieder zu Ende, und noch war keine Hülfe erschienen. Eine Hungersnoth mit allen ihren Schrecken stand uns jetzt bevor. Der Transport mußte in den Sümpfen irre gegangen oder in einer schlimmen Stelle stecken geblieben sein. — Wild und starr blickten die Augen der hungernden Menge, als wir am nächsten Morgen unseren beschwerlichen Marsch wieder antraten. Schweigend legte man sich auch diese Nacht wieder hin, aber kein Schlaf drückte die Augen der Ermüdeten zu. Während der ganzen Nacht vernahm man die Wehklagen, die Flüche und Seufzer der Leidenden, und nur mit Mühe konnte man sie am Morgen bewegen, die Verwundeten zu tragen. Von den zwanzig Schwerverwundeten waren fünf trotz aller Pflege, welche man

ihnen zu Theil werden ließ, schon gestorben; doch verursachten die Uebrigen uns große Mühe. Jeder Einzelne mußte auf einer Art Tragbahre, die aus schlanken Stangen und Flechtwerk zusammengesetzt war, weiter geschafft werden. Nur zwei Mann trugen eine solche Bahre, da eine größere Anzahl von Leuten wegen des Terrains zum Tragen nicht Raum hatte. Obgleich diese Träger nun alle dreißig bis vierzig Minuten durch andere abgelöst wurden, so verursachte die sich jetzt einstellende Schwäche der Leute doch manchen Aufenthalt. Oft blieben sie in den Wurzeln stecken, oder fielen mit ihrer Bürde nieder, und dann vernahm man das schmerzliche Stöhnen der Verwundeten unter den Flüchen der rohen Soldaten. Manche weigerten sich, wenn die Reihe an sie kam, ganz entschieden, ihre Pflicht zur Fortschaffung ihrer verwundeten Kameraden zu erfüllen. Befehle von ihren Oberen wurden nicht mehr beachtet; denn alle Disciplin war aufgehoben, und nur die Vorstellungen ihrer Freunde konnten sie bewegen, die Schwerverletzten nicht zurückzulassen.

Um Mittag erreichten wir eine Stelle, wo einige sogenannte Cabbage-trees (Kohlbäume, Kohlpalmen) standen. Die Kohlpalme findet man nur in Florida, oder auch vielleicht hie und da in Texas. Sie erreicht eine Höhe von ungefähr zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß, hat aber gar keine Zweige, sondern das Ende des Stammes, welcher sehr weich ist, bildet einen Kopf, der dem eines Spargelkopfes ähnlich ist und von großen palmartigen und gezackten

Blättern verborgen wird. Dieser Kopf besteht aus zwanzig bis dreißig verschiedenen Rinden, wovon eine die andere umgiebt, und welche in Gestalt und Farbe den Blättern eines weißen Kohlkopfes nahe kommen, in Geschmack aber dem einer Kastanie ähnlich sind. Die Indianer bedienen sich dieser Frucht als Gemüse, und mit Fett gekocht ist sie auch gar nicht zu verachten.

Wie hungrige Wölfe stürzten die Truppen auf diese Bäume los. Schnell waren sie umgehackt, und dann fiel Alles über die Frucht her, Offiziere und Gemeine, Jeder schob und stieß den Anderen beiseite, um auch ein Stück von dem Leckerbissen zu erlangen. Kaum war's einem gelungen, etwas zu erhaschen, so rissen ihm die Umstehenden gierig den Bissen aus der Hand. Mit Faustschlägen und Kolbenstößen machte man sich Bahn, um an dem Mahl Theil zu nehmen, wodurch beinahe die Hälfte der Frucht unter die Füße getreten wurde.

Gegen Abend des fünften Tages erreichte die Noth ihre höchste Höhe, bei Vielen hatte sich schon eine Art Raserei eingestellt; kurz, unser Elend war schrecklich. Manche hatten sich von dem Trupp entfernt, sich niedergelegt, und starben eines elenden Todes in den endlosen Sümpfen. Nur die gefangenen Indianer, so wie auch die zwei Häuptlinge, unsere Führer, duldeten die Noth, ohne Zeichen des Schmerzes zu äußern. Jedesmal, wenn einer der Unsrigen sich verzweifelnd zu Boden warf, die Stunde verfluchte, die ihn geboren sah, und trotz der Bitten seiner Freunde

nicht von der Stelle wollte, bemerkte man ein verächtliches Lächeln um ihre Lippen spielen. Wenn die vom Nagen des Hungers gepeinigten Leute, Tigern ähnlich, durch die Wälder heulten, oder einer rasend die Mündung seiner Muskete auf seinen Busen richtete, nickten sie einander zufrieden zu. — Sobald es dunkel geworden, hörte man wieder die Wehklagen der Gepeinigten, unterbrochen von dem Stöhnen der Verwundeten, ja von dem Röcheln der Sterbenden, denn mehre waren schon während des Tages durch den Blutverlust, den das rauhe Tragen und Niederstürzen der Träger veranlaßt hatte, verschieden und andere entschlummerten kurz nach Einbruch der Nacht.

Während dieser Schrecken saßen Major Belknap, dessen Selbstbeherrschung und Kaltblütigkeit man bewundern mußte, und die Indianer-Häuptlinge um ein kleines Wachtfeuer und besprachen sich über die muthmaßliche Entfernung bis Camp Gore. Der Neger, so wie auch die Häuptlinge meinten, man würde das kleine Lager morgen Mittag wohl erreichen; doch eben hatte der Schwarze die Worte ausgesprochen, als einer der gefangenen Indianer ihm etwas in's Ohr raunte. Der Neger sperrte seine großen Augen auf, so daß das Weiße derselben schimmerte. „Massa," sprach er, den Major anredend, „the white man eat one another up" (die Weißen essen Einer den Anderen auf).

Erschrocken ergriff der Major sein Pistol und bedeutete den Indianer, ihn an den Ort zu bringen, wo man den Greuel verübe. Wir folgten ihm.

Einige hundert Schritt vom Wachtfeuer, in einem dicken Gebüsch, bemerkten wir vier Gestalten, die sich über einen Gegenstand beugten, der am Boden lag. Ungestüm stieß der Major sie zurück, bog einige Stauden beiseite, und da erblickten wir denn beim schwachen Schimmer des Feuerbrandes eine grauenvolle Scene. Auf der Erde, zwischen einigen Büschen, lag einer der Schwerverwundeten, und neben und über ihm knieete ein Soldat, jedoch nicht, um die Pein des Stöhnenden zu mildern, sondern mit blankem Messer, eben im Begriff, ihm den Todesstoß zu versetzen. — Der Hunger hatte diese vier Menschen zu Hyänen gemacht, und in dem schon rasenden Gehirn des Einen war der Gedanke entstanden, ihren leidenden Kameraden zu ermorden und ihn dann zu verzehren. Die drei Anderen mochten ihn wohl errathen haben und standen um den Ort, wie Geier die Gegend eines Schindangers zu umschwärmen pflegen.

Wüthend sprang der Kerl auf, als ihn der Major von seinem Opfer geschleudert hatte, und zuckte das Messer auf diesen. Da blitzte das Pistol des Commandeurs, — und Gehirn und Blut des Rasenden bespritzte die Umstehenden.

Warum soll ich länger bei diesen grausenerregenden Scenen verweilen? Soll ich noch schildern, wie die Truppen am nächsten Tage wie bleiche Gespenster durch die sumpfigen Cypressenwälder wankten? Soll ich noch erzählen, wie Manche verzweiflungsvoll sich niederwarfen und hier in Schlamm und Morast sich ihr Grab wählten? Soll ich noch sagen, daß

Viele in ihrer Wuth sich auf ihre Kameraden stürzten, um diese mit den Zähnen zu zerfleischen?

Genug davon. — Endlich, um drei Uhr Nachmittags erblickten wir die weißen Zelte von Camp Gore in der Entfernung zwischen den Bäumen durchschimmern. Freude malte sich in allen Gesichtern, auf welchen bis jetzt nur die tiefgefurchten Züge, die starren Blicke der Verzweiflung ausgeprägt gewesen waren. Viele jubelten, Einige weinten, Andere beschleunigten ihre Schritte, um das Ziel ihrer Sehnsucht eher zu erreichen, fielen aber, da ihre geschwächten Glieder ihnen den Dienst versagten, hülflos zu Boden. Selbst die Stoiker des Waldes, die Indianer, legten ihre angenehme Ueberraschung durch ein langgedehntes Ugh an den Tag.

Indessen sollte der Hunger der Gepeinigten doch nur theilweise gestillt werden, denn die hier vorräthigen Provisionen waren vor einigen Tagen nach Camp Mule gesandt worden. Durch das Verirren dieses Transports, dessen Führer sich aber nach einigen Tagen wieder zurecht fanden, war unser Mangel entstanden. Nur für zwei Tage Lebensmittel hatte die hiesige Besatzung, welche bloß fünfzig Mann stark war, für sich zurückbehalten, und dieß reichte kaum hin, um Jedem ein kleines Stückchen Fleisch und Brot zuzutheilen. Indessen, so wenig es auch war, so mußte es doch genügen, die dringendsten Anforderungen des Magens zu beschwichtigen. An Whiskey fehlte es jedoch nicht, und da die geschwächten Körper selbst die unbedeutenden Quantitäten, die den Leuten

zugemessen wurden, nicht vertragen konnten, so wirkte das Getränk wie Opium, so daß Jeder bald in tiefen Schlaf versunken die überstandene Noth und Mühsal vergaß.

Gegen elf Uhr des folgenden Tages kam der Wagenzug, den man hier schon seit einigen Tagen von Fort Harvey erwartet hatte, an, und ehe man noch den Fuhrleuten Zeit gegeben, ihre Zugpferde abzuspannen, fiel schon das ausgehungerte Corps über die Fleischtonnen und Mehlfässer, womit die Wagen beladen waren, her. Der fette Speck mundete vortrefflich; auf Alles, was nur den Namen von Eßbarem führte, stürzte man gierig los. Einige schlugen den Boden der Mehlfässer ein und verschütteten das Mehl auf dem Boden, worüber Andere dann haufenweise herfielen und, ohne einmal die Hände zur Hülfe zu nehmen, die rohe Frucht vom Boden aufschlangen. Ermahnungen waren vergebens, an Mäßigung war nicht zu denken, und die Folge davon war, daß man nach einer halben Stunde überall Wehklagen und Stöhnen vernahm. Die Doktoren hatten nun vollauf zu thun, Ipecacuanha, Zink und Antimonium mußten in Anwendung gebracht werden; denn bei Einigen hatte der unmäßige Genuß des ungekochten Mehls und Fleisches die nachtheiligsten Folgen gehabt.

Zehn Tage ruhten wir hier von unseren Beschwerden aus. Der irre gegangene Convoi traf mittlerweile wieder ein; dann traten wir mit den Gefangenen unseren Rückmarsch an und gelangten,

ohne daß sich etwas Bemerkenswerthes auf der Tour ereignete, endlich in Fort Harvey an.

Da die Expedition günstig beendigt war, so wurden auch die Truppen bald nach Tampa-Bay zurückberufen und Fort Harvey gänzlich evacuirt. Die Gefangenen begleiteten uns dahin, um von diesem kleinen Seehafen per Dampfschiff nach Arkansas geschickt zu werden.

Vierundzwanzigster Abschnitt.

Der Krieg war somit beendigt. Sam Jones, der gefürchtete Häuptling, war gefangen, und mit ihm beinah sein ganzer Stamm. Die Gebeine Bowlegs ruhten unter den Trümmern des explodirten Blockhauses begraben, und nur einige funfzig Krieger, welche sich nach jener Explosion schnell in die Sümpfe zurückgezogen hatten, streiften noch umher. Da man mit Gewißheit annehmen konnte, daß es diesen Wenigen ganz an Munition fehle, so konnte man sich nicht erklären, warum auch sie sich nicht den Weißen überlieferten. Man muthmaßte, daß sie die schon erwähnte Explosion, wodurch mehre ihrer Kameraden zerschmettert worden waren, für einen Streich der Weißen halten mußten und sich demnach fürchteten, ihrer Gnade sich anzuvertrauen. Die gefangenen Seminolen waren bereits nach Arkansas transportirt; Sam Jones aber hielt man noch in Tampa-Bay zurück, weil man hoffte, ihn durch Geschenke und Versprechungen dahin zu bringen, seine noch umher-

streifenden Landsleute zur Ergebung zu überreden. Obwohl der Häuptling, wenn man ihn zu diesem Zwecke freigelassen und in die Wälder geschickt hätte, diesen Umstand als ein Mittel hätte benutzen können, sich zu befreien, so weigerte er sich doch entschieden, auf dergleichen einzugehen. Mürrisch wies er alle Freundschaftsbezeigungen, Versprechen und Geschenke von sich; er wollte eher sterben, als seine Leute zur freiwilligen Abtretung ihres Landes bewegen. — Dem commandirenden Offizier war viel daran gelegen, dieser marodirenden wenigen Indianer habhaft zu werden; denn da man jetzt, nach beendigtem Kriege, beabsichtigte, das Land zu colonisiren, so konnten sie die neuen Colonisten beständig beängstigen und ihnen großen Schaden zufügen.

Colonel Harney war unterdessen von einigen Streifzügen hier eingetroffen, denn da sich die wenigen Seminolen in die Sümpfe geflüchtet hatten, wohin er ihnen mit seinen Dragonern nicht folgen konnte, so mußte er unverrichteter Sache wieder zurückkehren. Süß war der Empfang, der ihm bei seiner Heimkehr in den Armen seiner Zela zu Theil wurde. Doch lange sollte es nicht dauern, bis er ehelich mit der schönen Indianerin vereint werde; denn er hatte einen seiner Freunde, einen Geistlichen in New-Orleans, bewogen, seiner Trauung wegen eigens eine Reise nach Tampa-Bay zu unternehmen, und sobald dieser angekommen war, sollte der feierliche Act stattfinden.

Zela hatte ihren Pflegevater, den alten Häuptling, im Gefängniß gepflegt und getröstet, doch nie eine

Sylbe von ihrer bevorstehenden Verbindung mit einem Weißen verlauten lassen, da sie wußte, daß dieß den Kummer desselben nur vermehren würde.

Der Oberst Harney war indessen anderer Meinung. Er hatte von der Anhänglichkeit gehört, mit welcher Sam Jones an diesem Mädchen hing, und glaubte, daß sein Haß gegen die Weißen sich mildern würde, wenn er seine Pflegetochter, den einzigen Nachkömmling Oceola's, mit einem Weißen vereinigt sähe. Er theilte seine Ansicht dem commandirenden Offizier mit, und man beschloß, auch diesen Versuch zu machen.

In demselben Saale, wo die achtzehn Offiziere und Beamten vor Anfang der Expedition ihr Trinkgelage abgehalten hatten, waren jetzt der commandirende Oberst von Florida, so wie die meisten der noch in Tampa-Bay wohnenden Offiziere versammelt. Der Saal war seit jener Zeit etwas aufgeputzt worden; denn er sollte nicht allein als Rathszimmer, sondern auch zur Abhaltung von Kriegsgerichten benutzt werden. Eine lange Tafel stand in seiner Mitte, an deren oberem Ende die zwei Obersten (Worth und Harney) präsidirten, während die anderen Offiziere an den Seiten Platz genommen hatten.

„Laßt den Häuptling vorführen," rief der Oberst Worth der an der Thür harrenden Ordonnanz zu. Ehe jedoch der Befehl vollzogen wurde, flüsterte Harney seinem Senior-Offizier einige Worte zu, dieser nickte bejahend, und der Cavalerie-Oberst folgte der Ordonnanz. Er rief den Mann zurück und befahl

ihm, dem Häuptling, ehe man ihn in die Versammlung bringe, seine sämmtlichen Waffen zurückzugeben, da er wohl wußte, daß ein Indianer-Häuptling sich entehrt fühlt, wenn er ohne diese in einem Council erscheinen soll.

Sam Jones trat herein. Ueber seiner Schulter hing die Büchse, und im Gürtel staken Tomahawk und Jagdmesser. In dem geflochtenen Zopfe war eine schwarze Feder befestigt, die sein Gesicht beschattete, und nur zum Theil eine leinene Bandage verbarg, welche ihm, in Folge einer im letzten Gefechte empfangenen Kopfwunde, angelegt worden war. Auch sein linker Arm war gebrochen und in hölzernen Schienen fest an seinen Körper gebunden. Trotz dem war sein Blick kühn und seine Haltung aufrecht; kein Zeichen verrieth die körperlichen Schmerzen, die er geduldet, oder die Demüthigung, die sein unbeugsamer Charakter durch die Tücke des Schicksals, die ihn zum hülflosen Gefangenen seiner Todfeinde gemacht hatte, mußte erfahren haben. Stolz stand er da, und seinen rechten Arm auf die Mündung der guten Rifle gestützt, fragte er keck die versammelten Offiziere, was man von ihm verlange.

„Großer Häuptling,“ redete Oberst Worth, der eigenthümlichen Sprache der Indianer sich bedienend, den Seminolen an, „der Gott der Weißen hat sich mächtiger gezeigt, als der der Indianer, er hat den Kindern des Donnergottes ihre Büchsen und Beile zerbrochen, ihre Wigwams zerstört und sie wehrlos in unsere Hände geliefert. Doch der weiße Mann ist stark, er

verschmäht es, seine rothen Brüder seine Kraft fühlen zu lassen. Er will ihnen größere Jagdreviere schenken, welche die ewig grünen nach dem Tode noch übertreffen sollen. — Begrabet deßhalb die Streitart, großer Häuptling, und vergesset den Warhoop, reicht dem weißen Manne den grünen Friedensbusch und lasset Eure Kugel künftig nur die Herzen von Hirschen durchbohren. Geht hin und sagt auch Euren Kriegern, die jetzt noch im großen Cypressensumpfe den Tomahawk schwingen, daß sie künftig in den Ebenen von Arkansas den großen Buffalo statt des mageren Rehes schießen sollen. — Dafür soll Sam Jones ein großer Häuptling jenseits des großen Sees (Meerbusen von Mejico) werden, ungestört soll er in den Prairieen den Buffalo jagen; denn der Weiße wird sein Freund sein und ihn beschützen."

Als diese Worte dem Seminolen-Häuptling durch die zu diesem Zweck gegenwärtigen Dollmetscher wörtlich übersetzt worden waren, lächelte er verächtlich.

„Capitain," versetzte er, „wenn der erfahrene Krieger auch nur das Geweihe eines Hirsches erblickt, so weiß er doch, wohin er die Mündung seiner Büchse halten muß; wenn er den Schwanz eines Eichhörnchens auf der hohen Sycomore gewahrt, so weiß er, daß der Kopf darunter steckt. — Eure Worte klingen süß, aber Eure Zunge ist bitter. — Ich will Euch an die Ufer eines klaren Baches führen, und Ihr sollt mir sagen, ob Ihr nicht einen Weißen in dem Wasser erblickt." (Mit anderen Worten: ich werde

Euch einen Spiegel vorhalten, und Ihr sollt mir sagen, ob Ihr nicht Euer Ebenbild darin erblickt.)

„Unsere Väter sagten uns, daß die ihrigen schon seit langer Zeit ungestört im Besitze ihrer Wälder und Hammocks gelebt hätten. Auch die jüngeren Krieger können sich noch der Zeit erinnern, wo sie ohne Arg durch die Prairieen streiften. Ihre Kugeln trafen nur das braune Reh oder die furchtsame Turkey, in ihren Wigwams hörte man nur das Frohlocken der Buben, wenn der Krieger von der Jagd heimkehrte, ihre Propheten weissagten ihnen nur Glück. Von den sumpfigen Gründen des Cynabella-Flusses bis zu den dunklen Hainen Micanopy's machte ihnen Niemand die Hammocks streitig, nur ein Panther blickte wohl den Krieger grimmig an, oder eine wilde Katze heulte ihm entgegen."

„Da erschienen die blassen Gesichter. Sie betrachteten die Hammocks und fanden, daß sie fruchtbarer seien als die Gründe um ihre eigenen Wigwams. Sie erblickten das Wild in unseren Wäldern und fanden, daß sie es nicht zählen könnten. Sie schmeckten das Fleisch des plumpen Bären, des zahmen Eichhörnchens, und liebten es. — Dann sprachen die blassen Gesichter zu unseren Kriegern: gehet hin und begrabt Eure Brüder fern von den Gräbern Eurer Väter, traget Eure Wigwams aus dem dunkeln Schatten der Lebenseichen, erjagt Euer Wild in anderen Gründen, damit wir die Prairieen umpflügen und die Hammocks lichten; denn unser Gott ist mächtiger als der große Geist der Rothen."

„Die Weißen gewahrten unsere Töchter und wähnten die braunen Squaws schöner als die possumartige Farbe der ihrigen. Eure Brüder rissen die Squaw unseres ersten Häuptlings, Oceola, aus ihrem Wigwam und führten sie von dannen. — Da trafen die Kugeln der Rothen die treulosen Herzen der Blassen. Unsere Krieger färbten die Tomahawks mit ihrem Blute und stumpften ihre Messer an den vielen Scalps. — Aber der große Geist zürnte seinen Kindern, und die Gebeine unserer Häuptlinge bleichen in den Prairieen."

„Sam Jones soll seinen Kriegern, die noch im Cypressen-Sumpfe den Kriegsruf ertönen lassen, gebieten, den Tomahawk zu begraben, sagt der Capitain der Weißen. Nein, nein, der Tod eines Kriegers ist besser als der eines Gefangenen, Sam Jones ist nicht neidisch."

„Sam Jones ist ein erfahrener Krieger, er kennt die Treulosigkeit der blassen Gesichter. Der weiße Capitain aber ist eine Squaw, die dem Krieger Alligatorenfleisch, in eine Rehhaut gehüllt, vorsetzt; der Krieger aber erkennt es am Geruche und weist es zurück."

Der commandirende Oberst nahm nun wieder das Wort, stellte dem Häuptling das Zwecklose seines Trotzes dar und forderte ihn wiederholt auf, seine noch freien Krieger zur Ergebung zu überreden, indem sie nur dadurch von einem unvermeidlichen Tode gerettet werden könnten. Aber Alles war vergebens. Nochmals wiederholte er, daß der Tod auf dem

Schlachtfelde ehrenvoller sei, als in schmachvoller Gefangenschaft zu sterben; daß er, obschon ihm selbst das erstere Loos nicht zu Theil geworden wäre, seine noch unbezwungenen Krieger doch nicht überreden wolle, das seinige zu theilen. Dann aber schwieg er und antwortete gar nicht mehr auf die ihm gestellten Fragen.

Oberst Harney ging jetzt wieder hinaus und kehrte bald, von seiner Zela begleitet, zurück. Zärtlich umarmte diese ihren Pflegevater, stellte seine Büchse beiseite, untersuchte seinen Arm, schob die Binde an seinem Haupte wieder zurecht, und nachdem sie durch diese liebevolle Aufmerksamkeit die Gedanken des Alten von seinen tristen Meditationen über die von den Weißen erlittene Unbill abgelenkt hatte, versuchte sie, sein Herz mit Hoffnung zu erfüllen. Sie malte ihm mit hellen Farben die herrlichen Jagdreviere aus, die seiner im neuen Vaterlande harrten, sie schilderte ihm die großartigen Urwälder Arkansas, die zu jeder Zeit von Rehen, Rackoons und Eichhörnchen wimmelten, sie sprach zu ihm von den fetten Büffeln, die in ganzen Heerden seinen Wigwam umschwärmen würden, sie sagte, daß er, als Chef der Seminolen unumschränkt dort herrschen würde, und ging dann allmählich in einen, die Handlungsweise der Weißen entschuldigenden Ton über. Sie stellte ihm vor, daß sie durch diese Freigebigkeit das Geschehene wieder gut gemacht hätten, und bat ihn, sich in die Fügungen des Schicksals zu ergeben.

Anfangs hörte ihr der alte Häuptling mit ge-

spanntem Interesse zu, bei dem letzteren Theile ihrer Rede aber wandte er sich von ihr ab und schüttelte ungläubig das Haupt.

Aber wieder gelang es Zela, seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Sie redete mit ihm von der Wahrheit der christlichen Religion, von dem Princip der allgemeinen Vergebung, welche sie athme. Sie zeigte ihm, wie sich der große Geist seines Volkes so schwach bewiesen habe, daß er nicht einmal vermocht, seine Kinder vor den Weißen zu schützen; daß der Gott der Weißen der einzige wahre große Geist sei, und sagte ihm, daß auch sie, von dieser Wahrheit durchdrungen, diesem Gotte huldige.

Unwillig stieß sie der Häuptling von sich, als er das Letztere vernahm, und wollte sich entfernen. Zela aber hielt ihn umschlungen, weinte an seiner Brust und theilte ihm unter Schluchzen ihre bevorstehende eheliche Vereinigung mit dem Obersten mit. — Sie hing an seinem Halse, und die rechte Hand des Häuptlings ruhte auf ihrer Schulter; aber ein unheimliches wildes Lächeln malte sich in den Zügen des Alten, als er diese Worte hörte. Herausfordernd blickte er den Obersten an, der ängstlich den Eindruck beobachtete, welchen diese Nachricht auf den Häuptling machen würde; dann beugte er sich über seine Pflegetochter und flüsterte ihr zu:

„Soll Sam Jones nicht mehr sein verwundet Haupt in den Schooß seiner Tochter betten? Wird sie ihm nicht mehr wie früher lachend aus dem Wigwam entgegenspringen, um sich mit seiner Büchse

und dem erlegten Wild zu beladen? Zela kann nicht die Squaw des Feindes ihrer Nation werden, die Tochter Oceola's muß den weißen Mann hassen!"

Schluchzend bat ihn Zela, seiner früheren Liebe zu gedenken, aber der Häuptling lachte wild auf.

„Spricht Zela die Wahrheit, wenn sie sagt, sie wolle dem weißen Capitain ihre Hand reichen?"

„Ja! Die Tochter Oceola's kann nicht lügen."

Doch kaum waren die Worte über ihre Lippen, da zuckte das Messer des Seminolen-Häuptlings durch die Luft, — tödtlich getroffen sank Zela zu seinen Füßen. —

Wie vom Schlage gerührt starrten die Offiziere auf die schaudervolle Scene. Das Pistol in der Hand setzte Oberst Harney, wie ein Tiger, der auf seine Beute springt, über den Tisch; aber zur Rache war es zu spät, denn schon hatten die Schildwachen ihre Bayonnette in der Brust des Häuptlings begraben.

So endete Sam Jones, der letzte Häuptling der Seminolen.

Druck von Gebrüder Meyer in Braunschweig.

